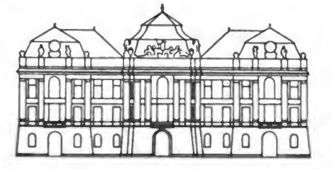
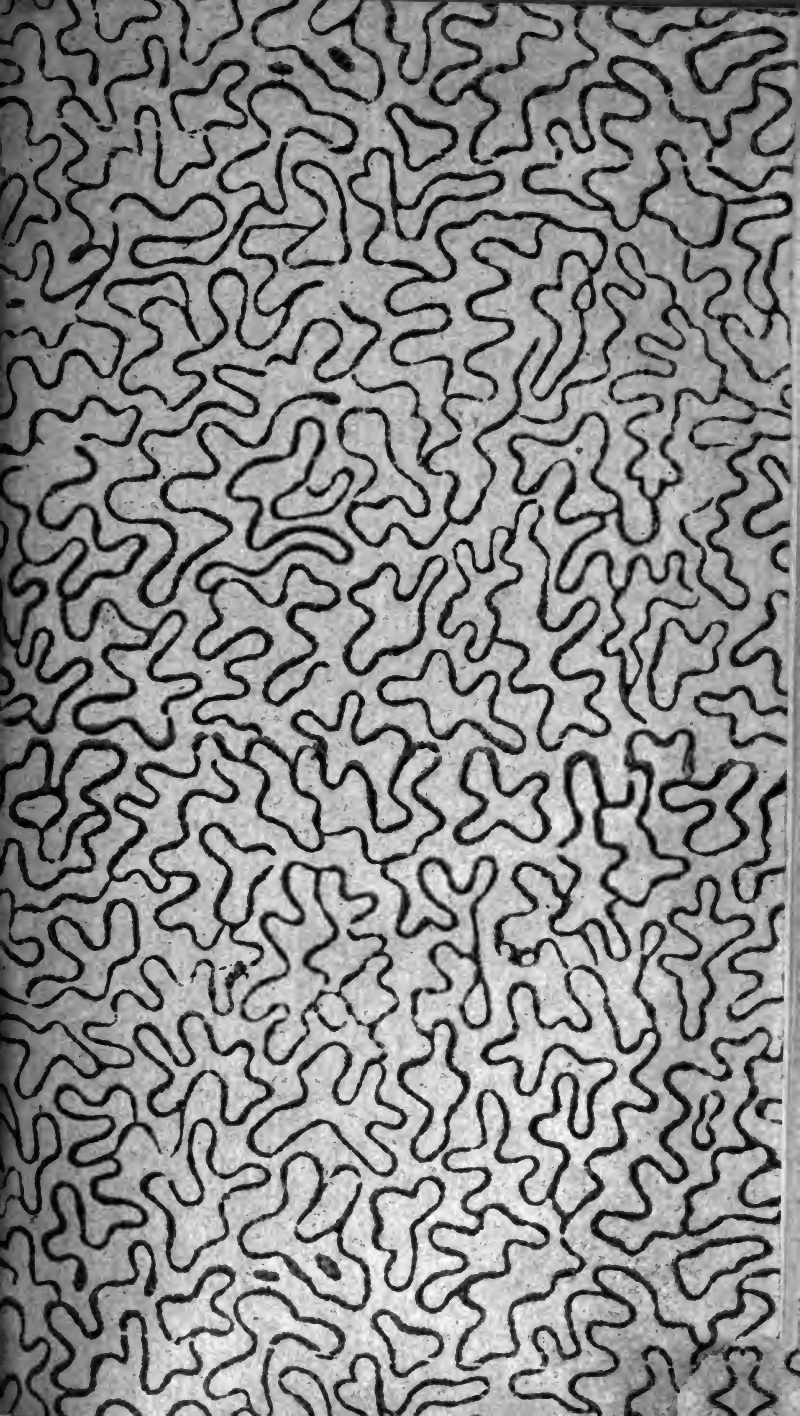






Geschichte der neuern Philosophie

seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften.



Von

Johann Gottlieb Buhle,

öffentl. ordentl. Professor der Logik und Mitgliede der Societät der Wissenschaften zu Göttingen.

Fünften Bandes Zweyte Hälfte.

Göttingen,

bey Johann Friedrich Röwer.

1804.


BIBLIOTHECA PALAT.
VINDOBONENSIS.

Geschichte
der
neuern Philosophie
seit der
Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften.

Fünfter Band.
Zweyte Abtheilung.

Geschichte
der
neuern Philosophie
seit der
Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften.

Viertes Hauptstück.
Geschichte der neuern Philosophie während des achtzehnten Jahrhunderts bis auf Kant.

Siebzehnter Abschnitt.
Geschichte des Streits über Materialismus und Determinismus in England.

Je weitere Fortschritte in der Cultur der theoretischen sowohl als der praktischen Philosophie während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gethan wurden, desto mehr mußten auch die Fragen über die Natur der Seele und über die Freyheit für die philosophische Wißbegierde an Reiz und Interesse gewinnen. Die Untersuchung des Erkentnißvermögens, seiner Gründe und Gesetze, womit man sich damals so eifrig beschäfftigt hatte, schien zu einer befriedigenden Aufklärung der erstern immer näher zu füh-

führen, und eine völlige Entscheidung der Ungewißheit zu versprechen, welche die ältern Philosophen hinterlassen hatten; und die Theorie des Sittlichen, die ebenfalls die Aufmerksamkeit der Denker so lebhaft auf sich gezogen hatte, konte ohne die Feststellung der Freyheit des Menschen nicht gedeihen. Man sah sehr bald ein, daß aller Streit über die höchste Regel und das Princip der Sittlichkeit fruchtlos und vergeblich sey, so lange es noch zweifelhaft blieb, ob es überall eine Sittlichkeit gebe, da diese ohne die Voraussetzung der Freyheit nicht möglich ist; und auch die Debatten über das Erkentnißvermögen, ungeachtet sie an und für sich ein Licht über die Natur der Seele verbreiten zu können schienen, bedurften doch selbst erst zu ihrer Beendigung eines Aufschlusses über diese. Es war also eine sehr natürliche Folge des damaligen Zustandes der Philosophie, daß die Natur der Seele und die Freyheit des Menschen Gegenstände wurden, welchen mehrere der scharfsinnigsten und ausgezeichnetsten Forscher ihre besondere Sorgfalt widmeten.

Zwar ist schon fast seit dem Entstehen der Philosophie über das Wesen der Seele und die menschliche Freyheit gestritten worden, und es hatten sich längst Parteyen gebildet, die entgegengesetzte Vorstellungsarten und Meynungen darüber behaupteten und verfochten. Aber um so mehr lohnte es itzt der Mühe, da nun eine beträchtliche Zahl verschiedener Ansichten, stärkerer und schwächerer Gründe und Gegengründe, bekant waren, welche die Geschichte der Philosophie darbot, einmal diese alle zusammenzustellen, zu vergleichen, zu prüfen, Resultate zu ziehen, und wenn diese nicht genugthuend waren, Versuche zu wagen, um eine neue und richtigere Ansicht zu gewinnen. Der her-

herschende theologische Glaube hatte in den neueren Zeiten bisher, bey allen anderweitigen Differenzen der kirchlichen Confessionen, die freye Thätigkeit der philosophirenden Vernunft in Ansehung jener Gegenstände der Speculation, wo nicht völlig gelähmt, doch gefesselt und in engen Schranken gehalten. Die Behauptung des Materialismus und Determinismus, galt nicht nur bey Vielen für eine arge philosophische Heterodoxie, was den Personen ihrer Vertheidiger allenfalls unbedenklich und gleichgültig seyn konte; sondern sie galt auch für eine der Religion, und, wie man unmittelbar hieraus folgerte, dem State verderbliche Kätzerey, und dieses Vorurtheil konte denjenigen Philosophen, die in jener Behauptung ihre Ueberzeugung auszusprechen glaubten, höchst gefährlich werden, und wurde es, wie das Beyspiel Bayle's u. a. lehrt, wirklich. Die theologischen Dogmen der herschenden Kirchen setzten die Geistigkeit der Seele voraus, oder lehrten sie ausdrücklich, und nicht minder, selbst in der protestantischen Kirche, den Indeterminismus, obgleich die Lehre von der Nichtfreyheit des Menschen sogar unter den Stiftern und Häuptern der Reformation entschiedene Anhänger und Apologeten fand. Die Lehrer des Spiritualismus und Indeterminismus hatten also die Mehrheit der Stimmen für sich; sie konten ein Argument benutzen, was der Gegenparten abzugehen schien, die Appellation an die Offenbarung; und bey dem Uebergewichte des theologischen Vorurtheils unter dem großen Haufen der Gelehrten, bey den politischen Verhältnissen der Kirche, die mit dem Glauben an ihre Satzungen so enge verknüpft waren, konten sie leicht ihre Gegner, wenn auch nicht philosophisch gründlich widerlegen, doch durch Geschrey übertäuben, sie verdächtig machen, und

Güter, Ehre und Leben derselben in Gefahr bringen. Unter solchen Umständen fühlt sich die Vernunft gleichsam eingeschüchtert, und es entfällt ihr der Muth zu einer freyeren Speculation, oder doch zu einer öffentlichen unbefangenen Darstellung der Resultate derselben. Erst mußte sich also der philosophische Geist eines Volks von den Fesseln, welche ihm religiöse Vorurtheile und die darauf gegründete kirchliche Autorität anlegten, befreyen, ehe Untersuchungen über philosophische Gegenstände recht gedeihen konten, deren Ausgang für jene vielleicht nicht erwünscht war. Diese Geistesfreyheit aber zeigte sich zuerst in England und Frankreich, jedoch in jenem Lande auf eine Art und unter Umständen, die der Wahrheit ungleich günstiger waren, als die Art und die Umstände, wie und unter welchen sich dieselbe in dem leztern Lande emporhob. In England entwickelte sich die philosophische Geistesfreyheit überhaupt durch die inneren politischen Streitigkeiten des Volks, und sie wurde nach und nach nicht nur durch die herschend gewordene Denkweise der Nation, sondern auch durch öffentliche Gesetze autorisirt und befestigt. In Frankreich hingegen wurde eben diese philosophische Geistesfreyheit von einzelnen kühnen Schriftstellern nur gleichsam erschlichen, und die Hierarchie der Geistlichkeit, die oft auch die Regierung in ihr Interesse zu ziehen wußte, kämpfte unaufhörlich dawider, und anfangs mit Vortheile. In England ward die freyere philosophische Untersuchung mit einem lautern Sinne für Wahrheit, mit männlichem Ernste und Eifer angestellt; in Frankreich war sie mehr eine Frucht der Laune, des Witzes, des Muthwillens, und der Geistesstimmung einzelner genialischer Köpfe, auf deren Speculation zugleich ihre persönlichen individuellen Verhältnisse einwirkten. Je weni-

weniger Hindernisse ihrer Wirksamkeit den Englischen Philosophen von Seiten des Stats oder der Kirche in den Weg gelegt wurden; desto weniger wurden sie verführt, ungerecht gegen philosophische Vorstellungsarten zu seyn, sie wegzuwerfen oder zu verhöhnen, welche mit dem Zustande der Kirche und des Stats verbunden, und deßwegen hergebracht waren. Das Englische Publicum ließ sich daher auch nicht sogleich durch das scheinbare Raisonnement einer Partey blenden; es hatte Achtung genug auch für die entgegengesetzte Partey, um den Schein des Raisonnements jener erst genauer zu prüfen, und nur nach ruhiger Prüfung zu entscheiden. Allein die französischen Philosophen, von dem lebhaftesten Hasse gegen den Despotismus der Regierung und der Geistlichkeit beseelt und getrieben, verfolgten mit Leidenschaft das entgegengesetzte Extrem. Für die Triebfeder des Despotismus des Hofes, sofern dieser auch die Verbreitung einer vernünftigen Aufklärung zu hindern strebte, hielten sie, und nicht mit Unrecht, die Geistlichkeit, und gegen diese waren also auch vorzüglich ihre Waffen gerichtet. Um die Hierarchie in ihrem Fundamente zu erschüttern, griffen sie die Autorität aller positiven Religion an, und dazu war ihnen nichts beförderlicher, als die Behauptung des Materialismus und Determinismus, die nothwendig zum allgemeinen Fatalismus hinleiten mußten, wobey alle positive Religion völlig gleichgültig oder vielmehr ganz aufgehoben wird. Es war also nicht bloß reines Interesse für Wahrheit, was die französischen Philosophen zu ihrer Untersuchung bestimte, und sie dabey regierte; es war zugleich eine, wenn auch an sich nicht ganz ungerechte, doch dem Sinne für Wahrheit und der Unbefangenheit nachtheilige persönliche Privatleidenschaft, die hier eben-

ebenfalls ihren Einfluß äußerte. Die französischen Philosophen führten daher auch nicht die Sprache mäßiger, bescheidner, wahrhaft philosophischer Debatten; sie suchten vielmehr ihr Publicum durch schimmernden Witz zu blenden, ihm durch Declamation zu imponiren. Da der gebildetere Theil des Publicums auch mit den französischen philosophischen Schriftstellern die leidenschaftliche Animosität gegen den Regierungsdespotismus und die Hierarchie theilte; so nahm es alle die philosophischen Werke, die auf Zerstörung der positiven Religion und mit dieser der Hierarchie abzweckten, mit lautem Enthusiasmus auf. Was in diesen beabsichtigt wurde, geschah. Das Publicum ward überredet oder geblendet; denn es ließ sich gerne überreden und blenden. Es nahm die neuen ihm dargebotenen Resultate einer mehr libertinen als liberalen Speculation an, weil sie seiner Stimmung schmeichelten, ohne strengere Prüfung. Und so ward für Wahrheit und Wissenschaft durch die französischen Philosophen ungleich weniger gewonnen, als durch die Britischen. Ich habe deßwegen der Geschichte des Streits über Materialismus und Determinismus, so wie er in England geführt wurde, einen besondern Abschnitt gewidmet; wozu mich auch noch die Ursache bewog, daß der Streit ausschließlich jene Gegenstände betraf, anstatt daß die Lehren der französischen Philosophen über die Natur des Seelenwesens und über die Freyheit mehr in ein ganzes philosophisches System verwebt waren, und als Folgerungen aus demselben dargestellt wurden.

Der Streit über Materialism und Determinism in England hieng genau mit den früheren Streitigkeiten zusammen, welche die Philosophie des David

Hume

Hume veranlaßt hatte, und deren oben gedacht worden ist. Außer Reid, Beattie und Oswald hatte auch Joseph Priestley, ein Geistlicher zu Birmingham in der Grafschaft Warwick, der gegenwärtig in Nordamerica lebt, an den letzteren Theil genommen. Er war jedoch nicht bloß Gegner Hume's, sondern auch Gegner der genannten Schriftsteller. Er vertheidigte gegen Hume die Rechte der natürlichen Religion, und gegen diese die Rechte der philosophirenden Vernunft, welche den Aussprüchen des gemeinen Menschenverstandes unterworfen werden sollten. Von seinen hierher gehörigen Schriften werde ich unten noch genauer reden. In einer dieser Schriften, welche gegen Reid, Beattie und Oswald gerichtet war*), schien Priestley den Materialismus in Beziehung auf das menschliche Seelenwesen zu begünstigen, und dieß ward Veranlassung zu dem Streite darüber, welchen er hernach mit großer Lebhaftigkeit und Energie führte.

Im Spiritualismus werden die Begriffe Materie und Geist einander schlechthin entgegengesetzt; die Materie ist das Zusammengesetzte, Theilbare, und als solches ein Gegenstand der Sinne; der Geist ist das absolut Einfache, und kann nur gedacht werden; diesen Gegensatz, sofern er sich im Menschen ausdrückt, fand Priestley mit Recht unbegreiflich. Geist und Materie haben nach demselben gar keine Eigenschaft gemein, wodurch sie sich gegenseitig afficiren

*) An examination of Dr. *Reid's* Inquiry into the human mind; Dr. *Beattie's* Essay on the nature and immutability of truth; and Dr. *Oswald's* Appeal to common Sense. By *Joseph Priestley*; London 1774. 8.

ciren können. Die Materie ist im Raume, der Geist steht zu dem Raume in gar keiner Beziehung, und nimt auch nicht den kleinsten denkbaren Theil desselben ein; er existirt also im strengsten Verstande im Körper nicht mehr, als im Monde. Vielmehr nahm Priestley an, der Mensch sey ein einartiges zusammengesetztes Wesen (some vniform composition), und sowohl das Empfindungsvermögen, als alle übrigen sogenannten geistigen Kräfte, seyen nur ein nothwendiges oder zufälliges Resultat der organischen Structur des Gehirns; der ganze Mensch sterbe folglich mit dem Tode; und wir hätten keine Hoffnung, jenseit des Grabes fortzuleben, außer derjenigen, welche uns die Offenbarung gewährt.

Priestley hatte zwar diese seine Meynung vom menschlichen Seelenwesen und von der Fortdauer desselben nach dem Tode nur problematisch ausgedrückt. Dennoch aber erregte sie ein für ihn sehr ungünstiges Aufsehn, und seine Gegner entlehnten davon einen Vorwand, ihn des Atheismus, der Irreligion, und da er gleichwohl als Vertheidiger der Religion aufgetreten war, der Heucheley zu beschuldigen. Hierdurch fand sich Priestley bewogen, das Wesen der Materie und des Geistes nach ihrer Natur und ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu einander genauer zu untersuchen, und seine Vorstellungsart davon noch mehr zu bewähren; hauptsächlich aber darzuthun, daß die letztere der Offenbarung nicht nur gar nicht entgegen, sondern sogar dieser gemäßer sey, als der Spiritualismus, und für die Religion, namentlich die christliche, gar nichts davon zu fürchten sey. Die Früchte dieser Untersuchung sind in seinen Disquisitions relating

to matter and spirit dargelegt *), denen er auch noch eine Geschichte der philosophischen Lehre vom Ursprunge der Seele und der Natur der Materie beygefügt hat.

Vorläufig setzt er die Regeln voraus, welche Newton für die Methode der Naturforschung bestimt hat: 1) nicht mehr Ursachen zuzulassen, als zur Erklärung der Erscheinungen erfoderlich sind; 2) dieselben Wirkungen so viel wie möglich auf dieselben Ursachen zurückzuführen.

Die gewöhnliche Meynung von der Materie ist, sie sey eine solide oder undurchdringliche Substanz, die weiter keine Kräfte habe, und die in Beziehung auf Bewegung und Ruhe in einem völlig gleichgültigen Zustande sey, so lange sie nicht durch eine fremde Kraft bewegt wird. Diese Meynung wird zuvörderst von Priestley widerlegt. Die Materie ist nach ihm keine bloß und schlechthin träge Substanz, sondern sie enthält auch eigenthümliche Kräfte, und zwar wesentlich der gegenseitigen Anziehung und Abstoßung in allen ihren Theilen. Außer diesen Grundkräften und durch dieselben hat die Materie die Eigenschaft der Ausdehnung.

Es erhebt sich also die Frage: Kann die Natur und die Thätigkeit des Menschen lediglich aus den Grundkräften und wesentlichen Eigenschaften der Materie erklärt werden? Der Mensch ist ein empfindendes und denkendes Wesen. Die Fähigkeiten des

*) Disquisitions relating to matter and Spirit, with a history of the philosophical doctrine concerning the origine of the soul and the nature of matter, with its influence on Christianity, especially with respect to the doctrine of the pre-existence of Christ. London 1777. 8.

des Empfindens und Denkens haben ihren Sitz im Gehirne und dem Nervensysteme. Denn das Empfinden und Denken ist immer mit einem gewissen Zustande des Gehirns verbunden, und das Eine correspondirt mit dem andern, und hieraus läßt sich schließen, daß jenes eine Eigenschaft von diesem sey. Es giebt kein Beyspiel eines Menschen, der seine Denkfähigkeit behalten hätte, wenn das Gehirn verletzt war, und wo man bey Jemand Wahnsinn und Raserey antrifft, kann man mit Sicherheit schließen, daß eine Zerrüttung in seinem Gehirne obwalte.

Priestley bringt noch andere Gründe für den Materialismus vor, unter denen mehrere ihm eigenthümlich sind. Es ist eine bekante Erfahrung, daß die Entwickelung und Reife der Seelenkräfte zugleich mit der Entwickelung und Reife des Gehirns fortschreite; und daß umgekehrt, so wie die körperliche Organisation im Alter schwächer wird, auch die Seelenkräfte sich vermindern, und oft ganz aufgehoben werden. Offenbar hängt also die Vollkommenheit der Seelenkräfte in diesem Leben vom gesunden Zustande des Körpers und Gehirns ab, und ist ohne denselben gar nicht möglich. Es scheint daher eine sehr unphilosophische und selbst ungereimte Behauptung zu seyn, daß jene Vollkommenheit des Denkvermögens nach dem Tode, wenn Körper und Gehirn zerstört sind, noch in einem höhern Grade existiren sollte. Denn in diesem Falle müßte der Tod für das Denkvermögen vortheilhaft seyn, und bey einer solchen Voraussetzung müßte es auch verhältnißmäßig eine Krankheit des Körpers seyn. Je mehr sich der Körper seiner Auflösung näherte, desto freyer und ungehinderter müßten sich die Seelenvermögen äußern. Dennoch lehrt

lehrt uns die Erfahrung hiervon gerade das Gegentheil.

Zweytens: Alle unsere Ideen werden entweder unmittelbar durch die Sinne hervorgebracht, oder sind doch aus sinnlichen Eindrücken hergeleitet. Die Existenz der Ideen hängt also mit der Existenz des organisirten Körpers genau zusammen; Denken ist aber ohne einen Vorrath von Ideen nicht möglich; daß also die Möglichkeit des Denkens ohne einen organischen Körper statt finde, hat nicht nur an sich gar keine Evidenz, sondern steht auch mit der Erfahrung im directen Widerstreite. Clarke hatte hier den Einwurf gemacht, daß die Sinne vielleicht nicht die einzigen Werkzeuge der Ideen seyen; daß die letzteren wohl auch durch andere Mittel und auf andern Wegen der Seele zugeführt werden könten; daß folglich die Möglichkeit des Denkens nicht zugleich mit der Aufhebung der körperlichen Sinnesorgane wegfiele. Diese Vermuthung läßt sich zwar nicht schlechthin ableugnen. Allerdings können wir einmal andere Sinne gehabt haben, oder auch künftig bekommen, und also auch ganz andere Vorstellungen erhalten, als unsre gegenwärtigen sind. Allein auf der anderen Seite hat jene Vermuthung auch durchaus keinen factischen Grund, und kann daher zu einer solchen Behauptung nicht berechtigen. Wir werden sogar dadurch nicht einmal zu der Behauptung autorisirt, daß es nur möglich sey, Empfindungen und Ideen ohne körperliche Sinne überhaupt zu empfangen. Es komt hier darauf an, ob die Seele ein ihrer Natur nach vom Körper ganz unabhängiges Wesen ist, und das kann aus unsrer Erfahrung nie dargethan werden. Hätte die Seele in der That eine solche Unabhängigkeit vom Körper, so müßte sich doch dieselbe in gewis-

sen

sen Zuständen des Körpers, z. B. im Schlafe, in der Ohnmacht, verrathen, und gleichwohl wird davon nicht die geringste Spur entdeckt.

Drittens: Soll das Princip der Seele immateriell und unsterblich seyn, so würde hieraus fließen, daß es auch alle besondere Fähigkeiten desselben wären. Wir bemerken aber, daß diese vor dem Tode immer schwächer werden, und ganz verschwinden. Es kann hier also keine andere Schlußart gelten, als welche wir auch bey dem Körper anwenden. Aus dem Aufhören der Reizbarkeit der Sinne und des Bewußtseyns schließen wir auf den Tod des Körpers; und so müssen wir auch aus dem Verschwinden jener Seelenfähigkeiten schließen, daß die Seele ebenfalls zugleich mit dem Körper sterbe.

Viertens: Das immaterielle Seelenprincip im Menschen muß einfach und untheilbar seyn. Es kann keine Ausdehnung, keine Länge, Breite, oder Dicke haben; und eben die Einfachheit und Untheilbarkeit muß Allem zukommen, was sich auf dasselbe bezieht. Aber diese Hypothese läßt sich schlechterdings nicht mit der Beschaffenheit der Empfindungen und Ideen vereinigen. Die Ideen werden nothwendig durch äußere Objecte hervorgebracht und correspondiren denselben; manche jener Objecte sind theilbar, also müssen es auch die Ideen seyn; gleichwohl sind die Ideen nothwendig in der Seele nach der Trennung vom Körper. Wie ist hierbey die Einfachheit des Seelenwesens zu behaupten? Man nehme z. B. die Vorstellung eines Menschen. Nothwendig muß diese einem objectiven Menschen correspondiren; sie muß die Merkmale, Kopf, Stamm, Gliedmaaßen, enthalten; sie besteht demnach aus Theilen. Wie kann aber

aber ein Theilbares in einer untheilbaren Substanz befindlich seyn? Man kann hier also nichts anders annehmen, als daß, sofern die Seele Ideen von materiellen theilbaren Objecten enthält, sie selbst materieller Natur seyn müsse.

Fünftens: Ueberhaupt steht der Einfachheit und Untheilbarkeit der Seele nichts mehr im Wege, als die große Mannichfaltigkeit von Seelenzuständen, welche die Vertheidiger jener fast immer übersehen, oder worauf sie wenigstens nicht genug Rücksicht genommen zu haben scheinen. Diese große Mannichfaltigkeit der Seelenzustände ist nothwendig immer mit Veränderlichkeit verbunden, insbesondre mit Verbesserung und Verschlimmerung, welche der Zerstörung sehr nahe verwandt, und mit der natürlichen und vollkomnen Einfachheit der Seele ganz unverträglich sind.

Im Allgemeinen ist es nach Priestley ein sehr ungegründetes Vorurtheil, was man gegen den Materialismus hegt. Man hält ihn für der geoffenbarten Religion verderblich, anstatt daß er vielmehr ungleich besser mit ihr zusammenstimt, als die entgegengesetzte Vorstellungsart. Die leztere veranlaßt eine Menge schwieriger und unbeantwortlicher Fragen, denen wir beym Materialismus ganz entgehen. Z. B. Wie war der Zustand der Seele, bevor sie mit dem Körper verbunden wurde, und bey der Verbindung selbst? In welchem Zustande befindet sie sich während des Schlafs oder der Ohnmacht, wenn der Körper scheinbar todt ist, wie bey halb Ertrunkenen? Wie kann die geistige Seele ohne Körper nach dem Tode existiren? Alle diese und mehr andere ähnliche Fragen

las-

lassen sich beym Immaterialismus nicht so beantworten, daß die Vernunft dadurch befriedigt würde.

Hierzu kommen noch mehr Betrachtungen. Sieht man auf das Verhältniß des Menschen zur thierischen Welt, so muß man, wenn man jenem eine immaterielle Seele beylegt, diese auch den Thieren zugestehen, da sich die thierischen Seelen von der menschlichen nur in dem Grade der Vollkommenheit, nicht der Art nach, unterscheiden. Was will man aber alsdenn von dem Zustande der Thierseelen nach dem Tode denken, der hier weit schwieriger und unbegreiflicher wird, als beym Materialismus?

Die Spiritualisten pflegen eine sehr hohe Idee von der Würde immaterieller Substanzen und eine Art von Verachtung gegen Alles zu äußern, was materiell heißt. Bey dieser Denkart würden sie aber sehr in Verlegenheit gesetzt werden, wenn man sie fragte: was denn der Körper für einen Zweck und Nutzen habe? Diejenigen Philosophen des Alterthums, welche an die Präexistenz der Seele glaubten, nahmen freylich an dieser Frage keinen Anstoß; sie sahen den irdischen Körper für einen Kerker, für ein Hinderniß der Seele an, und waren also der Meynung, daß diese zur Strafe in jenen verbannt sey. Hingegen die neuern Philosophen haben die Hypothese von der Präexistenz der Seele und von begangenen Sünden vor der Geburt verworfen; dennoch haben sie die Lehre von der Verderbtheit der Materie beybehalten; sie können daher auf die obige Frage gar nicht vernünftig antworten.

Beym Spiritualismus ist auch das Verhältniß der Seele zum Körper, und der gegenseitige Einfluß bey-

beyder Substanzen ein unerklärliches Räthsel. Es läßt sich gar keine Art ihrer Vereinigung, kein Grund der Möglichkeit und Wirklichkeit derselben auffinden.

Wie einfach und der gegenwärtigen Natur und den Verhältnissen des Menschen angemessen ist dagegen der Materialismus! Der Mensch wird für nicht mehr und nicht weniger angenommen, als für ein Wesen, wie es uns die Erfahrung wirklich kennen lehrt. Sein Daseyn beginnt mit der Zeit seiner Empfängniß im Mutterleibe, vielleicht in einer noch früheren Periode. Die körperlichen und geistigen Fähigkeiten, welche an einer und derselben Substanz haften, entwickeln sich, reifen, und nehmen in gleichem Verhältnisse mit einander ab. Wird die menschliche Maschine aufgelöset, bleibt sie in diesem Zustande der Auflösung, bis es der allmächtigen Gottheit, welche ihr das Daseyn gab, gefällt, sie von neuem in's Leben zu rufen. Mit Hülfe des Materialism, meynt Priestley, läßt sich der Grund mancher Lehren wegräumen, wodurch das Christenthum außerordentlich verderbt worden ist, das in der That aus einem heterogenen Gemische heydnischer Begriffe besteht, die denen schnurstraks zuwider laufen, auf welchen das System der Offenbarung erbaut ist. Das christliche System verheißt den Gerechten keine Belohnung bis zur allgemeinen Auferstehung derselben, noch den Bösen eine Strafe bis zum Ende der Welt. Das System des Immaterialismus im Gegentheile macht es nothwendig, für die Seelen der Verstorbenen irgend einen Aufenthaltsort auszumitteln, wo sie, da sie in einem Zustande des Bewußtseyns existiren, nothwendig auch in einem Zustande des Vergnügens oder Schmerzes, der Belohnung oder Strafe, sich befinden. Da sich gleich-

wohl in der Erfahrung gar kein Datum zur Erkentniß der Beschaffenheit eines solchen intermediären Zustandes der Seele darbietet; so sind hieraus die mannichfaltigen Träume über diesen Gegenstand, und insbesondre die Lehre der Priester vom Fegefeuer, die in der katholischen Kirche zur Beförderung eines irreligiösen Aberglaubens, und zur Befestigung der Hierarchie über die Gemüther, so mächtig gewirkt hat, entsprungen. Priestley führt noch mehr andere Beyspiele an, wie das System des Immaterialismus nachtheiligen Einfluß auf die positiven Religionssysteme gehabt habe.

Bey der weiteren Ausführung und Vertheidigung der materialistischen Hypothese über die Natur der Seele hat P. auch mehrere Einwürfe genauer geprüft, welche sich gegen diese vorbringen lassen, vornehmlich solche, die nicht auf einem Misverstande der Natur der Materie, ihrer Kräfte und Eigenschaften, beruhen. Erstlich: Die wesentlichen Eigenschaften der Materie sind Figur und Bewegung. Mit diesen haben das Empfinden und Denken gar nichts Analoges, und es ist daher nicht einzusehen, wie beydes durch die Materie möglich werde. Die Stärke dieses Einwurfs liegt nach Priestley lediglich in unserer Unwissenheit. Wir können allerdings nicht einsehen, wie die Materie empfinde und denke; aber wir können eben so wenig auch die Unmöglichkeit beweisen, daß die Materie nicht die Fähigkeit dazu enthalten könne. Zwischen Sehen, Hören und Riechen ist nicht die entfernteste Aehnlichkeit, und doch sind diese Fähigkeiten einem und demselben Seelenvermögen eigen. Wer nur hören könte, würde auch nicht begreifen, wie der Mensch im Stande sey, zu sehen; aber er könte daraus die Unmöglichkeit des Sehens nicht beweisen;

das

das Sehen ist dennoch Thatsache. Der Immaterialismus gewinnt durch den obigen Einwurf nicht nur nichts; sondern man kann ihn sogar gegen ihn selbst vorbringen. Wir können um nichts mehr einsehen, wie eine immaterielle Substanz empfinden und denken möge, da wir überhaupt keinen deutlichen Begriff weder von der Substanz, noch von den Eigenschaften eines Geistes haben.

Man hat sich zweytens auf die Existenz der abstracten Begriffe berufen, die sich nicht mit dem Materialism reimen lasse. Könte die materielle Seele auch auf das reflectiren, was in ihr vorgeht; so würde sie doch nichts als materielle und particulare Impressionen in sich antreffen; allein abstracte und metaphysische Ideen könten nicht in ihr vorkommen. Dieser Einwurf wird durch eine unrichtige Meynung von dem Ursprunge und der Natur der abstracten Begriffe veranlaßt. Wenn man diese nach dem Platonischen Systeme für angebohren und für ganz verschiedenartig von sinnlichen Vorstellungen hält; so erhebt sich freylich die Schwierigkeit, wie sie in der materiellen Seele seyn, oder durch diese erzeugt werden könten. Priestley aber beruft sich auf die Lockische Deduction der abstracten Begriffe, nach welcher die Entstehung derselben dem Materialism im geringsten nicht widerstreitet. Es erhellt aus derselben, daß alle sogenannte abstracte Ideen particular sind, und daß die Abstraction nur in der Weglassung solcher Merkmale der Ideen besteht, welche den individuellen Gegenständen, worauf sie sich beziehen, eigenthümlich sind.

Drittens: Die Seele bestimt sich nach Gründen zu Zwecken, und sie kann deßwegen nicht materiell

riell seyn. Es wäre ungereimt, anzunehmen, daß die Materie durch Argumente, Syllogismen und Demonstrationen bewegt würde. In der gesellschaftlichen Unterhaltung bringen Worte ein Gelächter, oder einen leidenschaftlichen Zustand hervor. Diese Affectionen können nicht die physischen Wirkungen der ausgesprochenen Worte seyn; denn da würden sie immer dieselbe Wirkung hervorbringen, man möchte sie verstehen oder nicht; sie müssen also in dem Sinne der Worte ihren Grund haben, der etwas immaterielles ist, und durch den Verstand auf den Körper einwirkt, und in diesem die Bewegungen der Lebensgeister, des Blutes und der Muskeln erregt. Priestley antwortet: Gründe und Ideen können nicht schlechthin für immaterielle Dinge angenommen werden. Man behauptet damit Etwas, das erst eines Beweises bedarf. Wird übrigens einmal als Factum vorausgesetzt, und muß es vorausgesetzt werden, daß Gründe die materielle Seele zur Thätigkeit bestimmen, so ist es gewiß viel leichter zu begreifen, wie sie dieß thun, wenn sie Affectionen einer materiellen Substanz sind, als nach der Hypothese, daß sie zu einer Substanz gehören, die mit der Materie gar nichts gemein hat.

Ein vierter Haupteinwurf gegen den Materialismus wird entlehnt von dem Bewußtseyn der Identität der Person. Dieses vereinigt alle Kräfte und Aeußerungen der Seele als Einem Subjecte angehörig, und ist also einfach. Priestley meynt, daß dieß Bewußtseyn nichts weiter ausdrücke, als: daß ich nur Eine Person, Ein empfindendes und denkendes Wesen, und nicht zwey Personen bin. Dieß ist aber nicht mehr ein Beweis dafür, daß die Person

nicht

nicht getheilt werden könne, als daß Eine Sphäre, die Ein Ding ausmacht, ein Beweis ist, daß sie gleichfalls aus untheilbaren Materialien bestehe. Man kann zwar Eine Sphäre nicht so theilen, daß zwey daraus werden; aber die Materie derselben kann doch so getheilt werden, daß sie gänzlich aufhört, eine Sphäre zu seyn, und eine solche Theilbarkeit wird von der Person des Menschen behauptet.

Man kann fünftens gegen den Materialism einwenden, daß das Princip des Bewußtseyns absolut im Menschen zu existiren, und nicht jeder Partikel des Gehirns anzugehören scheine; daß also auch deßwegen die Seele nicht materiell seyn könne. Hierauf antwortet Priestley, daß es eben sowohl eine Einheit des ganzen Nervensystems, wie eines einzigen Atoms geben könne, und daß eine gewisse Quantität des Nervensystems sogar nothwendig sey, um die mannichfaltigen zusammengesetzten Ideen und Affectionen zu bewirken, die zum menschlichen Geiste gehören. Das Gefühl, welches dem Ich correspondirt, scheint dem P. nicht so wesentlich von anderen zusammengesetzten Ideen verschieden.

Sechstens: Folgt man dem Systeme des Materialismus, so ist die Möglichkeit einer Vergleichung der Ideen nicht zu erklären; also auch nicht, wie ein Urtheil, ein Schluß, wie ein Begriff von Harmonie und Proportion entstehe. Gesetzt auch, daß nach Hartley's Hypothese die Ideen durch eine Vibration im Gehirne verglichen werden; so muß es doch eine vom Gehirne verschiedene Substanz seyn, welche sie wahrnimmt, und den Zustand des Gehirns beobachtet. Priestley erwiedert, man misverstehe das materialistische System, wenn man glaube, daß die

Vibrationen des Gehirnes selbst die Vorstellungen seyen. Diese seyen vielmehr bloße Vibrationen, ohne daß irgend eine Perception sie begleite. Aber er nimt an, daß das Gehirn außer seiner Kraft der Vibration auch noch ein Wahrnehmungs- oder Empfindungsvermögen habe, weil sich gar kein Grund denken lasse, warum man ihm dieses Vermögen absprechen wollte. Wird indessen die Existenz eines solchen Vermögens eingeräumt, so lassen sich alle Erscheinungen der menschlichen Seele auf das materielle Nervensystem zurückführen, und das Empfindungsvermögen kann eben so gut einem ganzen Nervensysteme, wie einem Atome, eigen seyn.

Die Spiritualisten berufen sich siebentens auf das Vermögen der willkührlichen Aufmerksamkeit. Die Aeußerung desselben sey ein geistiger Zustand, und könne nicht Wirkung einer materiellen Vibration seyn. Es scheint, daß Priestley, um diesem Argumente auszuweichen, ein besonderes, wenn auch mit der Freyheit zusammenhängendes, Vermögen der Seele zur willkührlichen Aufmerksamkeit leugne. Die Aufmerksamkeit auf eine Idee ist nach ihm nichts weiter, als die bloße Wahrnehmung derselben, und eine fortgesetzte Aufmerksamkeit ist also auch nichts mehr als eine fortgesetzte Wahrnehmung.

Achtens: Erwägt man den Zustand des menschlichen Geistes, während er im Bewußtseyn seiner Vorstellungen und der Denkthätigkeit ist, so ist offenbar ein wesentlicher Unterschied zwischen den Ideen und dem Geiste, der sich mit ihnen beschäfftigt. Das Gehirn kann sich nicht selbst betrachten, so wenig wie der Leser zugleich das Buch seyn kann. — Aber, fragt Priestley, wie will man denn wiederum den

Leser

Leser und das Buch in einem uneingekörperten Geiste unterscheiden? Der Geist muß doch ebenfalls einen Ort für seine Ideen (repository of ideas) haben, und ein Princip der Intelligenz, um Gebrauch davon zu machen. Er meynt, daß wenn jenes Argument auf der einen Seite gegen den Materialism beweise, auf der anderen die Untheilbarkeit eines Geistes, besonders der Gottheit, die alle mögliche Ideen umfaßt und beherscht, zweifelhaft gemacht werde.

Neuntens: Jeder Mensch betrachtet den Körper nur als sein, nicht als sich selbst. Der Körper wird von der Seele mit Freyheit beherscht, und muß dieser dienen. Ein jeder kann seinen Körper so bilden und gewöhnen, wie seine vernünftige Person es gut findet; er kann ihn auch verletzen, verstümmeln, oder gar durch Selbstmord ganz zerstören. Wäre der Mensch nun bloß Körper, so könte er ihn nicht von seiner Person (Seele) unterscheiden. Priestley entgegnet diesem Einwurfe fast sophistisch: Man pflege auch zu sagen: Ich weihe Seele und Leib. Was denn bey diesem Ausdrucke unter dem Weihenden verstanden werde? Strenge genommen könte nur der Körper von seiner Seele reden. Ueberhaupt sey jenes Argument vom Sprachgebrauche entlehnt, der auf gemeinen Volksbegriffen beruhe, und hier nichts beweisen könne.

Zehntens: In dem praktischen Menschen existirt offenbar ein zwiefaches Interesse, das Interesse der Vernunft, und das Interesse der Neigung, die nicht selten einander zuwider laufen, und verschiedenen Subjecten angehören müssen, nicht aber auf gleiche Weise in derselben Substanz, dem Körper, gegründet seyn können. Priestley giebt zu, daß die

Neigungen und die Vernunft mit einander im Widerstreite sind; er glaubt aber nicht, daß hieraus die Geistigkeit des Vernunftwesens folge. Die Neigungen werden in dem obigen Argumente dem Körper allein zugeschrieben; diese sind jedoch in einem ungleich heftigern Widerstreite mit einander, als die Neigungen und die Vernunft. Jene müßten also eben demselben Argumente zufolge mehrern Subjecten angehören, und doch werden sie dem Körper allein beygelegt. Sobald man Seele und Körper unterscheidet, wird auch sehr zweifelhaft, ob nicht vielmehr Begierde, Wille, Aeußerungen des Seelenvermögens sind?

Elftens: Es ist ein Princip im Körper, welches ihn aufrecht erhält, und seine Thätigkeiten zu seiner besseren Erhaltung regiert, und wenn er verletzt wird oder leidet, die Mittel zu seiner Wiederherstellung aufsucht und findet. Der Körper muß daher als eine Substanz angesehen werden, die noch unter der Direction eines andern Dinges steht, welches sein Regent und also specifisch von ihm verschieden ist. Priestley antwortet: Wir sagen auch, daß die Vernunft die Leidenschaften beherrsche, auf den Willen einwirke, vom Gedächtnisse Gebrauch mache, und daß diese letzteren Fähigkeiten jener ersteren dienen. Daraus aber folgt nicht, daß sie zu einer anderen Substanz gehörten, als der Vernunft.

Zwölftens: Die Seele ist ein selbstthätiges Princip; die Materie bedarf immer eines äußern Antriebes zur Bewegung; die Seele kann also nicht materiell seyn. Bey diesem Einwurfe bezweifelt Priestley die Voraussetzung, daß die Seele wirklich ein selbstthätiges Princip sey; es lasse sich auch nicht einmal ein Scheingrund dafür vorbringen.

gen. In ihrem gegenwärtigen Zustande, (und nach diesem allein können wir urtheilen), hat die Seele alle ihre Ideen einzig durch Vermittelung der Sinne; bevor sie aber Ideen bekommen hat, ist es ihr gar nicht möglich, irgend ein thätiges oder leidendes Vermögen anzuwenden. Ja es läßt sich annehmen, da alle Aeußerungen und Bewegungen der Seele mit Sensationen und Ideen verbunden sind, oder auf dieselben folgen, daß die letzteren die ersteren veranlassen und erzeugen. Was nun die fremde Kraft ist, welche eine Kugel in Bewegung setzt, das sind die Sensationen und Ideen für die Seele; denn ohne alle vorhergehende Sensationen oder Ideen läßt sich durchaus keine Selbstthätigkeit der Seele beweisen. Die Sensationen aber, als die eigentlich thätigen Principien im Menschen, sind körperlichen Ursprungs.

Dreyzehntens: Das denkende Princip in uns wird nie ermüdet und geschwächt; dagegen der Körper zuweilen vor Ermattung niedersinkt. Die Seele verrichtet im wachenden Zustande ihre Geschäffte zugleich mit dem Körper; aber sie bleibt auch während des Schlafs thätig, ohne nachzulassen; sie ist also immer thätig, und das berechtigt, auf ihre Immaterialität zu schließen.

Dieß Argument, erwiedert Priestley, beruht auf einer ganz falschen Vorstellung von der Sache. Das Gehirn ist in der That von dem übrigen Systeme des menschlichen Körpers so verschieden, daß es durch manche Unordnungen nur wenig afficirt wird, unter welchen das übrige körperliche System sehr leidet; so wie die Schenkel gesund seyn können, während wir in den Armen Schmerzen empfinden. Ist demnach das Gehirn selbst nicht unmittelbar afficirt, so kann

das Denkvermögen, da es vom Gehirne abhängt, sehr thätig seyn, obgleich der Körper übrigens krank ist. Aber daß die Seele im Schlafe auf's neue thätig werde ohne alle Hülfe des Körpers, ist gegen alle Erfahrung. Wir werden allem Anscheine nach durch das Denken gerade so ermüdet, wie durch Spazierengehn, und zu behaupten, daß der Körper allein in diesem Falle ermüdet wird, ist, wie P. sich ausdrückt, gratis dictum. Wir haben eben so viel Grund anzunehmen, daß in dem einen Falle die Kraft zu denken, als daß in dem andern die Kraft zu gehen erschöpft werde. Es ist unwahrscheinlich, daß wir im tiefen Schlafe überhaupt denken; im Gegentheile scheint die Denkkraft im Schlafe von neuem gestärkt zu werden durch dieselben Mittel, wie die Muskelkräfte.

Vierzehntens: Es verträgt sich nicht mit dem Materialismus, daß wir zuweilen ganz mit der Betrachtung abwesender oder bloß idealischer Gegenstände beschäfftigt sind, und darüber die Gegenstände um uns her, die auf unsere Sinne gegenwärtig einwirken, gar nicht wahrnehmen. Priestley meynt, daß die Geistesabwesenheit durch die vorhergehenden und gegenwärtigen stärkeren Ideen und Eindrücke bewirkt werde, welche verursachen, daß wir uns alsdenn anderer schwächerer nicht bewußt werden. Die Abwesenheit des Geistes ist etwas durchaus Unwillkührliches. Freye Wahl bringt uns nicht dazu, und verlängert sie auch nicht; denn dieß würde voraussetzen, daß der Geist doch während der Zerstreuung auch andere Objecte wahrgenommen hätte.

Funfzehntens: Eine der vornehmsten Ursachen, warum wir dem Materialism so abgeneigt sind, ist die Furcht vor der Zerstörung unsers Daseyns durch den

den Tod, welche beym Immaterialismus, wie wir uns einbilden, nicht statt findet. Priestley antwortet, daß nicht alle materielle Dinge schlechthin der Zerstörung unterworfen sind, außer in Umständen, welche nicht natürlich sind. Bloß die sehr zusammengesetzten Körper können eigentlich zerstört werden. Es ist möglich, daß der menschliche Körper der Zerstörung gänzlich entnommen werde, und wie die Offenbarung versichert, aus dem Vergänglichen das Unvergängliche, aus dem Sterblichen das Unsterbliche hervorgehe. Außerdem ist es gar keine nothwendige Folge, daß eine immaterielle Substanz ihrer Immaterialität wegen der Zerstörung nicht unterworfen sey. Wir wissen von der immateriellen Substanz nichts weiter, als daß sie nicht Materie ist. Ob sie nicht eben so gut zerstört werden könne, wie die Materie, das können wir hieraus gar nicht einsehen. Die gänzliche Unveränderlichkeit ist ein Attribut, das nur von der Gottheit erwiesen werden kann.

Priestley geht hierauf zur ausführlichen Prüfung eines Einwurfs gegen den Materialismus über, der von der Betrachtung des göttlichen Wesens hergenommen wird. Es gilt doch fast allgemein für eine Lehre der Offenbarung, daß die Gottheit im strengsten Sinne des Worts eine immaterielle Substanz sey, die nicht in einem Raume existirt. Man schließt aber auf das Wesen der Gottheit nach der Analogie des denkenden Princips im Menschen. Wäre nun das letztere die Eigenschaft einer materiellen Substanz, so könte auch das göttliche Wesen materiell seyn. Um diesen Einwurf zu widerlegen, oder ihm auszuweichen, hat Priestley sehr kühne Behauptungen über die Natur der Gottheit gewagt.

Er

Er erinnert vorläufig, daß wir eigentlich nur sehr wenig von uns selbst wissen, und also noch viel weniger von unserm Schöpfer und dessen Eigenschaften. Wir kennen die Werke Gottes nur sehr wenig, und also noch weniger sein Wesen. Ueberhaupt haben wir gar keinen deutlichen Begriff von dem Wesen der Dinge, und die Wörter Substanz, Wesen, sind zwar Namen, die uns aber keinen Begriff gewähren. Unser Begriff von der Materie geht nicht über die Kräfte derselben hinaus, und läßt uns völlig unwissend in Ansehung des Wesens selbst, in welchem die Kräfte der Materie gegründet sind. Vermögen wir nun nicht einmal bey der Materie über die Kräfte derselben mit unsern Begriffen hinauszugehen; wie viel weniger werden wir über die Kräfte, Attribute, Eigenschaften des göttlichen Wesens hinaus zur Erkentniß des leztern selbst zu gelangen im Stande seyn? Es sind aber die Kräfte und Eigenschaften der Gottheit, soferne sie aus den Werken dieser klar erhellen, nicht allein über die Kräfte und Eigenschaften des menschlichen Geistes, mit denen sie in Analogie stehen, so unendlich erhaben, sondern auch von ihnen in anderen Hinsichten so wesentlich verschieden, daß, was wir auch zur Bezeichnung der einen für Ausdrücke brauchen mögen, diese nur sehr uneigentlich auf die anderen sich anwenden lassen.

In zwey Hauptpuncten, die wir kennen, und wahrscheinlich in vielen andern, von denen wir gar nichts wissen, ist zwischen der göttlichen und menschlichen Natur, der endlichen und der unendlichen Intelligenz, eine höchst wesentliche Verschiedenheit. Die erste: daß unsere Aufmerksamkeit nothwendig immer auf Ein Ding beschränkt ist, anstatt daß die Aufmerksam-

samkeit Gottes, der alle Dinge schuf und erhält, alle Dinge zugleich und auf gleiche Weise umfaßt. Von diesem nothwendigen Attribute der Gottheit können wir durchaus keinen Begriff bilden, und folglich kann in diesem Betrachte kein endlicher Geist oder keine endliche Natur mit der göttlichen verglichen werden. Zweytens: Die Gottheit achtet nicht bloß auf alle Dinge, sondern sie muß auch fähig seyn, sie hervorzubringen oder zu vernichten. Auch hierin ist also die göttliche Kraft und Natur wesentlich von der unsrigen verschieden, und kein Ausdruck z. B. Wesen, Natur, der beyden gemeinsam ist, kann eigentlich gebraucht werden, um beyde zu bezeichnen. Da überhaupt die göttliche Natur Eigenschaften hat, die mit allen erschaffenen und endlichen Naturen unverträglich sind; so ist, obgleich eine gewisse Eigenschaft allen Wesen gemeinsam seyn muß, die irgend einen thätigen Einfluß auf einander haben, doch gar nicht einzusehen, wie die Gottheit die Eigenschaften anderer Substanzen auf eine solche Art besitzen könne, daß sie bey ihr mit denselben Namen belegt werden dürften. Z. B. das göttliche Wesen kann nicht Gegenstand irgend eines unserer Sinne seyn, wie alle Dinge, die wir materiell nennen; denn obgleich jenes als überall thätig auch überall seyn muß, so können wir doch seine Gegenwart durch unser Gesicht, Gehör oder Gefühl nicht wahrnehmen. Das göttliche Wesen also, außerdem daß es uns, wie jedes andere Wesen, gänzlich unbekant ist, hat auch Eigenschaften, die von denen aller übrigen Dinge wesentlich verschieden sind, und wir irren uns daher gewiß, wenn wir jenes mit diesen auf dieselbe Weise benennen.

Es

Es folgt hieraus, daß kein Beweis der Materialität des Menschen zugleich die Materialität der göttlichen Natur beweise. Wird immateriell so verstanden, daß es eine Substanz bezeichnet, welche Eigenschaften und Kräfte besitzt, die von denen der Materie wesentlich verschieden sind; so ist gegen den Ausdruck, wenn man ihn auf die Natur der Gottheit anwendet, gar nichts zu erinnern. Wird aber, sagt Priestley, im Sinne der neueren Metaphysik eine solche Substanz damit angedeutet, die durchaus keine Eigenschaft mit der Materie gemein hat, und selbst in gar keiner Relation zum Raume steht; so ist die Existenz einer solchen Substanz zu leugnen; weil jener Definition zufolge das göttliche Wesen von aller Verbindung mit der Welt, und von allem thätigen Einflusse auf dieselbe, der doch nicht geleugnet werden kann, abgeschnitten wird. Wir mögen inzwischen Ausdrücke brauchen, welche wir wollen, um die göttliche Natur zu bezeichnen; so kommen wir doch damit einem angemessenen Begriffe von ihr um nichts näher. Gott ist und muß immer für uns bleiben der Unbegreifliche, der Gegenstand unserer tiefsten Ehrfurcht und Anbetung. In Vergleichung mit Ihm sind alle andere Wesen — nichts und weniger als nichts; Er erfüllt Alles in Allem und ist Alles in Allem.

Ueberdem, bemerkt Priestley, sey der von ihm aufgestellte Materialismus gar nicht von der gröberen Art; die Materie erscheint hier nicht als des Verstandes und Willens durchaus unfähig; und so sey die Uebertragung jenes nicht bloß auf einen endlichen, sondern auch auf einen unendlichen Geist nicht so anstößig, wie sie den Anhängern der gewöhnlichen

Vor-

Vorstellungsart vorkomme. Was wir an der Gottheit verehren, sind die Eigenschaften der höchsten Weisheit, der Allmacht, der unendlichen Güte, der alles regierenden Vorsehung. Wie nun auch das Wesen beschaffen seyn möge, dem diese Eigenschaften zukommen, so muß es doch gleich ehrwürdig seyn, wir mögen es materiell oder immateriell nennen; indem es nicht die Substanz ist, als von welcher wir überall keine Ideen haben, sondern die Eigenschaften es sind, die den Gegenstand unserer Betrachtung und Verehrung ausmachen. Wir vermögen von Gott nichts weiter zu erkennen, als seine unendliche Weisheit, Macht und Güte. Von diesen empfinden wir die Wirkungen in jedem Augenblicke unsers Lebens; aber es ist uns unmöglich, die Substanz wahrzunehmen, welcher jene Eigenschaften angehören; unsere Erkentniß davon kann möglicherweise nur hypothetisch seyn; und wenn Jeder nur darauf achtet, daß seine Ideen von Gott mit den bekanten Attributen desselben zusammenstimmen, so sind sie gleich unschuldig.

Man hat von der Materie behauptet, daß sie der Selbstthätigkeit schlechthin unfähig sey, weil immer eine Bewegung eine andere voraussetzt, die wir als die Ursache von jener annehmen müssen. Allein wir können aus demselben Grunde schließen, daß der von uns sogenannte Geist auch keine Selbstthätigkeit habe; denn jede Idee uud überhaupt jede Determination des menschlichen Geistes setzt eine andere Idee oder eine körperliche Sensation voraus, durch welche sie verursacht wird; und wenn wir nach dem, was in unserm Bewußtseyn vorgeht, urtheilen, so ist der Geist gerade so wenig selbstthätig, wie der Kör-

per.

per. Von dem Ursprunge aller Bewegung oder Thätigkeit haben wir eigentlich gar keinen Begriff, und die Schwierigkeit wird gar nicht gehoben und auch nicht verringert, wenn man jenen Ursprung von der Materie in den Geist versetzt, und eben so wenig wird sie vermindert, wenn man ihn von einem erschaffenen auf ein unerschaffenes Wesen überträgt.

Wir wissen, es müsse eine erste Ursache seyn, weil wirkliche Dinge vorhanden sind, und doch nicht ohne eine erste Ursache hätten vorhander seyn können, und weil die secundaren Ursachen uns nothwendig auf eine erste leiten. Aber von dem Daseyn der ersten Ursache, deren Wirkungen wir nur kennen, wissen wir nichts, und verlieren uns ganz in der Speculation über dieselbe. Wir können jedoch sagen, daß die Speculation darüber bloß dieselben und keine größere Schwierigkeiten hat, wir mögen uns den Geist materiell oder immateriell vorstellen. Im Gegentheile hat das System des Materialismus unstreitig den Vortheil, daß es von einer anderen Schwierigkeit gänzlich befreyt ist, nehmlich: wie eine immaterielle Substanz auf die Materie wirken könne? Eine Schwierigkeit, die Priestley für eine absolute Unmöglichkeit hält nach den Begriffen, die gewöhnlich mit Materie und Geist verbunden werden. Die Idee von der reellen Allgegenwart Gottes verträgt sich ebenfalls eher mit dem Materialism, als mit dem Begriffe eines Wesens, das in gar keiner Relation zum Raume steht, und daher eigentlich nirgends existirt.

Priestley behauptet sogar, daß auch die heiligen Schriftsteller keineswegs den Immaterialismus von

von der göttlichen Natur lehren. Sie sagen, Gott sey ein Geist, aber sie verstehen hierunter bloß eine unsichtbare Kraft. Was uns die Bibel von Gott lehrt, ist, daß er alle Dinge erschaffen habe; daß Er Alles weiß und erkennt; daß Er überall gegenwärtig ist, und Alles regiert; daß Er ohne Anfang und Ende und unveränderlich ist. Mehr als dieses erfahren wir von der Natur Gottes nicht.

Da überhaupt die Zeugnisse der heiligen Schriftsteller von den positiven Theologen und auch den Philosophen benutzt werden, um die Immaterialität sowohl der menschlichen Seele, als der Gottheit zu bestätigen; so hat sich Priestley vorzüglich Mühe gegeben, aus jenen gerade das Gegentheil darzuthun, und zu zeigen, daß die positive Theologie vielmehr die materialistische Hypothese, als das Gegentheil voraussetze. Diese seine Untersuchung, eben weil sie das Gegentheil der hergebrachten Vorstellungsart zum Resultate hat, und beym ersten Blicke sehr parador scheint, ist überaus merkwürdig, und verdient eine genauere Erörterung, wobey ich nur das weglassen will, was lediglich auf die positive Theologie und nicht auf die Philosophie Beziehung hat. Man sagt, daß die Offenbarung den Immaterialismus lehre; aber wie und wo lehrt sie ihn denn? Dieser Gegenstand ist so wichtig, daß man glauben sollte, die heiligen Schriftsteller würden sich in der Geschichte der Schöpfung des Menschen, des Ursprungs seiner Sterblichkeit, in der Lehre von der Auferstehung, völlig bestimt und deutlich darüber erklärt haben. Dennoch beobachten sie nicht nur ein sehr auffallendes Stillschweigen über den Immaterialism; sondern äußern auch Manches, was uns bewegen muß, ihnen eine

ganz entgegengesetzte Vorstellungsart beyzulegen, wenige Stellen der Bibel ausgenommen, die man nach P's Meynung falsch übersetzt und verstanden hat, und die mit dem Sinne und Geiste der meisten übrigen Stellen in einem offenbaren Widerspruche stehen.

Gott schuf nach der Bibel den ersten Menschen aus einem Erdenkloße, blies ihm einen lebendigen Odem ein, und so bekam der Mensch eine lebendige Seele. Bloß der lebendige Odem macht hier den Unterschied zwischen der irdischen Form des menschlichen Körpers und dem vollendeten lebenden Menschen. Was war nun jener lebendige Odem? Daß er ein immaterielles Princip sey, davon ist gar nicht die Rede, und es läßt sich auch gar nicht aus den Worten der Schöpfungsgeschichte des Menschen in der Bibel folgern. Eben so wenig komt in der Erzählung der Bibel vom Ursprunge der Sterblichkeit des Menschen ein Datum für den Immaterialism vor; vielmehr das Gegentheil. In dem Urtheilsspruche Gottes über Adam nach dem Sündenfalle heißt es: Im Schweiße deines Angesichts sollst Du dein Brodt essen, bis Du wieder zu der Erde zurückkehrst, von der Du genommen warst; denn Du bist Erde, und sollst zu Erde werden. Das ganze alte Testament redet immer von der Sterblichkeit des Menschen überhaupt, und nicht des Körpers insbesondre. Endlich ist die Lehre des Christenthums von der Auferstehung mit dem Immaterialismus unverträglich. Diese, die den Christen als das Ziel aller ihrer Hoffnungen vorgestellt wird, ist dabey ganz überflüssig, und sogar nicht einmal wünschenswerth, weil die Tugend eines Geistes natürlicherweise eine viel vollkomnere Belohnung außerhalb dem Kör-

per

per empfangen würde. Die Lehre der Schrift, daß die moralische Vergeltung für die Handlungen der Menschen im gegenwärtigen Leben erst nach der allgemeinen Auferstehung statt finden werde, wird von sehr vielen Theologen angenommen, die doch nicht dahin gebracht werden können, die Immaterialität der Seele aufzugeben. Was haben denn diese Theologen für einen Begriff von einer immateriellen Seele, die Jahrtausende ohne irgend eine Idee oder Sensation existirt? Eine solche Existenz ist gerade so gut, als ob die Seele gar nicht existirte; so wie die Existenz der Materie aufgehoben wird, wenn man ihr die Ausdehnung nimt. Wird die reale Fortdauer der Seele nach dem Tode behauptet, und doch auch zugleich, daß alles Denken aufhöre, so behauptet man mehr um der Hypothese, als um eines wirklichen Nutzens willen. Diejenigen, welche keine Auferstehung annehmen, wohl aber einen moralischen Vergeltungszustand unmittelbar nach dem Tode, und deßwegen auch die Immaterialität der Seele glauben, haben doch einen vernünftigen Grund für den Immaterialismus, weil sie die Seele dadurch von der Katastrophe zu befreyen wähnen, welche den Körper durch den Tod trifft. Aber wie Christen, denen die Lehre von der Auferstehung ein Hauptartikel des religiösen Glaubens ist, den Immaterialismus so eifrig vertheidigen können, und nicht im Gegentheile diese Vorstellungsart überflüssig, und selbst ihrem Systeme nachtheilig erkennen, ist nicht so leicht zu erklären. Die Auferstehung hat erst alsdenn einen vernünftigen Grund, wenn gleich nach dem Tode des Körpers alle Thätigkeit der Seelenkräfte aufhört; und man ist berechtigt, hieraus zu folgern, daß die Seele nicht jenes vom Körper so unabhängige Wesen ist, für welches sie gewöhnlich gehalten wird. Nach dem christlichen

Systeme ist der Körper für alle Vorstellungen und Thätigkeiten der Seele nothwendig; und wenn dieß der Fall ist, warum sollte diese nicht auch in Ansehung ihrer Existenz von jenem abhängig seyn? Oder bestimter: Warum sollte nicht das Denkvermögen ein Vermögen des Körpers seyn, und eine von diesem verschiedene Seele gar nicht existiren?

Man hat hiergegen eingewandt, daß, wenn die Seele nicht die natürliche Fähigkeit habe, den Körper zu überleben, oder, wenn sie durch den Tod unvermeidlich zerstört wird, alsdenn die Auferstehung, da sie sich auf etwas nicht Existirendes bezöge, die Auferstehung von Nichts seyn werde, d. i. an sich selbst unmöglich sey; folglich die Auferstehung die unmittelbare Fortdauer der Seele nach dem Tode und also auch ihre Geistigkeit nothwendig erfodere.

Es ist wahr, erwiedert Priestley, daß das Denkvermögen nothwendig eine Substanz als ein organisirtes System, dem es inhärirt, voraussetzt. Wenn aber das Denkvermögen nothwendig mit dem Leben verbunden ist, so ist zur Wiederherstellung aller Kräfte und Vermögen des Menschen nichts erfoderlich, als die Wiederherstellung des Körpers, von welchem kein Theil verloren gehen kann, in den Zustand des Lebens. Man findet in allen Stellen der Bibel, wo der Zustand des Menschen im Tode geschildert wird, keine Spur von Empfindung, Genuß oder Gedanke; im Gegentheile sie enthalten solche Erklärungen, wodurch diese gänzlich ausgeschlossen werden. Es scheint freylich, daß Christus sich zuweilen des Ausdrucks Seele bedient, um damit ein vom Körper verschiedenes Wesen zu bezeichnen. Aber wenn er dieß wirklich that, was Priestley für ungewiß hält,

so

so mag er sich darin nach der herschenden Meynung seines Zeitalters bequemt haben; so wie er den Ausdruck einer Besitzung durch böse Geister von Rasenden gebraucht, und selbst zu diesen so spricht, als ob sie durch böse Geister getrieben würden, wiewohl er zuverlässig nicht an die Existenz derselben glaubte.

Er sagt inzwischen doch einmal: "Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, aber nicht die Seele zu tödten vermögen; sondern fürchtet euch vielmehr vor dem, der beydes, Leib und Seele, verderben kann in der Hölle." Wenn wir gleichwohl auf die einstimmigen Aussprüche in der heiligen Schrift, und namentlich auf die Reden und Parabeln des Erlösers genauer achten; so findet die Strafe in der Hölle nicht eher, als nach der Auferstehung statt. Die Meynung Christi kann also nur seyn, daß Menschen bloß in diesem Leben Gewalt über uns haben; aber Gott in dem künftigen Leben; und unter der Seele wird von ihm nichts anders als das Leben überhaupt verstanden. Hätten die heiligen Schriftsteller wirklich die Idee von der Seele gehabt, als einem wesentlich vom Körper verschiedenen, unabhängigen, und immateriellen Principe im Menschen; so würden sie doch wohl irgend einen Gebrauch derselben in ihren Argumenten für die Existenz eines künftigen Lebens gemacht haben. Aber es ist merkwürdig, daß wir gar kein solches Argument im ganzen Neuen Testamente antreffen. Der Apostel Paulus, obgleich er sich weitläufig über diesen Gegenstand äußert, und an Griechen schrieb, bey denen die Lehre des Plato bekant und in Ansehn war, gründet doch sein Argument lediglich auf das Versprechen Gottes durch Christus,

welches dieser durch seine Auferstehung von den Todten bestätigt habe. Wie kann aber von Auferstehung die Rede seyn, wenn die Seele den Körper überlebt, im völligem Genusse ihrer Geistesfähigkeiten ist, und folglich das eigentliche Subject der moralischen Vergeltung ausmacht? Was also dem Materialism vorgeworfen werden könte, daß die Unsterblichkeit und ein moralischer Vergeltungszustand nach dem Tode dabey wegfallen, und sonach der Sittlichkeit und Religion die kräftigsten Stützen und Triebfedern entzogen würden; das läßt sich ihm nur vorwerfen, wenn man von dem geoffenbarten Christenthume abstrahirt. Da dieses aber eine allgemeine Auferstehung und eine moralische Vergeltung für die Handlungen in diesem Leben, welche nach derselben statt haben wird, lehrt; so ist nicht nur jener Vorwurf gegen den Materialism gänzlich gehoben; sondern dieser ist sogar mit der Auferstehungslehre allein verträglich, was das System des Immaterialismus nicht ist, als welches der Auferstehung allen Grund und Zweck entzieht.

Priestley hat unstreitig das Verdienst, das Verhältniß, worin die Lehre des positiven Christenthums von der Auferstehung der Leiber zum jüngsten Gerichte mit den philosophischen Begriffen von der Immaterialität der menschlichen Seelen steht, in ein helleres Licht gesetzt, und größere Aufmerksamkeit darauf erweckt zu haben. Mit der Auferstehungslehre scheint sich allerdings der Materialismus besser, als der Spiritualismus, zu vertragen; obgleich Priestley darin viel zu weit geht, und sehr leicht seines Irrthums überführt werden kann, wenn er eben jener Lehre wegen Christum und die heiligen Schriftsteller für Materialisten erklärt, und alle Stellen der Bibel, in welchen von

von dem Seelenprincipe geredet wird, zu Gunsten des Materialismus deutet. Indessen ist es doch nur die positive christliche Theologie, die den Materialism annehmlicher macht, sofern derselbe die Auferstehungslehre begründet; für die Philosophen, die bloß aus Vernunft und Erfahrungsgründen raisonniren, gewinnt dieses System dadurch nichts.

Die meisten Argumentationen Priestley's für den Materialism sind vornehmlich gegen die Schriften seiner Landsleute, namentlich Baxter's und Wollaston's, in denen die Geistigkeit der Seele vertheidigt war, gerichtet. Es ist auch nicht zu leugnen, daß er die Schwäche mancher von diesen gebrauchter Beweisgründe für den Immaterialismus scharfsinnig aufgedeckt, manche Schwierigkeiten, welche mit dieser Vorstellungsart verbunden sind, mehr hervorgehoben, und dagegen Schwierigkeiten, die man gewöhnlich beym Materialism zu finden meynt, weggeräumt, oder als minder bedeutend gezeigt habe, als sie gehalten zu werden pflegen. So lenkt er unter andern mit Recht die Aufmerksamkeit darauf, daß beym Spiritualism die Art der Existenz der Seele im Körper, ihre Harmonie mit demselben in der gegenseitigen Wirksamkeit, die Art ihrer Präexistenz vor der Verbindung mit dem Körper, die Möglichkeit der Erkentniß äußerer Gegenstände nach dem Tode des Körpers, die Natur und die Schicksale der Thierseelen, unbegreiflich seyen: Schwierigkeiten, welche alle beym Materialism wegfallen. Auch auf das Argument gegen den Materialism, daß Gott ebenfalls für materiell angenommen werden müsse, wenn die Seele materiell seyn solle, antwortet er sehr richtig, daß die Natur Gottes unergründlich und nicht mit endlichen Wesen

in Vergleichung zu stellen sey, also auch über die Materialität oder Immaterialität jener gar nichts entschieden werden könne. Daß er geneigt ist, die Materialität Gottes anzunehmen, weil dieser sonst in keiner Beziehung zum Raume stehen, und folglich von der Weltregierung abgeschnitten seyn würde, ward durch seine irrige Meynung vom Raume verursacht, den er für die schlechterdings nothwendige Bedingung aller Existenz, auch der göttlichen, hielt.

Auf der anderen Seite lassen sich aber nicht nur manche der von ihm angefochtenen spiritualistischen Argumente sehr gut weiter gegen ihn vertheidigen, und selbst die Schwierigkeiten beym Spiritualism, deren er erwähnt, so heben, daß dieser nicht dadurch unmöglich gemacht wird; sondern auch seine eigenen Gründe für den Materialism sind nicht so bündig, daß sie diesen hinreichend bewiesen. Die Art der Existenz eines geistigen Wesens kann nur gedacht, nicht angeschaut werden, weil die Anschauung nothwendig unter der Bedingung des Raumes und der Zeit steht, und die geistige Existenz von Raum und Zeit unabhängig ist. Daraus, daß wir beym Spiritualism die Präexistenz der Seele, die Möglichkeit ihrer Harmonie mit dem Körper, die Möglichkeit der Erkenntniß äußerer Gegenstände nach dem Tode, die Natur und das Schicksal der Thierseelen nicht begreifen können, folgt nicht, daß die Geistigkeit der Seele unmöglich sey. Im Grunde sind auch beym Materialism Leben und Geist eben so unerklärlich; sie sind qualitates occultae in der Natur; sie existiren und wirken; aber das Wie dieser ihrer Existenz und Wirksamkeit ist unbegreiflich. Priestley glaubte dadurch für den Materialism viel gewonnen zu haben, daß er die gangbare

Mey-

Meynung von der Trägheit der Materie widerlegte, und dieser die thätigen Kräfte der Anziehung und Abstoßung als wesentliche Eigenschaften vindicirte. Allein er bedachte nicht, daß man die Trägheit der Materie bisher nur unrecht verstanden habe, indem freylich die Materie, sofern sie ihren Ort behauptet, zugleich anzieht und abstößt, nicht träge genannt werden kann; daß aber gleichwohl alle Kräfte der Materie sich nur auf äußere Verhältnisse beziehen, und es ihr an einem innern Principe der Selbstthätigkeit durchaus gebricht; daher alle Materie leblos ist, und in diesem Sinne träge genannt werden kann; diese ihre Leblosigkeit oder Trägheit aber sich damit gar nicht vereinigen läßt, daß sie doch das Princip des Lebens, Empfindens, Denkens und Wollens seyn soll. Priestley gab zu, daß die Materie zu ihrer Bewegung immer eines äußern Grundes bedürfe; er glaubte dasselbe aber auch von der Thätigkeit der Seele behaupten zu können, als welche ebenfalls immer äußere Determinationen voraussetze, die zuletzt sich in die Gottheit verlören; eine Behauptung, die mit seinem deterministischen Systeme zusammenhieng, welches ich gleich hernach genauer darstellen werde. Die meisten übrigen materialistischen Argumente, die Priestley vorgebracht hat, beweisen nichts mehr, als daß der Körper in dem gegenwärtigen Leben ein nothwendiges Organ und Vehikel der Seele sey; allein sie beweisen keinesweges die gänzliche Identität der Seele mit dem Körper.

Wenn der Mensch überhaupt ein bloß materielles Wesen ist, so ist hiervon eine nothwendige Folge, daß er alsdenn auch ein bloß mechanisches, d. i. den Gesetzen des Mechanismus der Natur unterworfenes

nes Wesen sey. Die Lehre von der Freyheit des Menschen steht daher zum Materialism in der engsten Beziehung; läßt sich jene beweisen, ist dieser eben dadurch widerlegt, und wer also diesen beweisen will, muß jene widerlegt haben. Priestley hatte aus diesem Grunde beschlossen, seinen Untersuchungen über Materie und Geist auch eine Abhandlung die Freyheit betreffend anzuhängen, worin er vorzüglich die Einwürfe prüfen wollte, die gegen den Determinismus davon hergenommen werden, daß man Menschen wegen ihrer Handlungen lobt oder tadelt, belohnt oder bestraft: Thatsachen, die dem Determinismus geradezu widerstreiten und die Freyheit nothwendig voraussetzen, also auch begründen. Das damals erschienene vortreffliche Werk des Dr. Price über die Principien der Moral bewog Priestley, auch die Vorstellungsart dieses Philosophen von der Freyheit seiner Prüfung zu unterwerfen; er gerieth eben hierdurch in eine Discussion über die Natur des Willens, und so entstand die weitläufigere Schrift: The doctrine of philosophical necessity illustrated *), die er jedoch als Anhang zu den Disquisitions on matter and spirit herausgab. Uebrigens erklärt Priestley selbst seine Untersuchung für nicht vollständig und die Materie erschöpfend; er will sich bloß über solche Puncte verbreiten; auf die er glaubt ein neues Licht werfen zu können, und verweist seine Leser zugleich auf die Werke Hume's, Hartley's, und des Lord Kaims. Priestley ist ein so überzeugter Determinist, daß er

*) The doctrine of philosophical necessity illustrated, being an Appendix to the Disquisitions relating to matter and spirit, with an answer to the *Letters on Materialism and on* Hartley*'s theory of the mind;* London 1777. 8.

er sich höchlich wundert, wie das entgegengesetzte System unter vernünftigen Leuten noch so viele Anhänger finden könne, da doch, wie er meynt, der Determinismus von mehrern talentvollen Schriftstellern auf das einleuchtendste und gründlichste erwiesen worden sey. Er vermuthet, daß bloß gewisse Folgerungen, die sich aus dem Determinismus ergeben, bey der ersten Bekantschaft für Viele zu abschreckend seyen, und hat sich deßwegen auf eine genauere Beurtheilung dieser Folgerungen eingelassen, um zu zeigen, daß sie nicht so bedenklich seyen, wie Viele wähnen.

Der Streitpunct über Freyheit oder Nichtfreyheit wird von Priestley folgendermaßen bestimt: Der Mensch hat alle Freyheit, oder alles Vermögen, was an sich selbst möglich ist, und worauf sich die Ideen der Menschen im Allgemeinen nur immer erstrecken, nehmlich das Vermögen, zu thun, was ihm beliebt, in Beziehung nicht nur auf die Thätigkeiten des Geistes, sondern auch auf Bewegungen des Körpers, ohne daß er hierin durch ein fremdes äußeres Princip beschränkt würde. So kann Jeder seinen Ideen eine beliebige Richtung geben, die Gründe für und wider einen Satz oder eine Maaßregel erwägen, gehen wohin er will, u. w. Hingegen die Freyheit, unter denselben Umständen (mit Inbegriff des Geisteszustandes und der Ansicht der Objecte) auf eine verschiedene Weise zu handeln, hat der Mensch nicht; oder, wie sich Priestley auch ausdrückt: Es giebt ein bestimtes Naturgesetz, den Willen betrffend sowohl, als alle übrigen Kräfte des Geistes und der natürlichen Dinge überhaupt; und folglich wird der Wille niemals determinirt, ohne irgend eine wirkliche oder schein-

scheinbare Ursache außer ihm, oder ein Motiv der Wahl; so daß jeder Willensentschluß nach einer Regel durch etwas Vorhergehendes bestimt ist. Diese beständige Determination des Geistes nach den Motiven, welche sich derselbe vorstellt, ist es, die er nothwendigen Determinismus nennt, welchem der Mensch unterworfen sey. Wird dieser als Factum zugestanden, so herscht ein nothwendiger Zusammenhang zwischen allen vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Dingen in der intellectuellen und in der physischen Welt; so daß nach den bestehenden Naturgesetzen keine Begebenheit sich hätte anders ereignen können, als sie sich ereignet hat oder wirklich ereignet, und der ganze Lauf der Dinge das ist, was der Absicht seines Urhebers gemäß er seyn sollte.

Die Gründe, welche Priestley für den Determinismus beybringt, sind im Wesentlichen diese: 1) Es ist ein allgemeines und unleugbares Naturgesetz, daß dieselben Wirkungen unabänderlich aus denselben Ursachen entspringen. Hieraus fließt, daß auch dieselbe Determination des Willens nothwendig auf denselben Zustand des Geistes und dieselbe Vorstellung der Dinge erfolgen müsse; und es ist unmöglich, daß eine Willensdetermination anders seyn könte, als sie bey denselben Umständen war. Das Benehmen eines Menschen während seines Lebens wird also bestimt durch den Urheber seines Daseyns, der in die Umstände ihn versetzte, in welchen er sich zuerst fand. Diese brachten den ersten bestimten Willensentschluß hervor, der die ganze übrige Reihe der Willensthätigkeiten, den Umständen gemäß, welche jener veranlaßte, oder welche zufällig eintraten, nach sich zog. Es ist unbegreiflich, wie Jemand die nothwendige Verkettung von

Ursa-

Ursachen und Wirkungen annehmen, und doch die philosophische Freyheit im Gegensatze mit der philosophischen Nothwendigkeit behaupten könne.

2) Durch die Behauptung der Freyheit wird die göttliche Allwissenheit und Vorsehung aufgehoben, und auch der geoffenbarten Religion, sofern sie auf der Möglichkeit und Wirklichkeit der Weissagungen beruht, eine Hauptstütze entzogen. Es ist unmöglich, daß eine freye d. i. zufällige Handlung von der Gottheit vorausgewußt, und also durch die Vorsehung Rücksicht darauf genommen werden könne. Die Erkentniß im Voraus erfodert ein Object, welches im Falle eines freyen Handelns nicht existirt, und folglich auch nicht als existirend erkant werden mag. Nun zeigt aber doch die ganze Geschichte der Offenbarung, daß jede Determination des menschlichen Geistes von der Gottheit mit Gewißheit vorher erkant werde.

3) Wenn Jemand wählt oder einen Entschluß faßt, so kommen allemal zwey Umstände dabey in Betrachtung: a) die vorhergehende Disposition des Geistes in Hinsicht auf Liebe oder Haß, Billigung oder Misbilligung gewisser Objecte; und b) die dermaligen Vorstellungen von Gegenständen, auf welche sich die Wahl oder der Entschluß bezieht. In diesen beyden Umständen liegen allemal die Ursachen oder Motive sowohl der Wahl als des Entschlusses. Eben diese bestimmen auch alle Deliberationen. Die stärkern Motive oder Gründe sind stets die entscheidenden. Selbst die eifrigsten Vertheidiger der metaphysischen Freyheit können doch den wirklichen Einfluß der Motive auf den Geist nicht leugnen, oder wenn sie es thun, so stehn sie mit aller Erfahrung im

Wider-

Widerstreite, und machen sich auch einer Ungereimtheit schuldig. Sie nehmen an, daß Motive, z. B. Neigung oder Abneigung, zuweilen den Willen bestimmen und zuweilen nicht, und daß in dem letzten Falle der Wille sich selbst bestimme. Allein mit dieser Selbstbestimmung des Willens ist entweder gar kein deutlicher Begriff verbunden, oder es liegt in dem Begriffe eine Absurdität: daß nehmlich eine Determination des Willens, die doch offenbar eine Wirkung ist, ohne alle Ursache statt finde. Werden alle Motive, oder alles, was unter diesen Begriff fällt, von der Einwirkung auf den Willen abgeschnitten, so bleibt in der That gar nichts übrig, was eine Determination hervorbringen könte. Daß der Wille zuweilen durch Motive determinirt werde und zuweilen nicht, ist eben so, als daß eine Wagschale sich senke zuweilen durch ein Gewicht, und zuweilen durch keines; beydes ist gleich ungereimt.

4) Die Vertheidiger der Freyheit, und unter diesen auch Price, berufen sich auf das Bewußtseyn derselben, das eben so unmittelbar evident ist, als daß wir denken oder existiren. Zwischen den Motiven und den Willensentschlüssen, sagen sie, ist kein nothwendiger physischer Zusammenhang; jene geben die Gelegenheit, uns in Thätigkeit zu setzen; aber sie bewirken nicht selbst und unmittelbar diese Thätigkeit.

Allein auch Price, erwiedert Priestley, und die eben so wie er raisonniren, sind, ohne es selbst zu bemerken, Necessarianer, und nur den Worten nach Sachwalter der Freyheit. Alles, dessen sich der Mensch bey einer Wahl bewußt seyn kann, ist, daß das Eine wünschenswürdiger, der eine Entschluß vorzüglicher sey, als der andere; und daß

gleich-

gleichwohl nichts hindert, den einen oder den andern vorzuziehen, oder auch gar keinen zu wählen. Nun existirt aber für jeden Entschluß irgend ein Grund in dem vorhergehenden Geisteszustande des Menschen, oder in seiner gegenwärtigen Ansicht der Dinge, und der in dem Momente stärkere Grund wird immer die Wahl entscheiden, auch wenn wir uns dieses Grundes selbst an sich nicht deutlich bewußt seyn sollten. Wir setzen auch im Urtheile über unsere eigene, und über Handlungen Anderer einen solchen Grund voraus, und können uns gar nicht denken, daß wir oder Andere ohne allen, wenn auch nur scheinbaren, Grund gehandelt haben. Spricht man von einem Handeln aus ganz freyer Willkühr, so nimt man diesem Ausdruck niemals in seinem strengen metaphysischen Sinne für eine Willkühr, die gar nicht unter dem Einflusse irgend eines Motivs steht; sondern der Sinn ist: Daß Jemand hier aus Eigenwillen handle, und sich keine Beschränkung von Andern gefallen lasse, eben weil hier sein Motiv ist, seine Freyheit und Unabhängigkeit zu zeigen, was im geringsten noch nicht heißt: ohne alles Motiv handeln. Das Bewußtseyn der Freyheit ist daher bloß ein zweydeutiger Ausdruck, der nichts für die philosophische oder metaphysische Freyheit beweisen kann; sondern, richtig verstanden, vielmehr den nothwendigen Einfluß von Motiven auf die Determination der Wahl andeutet.

5) Price hatte sich auch darauf berufen, daß die Freyheit der praktischen Tugend wesentlich nothwendig sey. Ein Wesen, das überhaupt nicht selbstständig handeln kann, kann weder tugendhaft noch lasterhaft handeln. Ist es aber wahr, daß Jemand selbstständig handelt, so muß er auch selbst die Ursache

sache der Handlung seyn, und nicht nothwendig zum Handeln determinirt werden. Determination erfodert eine determinirende Ursache. Ist diese Ursache der Handelnde selbst, so ist er frey. Ist er es nicht, so ist es nicht seine Determination, d. i. er ist nicht der Determinirende, sondern das Motiv ist es. Wer fühlt nicht den Widerspruch in der Behauptung: Jemand determinire sich freywillig und doch nothwendig?

Priestley meynt, daß dieses Raisonnement auf einem Misverständnisse beruhe. Man lobt Jemanden wegen eines tugendhaften Entschlusses, und tadelt ihn wegen einer bösen Wahl; aber es macht hierin gar keinen Unterschied, ob man sagt, daß die eigentliche Ursache seiner Handlung das Motiv, oder er selbst durch das Motiv bewogen gewesen sey; weil beyde zu der Handlung nothwendig sind, und Jemand, der ohne alles Motiv handelt, überhaupt nicht als Gegenstand des Lobes oder Tadels, der Belohnung oder Strafe, betrachtet werden kann. Es bleibt demungeachtet immer mein Wille, was ich auch für ein Motiv habe, durch welches ich will, sofern das Wollen in meinem Geiste statt findet.

Den Unterschied zwischen einer moralischen und physischen Nothwendigkeit erklärt Priestley für gänzlich unnütz. Ist der Geist eines Menschen durch Natur oder Kunst so gebildet, daß er in allen Fällen sich für tugendhafte Entschlüsse entscheidet, und lasterhafte verwirft; ist die Wahl der Handlungen wirklich seine eigene, und nicht durch einen Andern bestimt; so lieben und achten wir seinen Charakter, und halten ihn der Belohnung werth. Der Fall wird keinesweges verändert, wir mögen annehmen, daß die Nothwendigkeit, nach welcher er handelt,

delt, eine physische oder moralische ist. Daß die metaphysische Freyheit der Tugend nicht wesentlich nothwendig ist, ergiebt sich auch noch aus Folgendem: Das Vermögen der Selbstbestimmung des Willens ist nach Price weder die Urtheilskraft, noch das Gewissen, noch ein Affect, noch eine Begierde, noch Hoffnung oder Furcht, noch irgend eine andere der Leidenschaften. Es ist der reine Wille unter gar keiner Leitung, gar keinem Einflusse. Von was für einem Werthe oder Nutzen aber kann solch ein Princip seyn? Angenommen, daß ein Handeln ohne alles Urtheil, Gewissen, Neigung, oder sonst ein Motiv möglich wäre; so könte doch die Selbstdetermination nichts weiter als eine bloß blinde Entscheidung seyn, die, wie der Fall von Würfeln, gut oder böse, günstig oder ungünstig, für uns seyn könte, und die uns auf keine Weise zu Lob oder Tadel, Verdienst oder Schuld berechtigte. Es läßt sich deßwegen gar nicht glauben, daß der Urheber des Menschen diesem ein für jeden nützlichen Zweck so ganz unbedeutendes Vermögen gegeben haben sollte, und noch dazu ein Vermögen von der Beschaffenheit, welches weder er selbst, noch irgend eine Weisheit und Kraft zu beschränken vermöchten. Durch die Behauptung der Freyheit wird auch dem größten und besten der Wesen alle Möglichkeit, sich um die Moralität des Menschen Verdienst zu erwerben, benommen; es ist dabey eine Ungereimtheit, Gott um Beförderung der Tugend anzurufen; weil eine Tugend, die uns von Gott so mitgetheilt wird, doch nicht Tugend heißen könte.

6) Der Haupteinwurf gegen den Determinism, welcher bey den Gegnern desselben immer das meiste Gewicht gehabt hat, ist, daß dadurch die Idee von

der moralischen Verantwortlichkeit verschwindet, und Belohnung oder Strafe ihren Grund oder Zweck verlieren. Um diesen Einwurf zu widerlegen, denkt Priestley zwey Kinder, deren eines (deterministisch) durch Motive zu seinen Handlungen bestimt wird; das andere indeterministisch; und sich selbst als Erzieher, der sie zur Tugend und Glückseligkeit leiten will. Es komt hier darauf an, daß die Kinder so handeln, wie es der Erzieher ihrem Besten zuträglich findet, sollten sie auch selbst die Gründe seiner Erziehung nicht immer einsehen. Wie wird der Erzieher also verfahren? Dem ersten Kinde, auf welches Motive Einfluß haben, wird er die Hoffnung der Glückseligkeit, und die Furcht vor dem Uebel einflößen, und es dadurch bewegen, seiner Vorschrift zu folgen. Es können andere Einflüsse eintreten, die den Willen des Kindes der Absicht des Erziehers zuwider determiniren; demungeachtet werden jene Motive nicht ganz verloren gehen, und ohne Wirkung bleiben; sie werden zum mindesten diesen Einflüssen entgegenwirken. Jedes Versprechen, jede Drohung, jede Belohnung, jede Strafe, wird hier dem Zwecke der Erziehung beförderlich seyn. Hingegen bey dem andern Kinde haben Motive auf den Willen keinen nothwendigen und gewissen Einfluß, und in allen den Fällen, wo sich die Freyheit unabhängig von dem Einflusse der Motive äußert, ist es völlig gleich, ob Versprechungen oder Drohungen, Belohnungen oder Strafen, seine Handlungen bestimmen oder nicht. Zu einem bestimten Charakter kann das andere Kind nie gelangen, weil bestimte Motive nie, wie bey dem ersten, eine bestimte Handelnsweise bey diesem bewirken. Wenn man nun das Verhältniß Gottes zu den Menschen sich auf eine ähnliche Art vorstellt, wie das Verhältniß jenes Erzie-

ziehers zu den beyden Kindern; so ist doch offenbar, daß Gott, um unsere größte Glückseligkeit hervorzubringen, uns so gebildet hat, daß Motive einen gewissen und nothwendigen Einfluß auf unser Gemüth haben; und daß es nicht in unserer Freyheit steht, ob wir uns durch Motive bestimmen lassen wollen oder nicht.

Priestley bedient sich noch eines andern Raisonnements, um darzuthun, daß Lob und Tadel, Belohnung und Bestrafung der Handlungen, eher in dem Determinism, als in dem entgegengesetzten Systeme, ihren Grund finden. Wenn wir Jemand wegen tugendhafter Handlungen preisen, so geben wir ihm zu erkennen, daß wir seine vortrefflichen Anlagen bewundern, vermöge deren gute Motive immer auf ihn einen unfehlbar wirksamen Einfluß äußern, und sein Betragen weder durch blinden Eigenwillen, noch durch fremde Autorität, noch durch Versprechungen oder Drohungen von der Pflicht abgewandt wird. Gesetzt ein Anderer verrichtet nach dem Freyheitssysteme eben dieselben tugendhaften Handlungen, ohne daß eine natürliche gute Anlage, oder ein gutes Motiv ihn determinirt hätte; so würde er nicht mehr ein schicklicher Gegenstand des Lobes seyn, auch wenn er thäte, was an sich selbst recht ist, als es die Würfel sind, durch deren zufälligen Wurf Jemand ein großes Vermögen gewinnt. Freylich war die Handlung recht; aber sie floß nicht aus einem guten Principe oder Mative, welches allein einen hinreichenden Grund zum Lobe hätte abgeben können. Wo also der Einfluß der Motive auf das Handeln gänzlich aufhört, da fällt der Grund zum Lobe oder Tadel weg, und ein Selbstbestimmungsvermögen, das unabhängig von allen Motiven wirkt, steht zum Lobe oder Tadel in gar keiner Beziehung.

Selbst eine ganze Reihe guter Handlungen ist dann gar kein Zeichen eines guten Charakters, der nur guten Motiven folgt, und es läßt sich daraus auch für das zukünftige Benehmen gar nicht schließen, daß es eben so gut seyn werde. Wollte man eine Freyheit annehmen, die einerseits durch Motive bestimt wird, andererseits doch auch sich selbst bestimt: eine Voraussetzung, zu welcher sich die meisten Indeterministen bekennen; so behauptet man Etwas, das mit sich selbst im Widerspruche steht. Wenigstens verdienen die Handlungen eines Menschen doch nur alsdenn Lob oder Tadel, wenn sie durch Motive, und nicht durch Freyheit, d.i. durch einen blinden Zufall, bestimt werden.

7) Die Indeterministen haben sich auch darauf berufen, daß das Gefühl der Reue ein Selbstbestimmungsvermögen erfodere. Priestley erklärt dieses Gefühl für eine Täuschung. Die Reue und Schaam entstehen, wenn wir finden, daß wir eine Disposition zum Laster haben, auf welche Motive zur Tugend in diesem oder jenem besondern Falle keinen Einfluß hatten. Erklären wir unser Handeln lediglich aus der Freyheit ohne alles Motiv; so verdienen die Handlungen, wie gezeigt worden, weder Lob, noch Tadel, und die Reue ist alsdenn eben so unbegreiflich als ungereimt. Jemand kann freylich, wenn er sich eine Handlung in seinem vorherigen Betragen vorwirft, sich einbilden, daß, wenn er wiederum in dieselbe Situation sich zurück versetzen könte, er anders handeln würde. Aber dieß ist denn doch immer nur Täuschung und nichts weiter. Wenn er sich strenge untersucht, und in allen den Umständen betrachtet, in welchen er war, so wird er zu seiner Ueberzeugung einsehen, daß mit derselben inneren Disposition des Geistes und genau

genau mit derselben Ansicht der Dinge, welche er damals hatte, und mit Ausschließung aller andern Umstände, die er hernach durch Reflexion kennen lernte, er nicht anders handeln konte, als er handelte. Wird aber diese Ueberzeugung sein Gefühl der Reue mindern? — Im Geringsten nicht. Sie wird im Gegentheile es ihm noch deutlicher machen, sein damaliger Geisteszustand sey so schlecht gewesen, daß die lasterhafte Handlung unvermeidlich war. Und das Gefühl, welches er nun von diesem seinem traurigen Geisteszustande und der beunruhigenden Tendenz desselben bekomt, wird so auf ihn wirken, daß er künftig besser handelt, und sich eine bessere Gemüthsdisposition erwirbt; so daß bey einer ähnlichen Gelegenheit er nicht wieder dasselbe thut, was er vormals that. Dieß ist auch aller wahrhafte Vortheil, den Menschen möglicherweise aus dem Gefühle der Reue oder der sogenannten Gewissensunruhe ziehen können. Zur Bestätigung seiner Behauptung führt Priestley auch noch Stellen aus den Schriften Hume's, Search'ens, und des Lord Kaims an, welche im Wesentlichen dasselbe sagen.

8) Man könte einwenden, daß wenn Jemand vom Determinism fest überzeugt sey, er dadurch in Hinsicht auf sein Betragen bey den verschiedenen Ereignissen seines Lebens gleichgültig werden müsse, was offenbar der Moralität nachtheilig sey, und den Determinism als ein gefährliches System zeuge. Priestley antwortet: Allerdings wird dieß der Fall seyn, wenn seine eigenen Handlungen nicht nothwendig Glieder in der Kette der Ursachen und Begebenheiten sind, und wenn der gute oder schlechte Erfolg jener nicht im strengsten Sinne des Worts von ihm

selbst abhängt. Da aber hiervon das Gegentheil statt findet, so kann die Ueberzeugung, daß seine Bemühungen zur Beförderung seiner eigenen Glückseligkeit eine sichere und nothwendige Wirkung haben werden, anstatt ihn zur Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit zu stimmen, ihn vielmehr anreizen, seine Kräfte mit verdoppeltem Eifer anzuwenden; und man muß doch auch zugeben, daß das Streben nach Glückseligkeit auf alle Systeme gleichen Einfluß habe. Weiß Jemand, sein Fleiß hat nach einem bestimten Gesetze in der Natur die und die wohlthätigen Folgen für ihn; sein Unfleiß die entgegengesetzten schädlichen; so wird eben dieß für ihn ein Sporn zum Fleiße seyn. In der That, sagt Priestley, macht das deterministische System jeden Menschen zum Schmidt seines eigenen Glücks; anstatt daß das Freyheitssystem, da es die nothwendige Kette der Ursachen und Wirkungen immer unterbricht, Ungewißheit in die Erwartung des Menschen von der Zukunft hineinbringt, und dadurch Gleichgültigkeit und Verzweiflung erzeugt.

9) Nach dem deterministischen Systeme stehen alle Menschen und Dinge in einer nothwendigen Verbindung mit einander; sie sind alle Theile jenes grossen und herrlichen Glückseligkeitssystems, und als solche sind sie auch mit dem Urheber dieses Systems in Verbindung. Die ganze Menschheit erscheint hier nur als Eine Familie, die Einen Gott und Vater hat, dessen Güte gegen sie unparteyisch und immer dauernd ist, der nichts verachtet was er geschaffen hat, und durch Wege, die uns unbekant sind, oft durch sehr wenig versprechende Methoden, für unsre größte Wohlfarth sorgt.

10)

10) Wird nach dem Determinismus der Unterschied zwischen natürlichen und moralischen Dingen ganz aufgehoben; so fallen die Laster der Menschen unter den Begriff der gemeinen Uebel, die auf einige Zeit Elend hervorbringen; allein gleich allen andern Uebeln in demselben großen Systeme zuletzt zu einem größern Guten als Mittel dienen. In diesem Lichte kann Alles ohne Unterschied auf die Gottheit zurückgeführt werden. Denn was sich in das Gute endigt, ist in philosophischem Sinne selbst gut. Inzwischen ist dieß eine Ansicht des moralischen Uebels, die, obgleich sie unschuldig und in der Speculation nützlich ist, doch kein weiser Mann auf sich wirken lassen wird; weil unser Verstand zu beschränkt ist, als daß er die Anwendung solcher Mittel zum Guten wagen könte, wenn auch ein Wesen von unendlicher Weisheit sie mit dem größten Nutzen anwendete. Das Laster bringt für uns kein Gut hervor, sondern Uebel in diesem und dem künftigen Leben und wahrscheinlich während unserer ganzen Existenz, sollte auch ein Gutes aus demselben in Beziehung auf das Universum hervorgehen. So lange die menschliche Natur daher ist, was sie ist, müssen wir das Laster, wie jedes andere Uebel und als das größte unter allen Uebeln fliehen, und die Tugend als das größte Gut wählen.

Priestley setzt hier voraus, daß Gott auch der Urheber der Sünde sey, wie er der Urheber aller Dinge ist; und diese Voraussetzung ist es eben, welche die Indeterministen den Deterministen vorwerfen, weil sie aus dem Systeme dieser nothwendig fließt, und doch mit den Begriffen der Vernunft von der Natur Gottes unverträglich ist. Indessen, meynt Priestley, jene Voraussetzung habe gar nicht zur

Folge, daß Gott selbst ein böses Wesen sey; denn es ist die Disposition des Gemüths und die Absicht, welche eine Handlung zur Sünde macht; wenn also die Gesinnungen und Absichten Gottes gut sind, so ist Alles, was er thut, moralisch gut. Es war eine böse Handlung, daß die Brüder Josephs diesen nach Aegypten verkauften, weil sie es aus Neid und Haß thaten; allein es war nicht böse in Gott, daß er dieses so anordnete; denn bey der Anordnung ward er nicht durch ein solches Motiv geleitet. Bey ihm lag ein gutes Motiv zum Grunde, das Leben vieler Menschen in der Zukunft zu erhalten, und den Joseph als Mittel für entfernte Zwecke der Vorsehung zu gebrauchen.

Mit Hume ist Priestley, ob er gleich in ihm einen der geistvollsten und scharfsinnigsten Vertheidiger des Determinismus anerkennt, doch in der Hinsicht unzufrieden, weil jener den Determinism so darstellte, daß daraus die anstößigen und unmoralischen Folgerungen flossen, die nothwendig ein Vorurtheil gegen das System erzeugen mußten, was diesem die Aufnahme beym philosophischen Publicum erschwerte oder gar ganz unmöglich machte. Hume behauptete *), daß nach dem Determinismus die menschlichen Handlungen überhaupt nicht moralisch schändlich seyn könten, da sie in einer so guten Ursache (der Gottheit) ihren Grund hätten; oder falls sie ja auf irgend eine Weise moralisch schändlich wären, so würde auch derselbe Vorwurf die Gottheit treffen müssen, die doch für ihren letzten Urheber gehalten werden muß. "Es ist nicht möglich, sagt eben dieser Philosoph in einer anderen Stelle seiner Versuche, deutlich zu erklären, wie die Gottheit die mittelbare Ursache aller menschlichen Hand-

*) Philosophical Essays p. 157.

Handlungen seyn könne, ohne zugleich der Urheber der Sünde und des Moralisch Schändlichen zu seyn." Priestley setzt auch diesem Raisonnement sein Hauptargument entgegen, daß es vornehmlich das Motiv oder die Absicht sey, mit welcher eine Handlung geschehe, wodurch die Moralität derselben bestimt werde. Menschen, die aus böser Absicht handeln, sind gewiß lasterhaft; aber wenn Gott auch die letzte Ursache ihrer schlechten Charakterdisposition ist, so ist er doch, weil er diese Disposition aus einer guten Absicht hervorbringt, um Gutes dadurch zu bewirken, nicht lasterhaft, sondern in diesem Betrachte ein gutes und heiliges Wesen. Man kann auch annehmen, daß die Gottheit Dinge zulassen mag (may adopt), die sie nicht um ihrer selbst willen (on their own account) gewählt haben würde, anderer Dinge wegen, mit welchen jene nothwendig verbunden waren. Wenn Gott das System der Dinge vorzog, in welchem das größere Uebergewicht auf Seiten der Tugend und Glückseligkeit ist, so ist seine unendliche Heiligkeit und Güte auf's evidenteste erwiesen, ungeachtet der Beymischung von Laster und Elend, welche in jenem enthalten ist. Setzt man eine solche nothwendige Verbindung des Guten und Bösen voraus, so konte auch das weiseste, heiligste und gütigste Wesen keine andere Welt wählen, und diese nothwendige Verbindung des Guten und Bösen in der gegenwärtigen Welt ist aus einer Menge von Beyspielen einleuchtend. So können nach den Grundgesetzen der Natur und nach der Natur der Dinge selbst große Tugenden nicht in einzelnen Menschen erzeugt werden oder existiren, außer in Verbindung mit großen Lastern in Andern; denn dieser Gegensatz ist es eben, welcher jene nicht allein hervorhebt, sondern sie sogar her-

vorbringt. Wie könte es Standhaftigkeit, hohen Muth, und tiefe Resignation in den Willen Gottes geben, Eigenschaften, welche die vortrefflichsten Charaktere bilden, wenn sie nicht durch einen Kampf mit Schwierigkeiten bewirkt würden, die sowohl aus der Ungerechtigkeit, Undankbarkeit, und Lastern Anderer aller Art, als aus äußerm Unglücke und Elende entspringen? Selbst aus der Eigenschaft der göttlichen Allwissenheit fließen dieselben Folgen. Wenn Gott alles vorher weiß, was geschieht, und es zuläßt, obwohl er ihm nach seiner Allmacht hätte zuvorkommen können; so ist dieß eben dasselbe, als wenn er es direct gewollt und verursacht hätte. Gott als der Zulasser und sonach als die Ursache des Uebels läßt sich daher nur in der Voraussetzung rechtfertigen, daß er sich desselben als eines Mittels zum Guten bediene; es ist gar keine weitere Theodicäe übrig; diese ist aber auch allein hinreichend. Sie hat überdem noch einen wesentlichen Vortheil in Ansehung der Glückseligkeit der Menschen überhaupt. Der Determinismus führt nothwendig zu dem Glauben an die möglich größte Glückseligkeit des Ganzen, weil die höchste Allgemeinheit der Güte Gottes angenommen werden muß. Er ist demnach auf keine Weise mit einem ewig dauernden Elende irgend eines Geschöpfes zu vereinbaren. Nach den Principien desselben müssen wir alle künftigen Uebel in demselben Lichte betrachten, wie die gegenwärtigen, als heilsame Mittel der Besserung, die sich zuletzt zum Guten endigen, und dieß stimt auch mit der Lehre der Schrift über gegenwärtige oder künftige Strafen völlig überein. Wenn also auch der Nessarianer die Vernichtung der Bösen zugeben könte, so wird er doch, weil alle Menschen, Gute und Böse, den Vortheil der Auferstehung genießen, und nach der-

derselben kein Tod mehr, sondern eine gleiche Unsterblichkeit statt finden soll, sehr viel Grund zu dem Glauben an eine künftige ewige Glückseligkeit Aller haben, was eine sehr erhabne und schon itzt für den menschlichen Geist sehr erfreuliche Idee ist. Die Gründe, welche Priestley noch aus der heil. Schrift für den Determinismus anführt, und die Vergleichung der Calvinistischen Lehre von der Prädestination mit der seinigen von der philosophischen Nothwendigkeit will ich hier übergehen.

Priestley ward sowohl durch seinen Materialism, als durch den von ihm behaupteten Determinism, zumal da er beyde Vorstellungsarten für allein mit dem wahren Geiste des Christenthums verträglich erklärte, und auch aus den biblischen Büchern zu erweisen suchte, in eine neue lebhafte Streitigkeit verwickelt. Er ward zuerst von dem Verfasser der Letters on Materialism and on *Hartley's* theory of the mind angegriffen, jedoch nicht mit siegreichen Gründen. Gegen diesen vertheidigte er sich in einem Aufsatze, welcher der Doctrine of philosophical necessity illustrated angehängt ist.

Einen stärkern Gegner aber erhielt er an Price, der als Apologet seines von P. angefochtenen Moralsystems, sofern es auf die metaphysische Freyheit gegründet war, gegen ihn auftrat. Die interessante Correspondenz beyder Philosophen werde ich weiter unten noch näher berühren.

Auch John Palmer, dieser bekante Prediger, dem hernach sein Enthusiasmus für politische Freyheit ein Etablissement in Botanybay verschaffte, schrieb ein besonderes Werk, worin er die metaphysische Frey-

heit

heit gegen die vom Priestley vorgebrachten Argumente zu behaupten suchte. Er giebt zu, daß mit der Lehre von der Freyheit Schwierigkeiten verbunden sind, die sich vielleicht niemals zur völligen Befriedigung der philosophirenden Vernunft werden aufklären lassen; allein er behauptet auch, daß das Daseyn eines unabhängigen Selbstbestimmungsvermögens im Menschen zu den einleuchtendsten und wichtigsten Wahrheiten gehöre, die mit einer richtigen Idee von der göttlichen moralischen Weltregierung, und von der moralischen Verantwortlichkeit des Menschen unzertrennlich verknüpft sey. Wird vorausgesetzt, daß das ganze Betragen der Menschen ihr Leben hindurch von ihrem Schöpfer determinirt ist, und daß es auf ihrer Seite unvermeidlich ist, so zu handeln, (was Priestley's Lehre von der philosophischen Nothwendigkeit ausdrücklich enthält); so erscheint die Bestrafung der Menschen wegen ihrer Sünden eben so sehr der Gerechtigkeit und vollends der Güte Gottes als des höchsten Welturhebers und Weltregenten zuwider, als wenn Menschen deßhalb von Gott bestraft würden, daß sie nicht das Toben des Sturmwindes auf dem Meere gestillt, oder nicht einen Weg über ein Gebirge gebahnt hätten, das doch für sie ganz unübersteiglich war.

Auch befürchtet Palmer eine sehr gefährliche Tendenz des Necessarianismus als praktischen Princips. So viel Priestley sich bemüht hat, den Nutzen und die Wichtigkeit eines künftigen moralischen Vergeltungszustandes auch bey seinem deterministischen Systeme darzuthun; so werden doch die Menschen im Allgemeinen ganz anders durch dasselbe gestimt werden, als wie er meynt. Könten die Menschen im Großen wirklich nur jemals dahin gebracht werden, zu glauben,

ben, (ungeachtet dieses der Erfahrung gemäß nie der Fall war und seyn wird, was auch ein treffliches Argument ad hominem für die Freyheit abgiebt), daß sie nicht selbstthätige moralische Wesen seyen, oder nichts thun könten, was ihnen persönliche Schuld zuzöge; so würden sie sehr bald sich völlig zu dem Schlusse berechtigt halten, daß sie auch in keiner Beziehung Strafe verdienen könten, und folglich überall nichts in der Zukunft zu fürchten hätten. Die Apologie Palmer's für die Freyheit leidet nicht wohl weiter einen Auszug, weil sie die polemische Form, wiewohl einen bescheidnen Ton, hat, und die Raisonnements des Priestley Schritt vor Schritt verfolgt. Sie ist zum Theile auch mit Rücksicht auf die Correspondenz zwischen Priestley und Price über eben den Gegenstand abgefaßt, und kann zur Erläuterung derselben beytragen.

Bloß von dem, was Palmer zur Rechtfertigung des Arguments für die Freyheit aus dem unmittelbaren Bewußtseyn derselben sagt, will ich hier Einiges ausheben, da auch Price, welchem Palmer seine Argumentation mittheilte, dieser beygestimt hat.

Priestley hatte behauptet, daß der Mensch nie etwas wähle, oder sich nie zu einer Handlung entschließe ohne ein Motiv, oder einen Grund, und daß die Freyheit lediglich in dem Bewußtseyn bestehe, ohne äußere Hindernisse sich nach diesem oder jenem Motive bestimmen zu können, nicht aber in dem Bewußtseyn eines Vermögens, unabhängig von irgend einem Motive sich selbst zu bestimmen. Palmer antwortet: Zwischen dem Urtheile über ein Object oder Betragen, daß es etwa vorzüglicher sey, und der Wahl, welche nach jenem Urtheile getroffen wird; oder zwischen dem Moti-

Motive und Grunde der Wahl, und dem Acte des Wählens selbst, ist ein sehr bestimter und wesentlicher Unterschied. In dem Urtheile verhält sich der Geist gänzlich passiv; dieses Urtheil aber ist nicht die Wahl, und kann auch keinen physischen Zusammenhang damit haben. Eine Wahl schließt allemal das Merkmal der Selbstthätigkeit in sich, und jede Selbstthätigkeit im eigentlichen Sinne schließt wiederum Freyheit in sich; sonst ist es nicht Selbstthätigkeit, sondern leidentliches Verhalten. Man kann immerhin eine Wahl der Vorstellung gemäß treffen, die man von einem Objecte hat; aber sofern man wählt, handelt man selbst; und wird keinesweges nothwendig zu der Wahl determinirt. Der richtige Ausdruck ist: Ein Mensch wähle es, seinem Urtheile oder seiner Begierde zu folgen, wirklich zu thun, was er zu thun geneigt ist. Die Indeterministen verlangen auch zur Freyheit nichts weiter, als was Priestley dazu verlangt, daß nichts einen Menschen in seiner Wahl hindere. Allein der letztere verbindet mit dieser Abwesenheit alles Hindernisses der Wahl einen jener selbst widerstreitenden Begriff. Wenn Jemand motivirt wird, und zwar nothwendig, eine gewisse Handlung zu wählen, so ist unstreitig ein Hinderniß der freyen Wahl da, das eben in der Necessitirung liegt, und damit ist auch die Freyheit, welche Priestley den Menschen zugestehen will, und worauf er die Möglichkeit und Zulässigkeit von Tugend und Laster, Belohnung und Strafe, gründet, aufgehoben. Also muß entweder der Mensch unbedingt als Maschine vorgestellt werden, wobey denn Tugend und Laster, Belohnung und Strafe, wegfallen; oder man muß eine mögliche selbstständige Wahl des Menschen, und mit dieser die metaphysische Freyheit zugestehen. Findet ein äußeres Hinderniß

niß der Wahl statt, so ist sich auch der Mensch der Freyheit nicht bewußt, und das Bewußtseyn der Freyheit ist demnach umgekehrt mit der Abwesenheit aller Necessitirung zur Wahl nothwendig verbunden. Motive und Gründe haben allerdings einen wesentlichen Einfluß auf unser Handeln; das kann und muß man dem Deterministen einräumen. Aber kann der Mensch nicht nach gewissen Motiven, guten oder schlechten, handeln, ohne nothwendig durch sie in seinem Betragen determinirt zu werden? Kann bey moralischen Handlungen, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, diese oder jene Motive haben, bey der Prüfung derselben irgend ein möglicher Grund der Billigung oder Misbilligung seyn, wenn wir uns nicht der Freyheit dabey bewußt sind, gar keine Idee einer freyen Wahl haben? Die Indeterministen unterscheiden scharf zwischen der Ursache der Wahl und der Veranlassung derselben oder dem Motive, auf welches der Wählende bey seiner Wahl Rücksicht nimt. Sehn wir hierbey auf den Geist und die thätige Kraft desselben, so ist er die Ursache der Wahl. Wir halten das Motiv niemals für die Ursache der Thätigkeit, sondern betrachten die Thätigkeit als in dem Geiste gegründet, als ein abgesondertes Vermögen an sich selbst, das sich unabhängig von einer physischen zwingenden Kraft des Motivs äußert; ob es gleich auf das Motiv so zu sagen Rücksicht nimt in seiner Aeußerung, d. i. in der Wahl, die es selbstständig trifft. Schreiben wir auf der anderen Seite die Wahl dem Motive, Urtheile, der Begierde als Ursachen zu; so machen wir das Motiv zur Ursache der Wahl, und schließen damit ein Vermögen der Selbstthätigkeit des Geistes gänzlich aus, was diesem doch dem unmittelbaren Bewußtseyn nach zukomt. Im gemeinen Leben und

Sprach-

Sprachgebrauche werden freylich oft von Menschen die Handlungen auf Motive als ihre Ursachen zurückgeführt; allein damit kann möglicherweise nichts Anders gemeynt seyn, als der Einfluß oder das Gewicht überhaupt, welches ein Motiv oder Grund in Beziehung auf die Handlung hatte; nicht aber, daß das Motiv als solches die einzige Ursache der Handlung war; denn dieß verträgt sich durchaus nicht damit, daß Handlungen gut oder böse, des Tadels oder des Lobes würdig sind.

Noch macht Palmer einen Unterschied zwischen moralischer Gewißheit der Handlungen und zwischen physischer Nothwendigkeit derselben. Mit moralischer Gewißheit läßt sich allerdings der Erfolg einer Handlung bey bestimten Motiven zu derselben annehmen; aber keinesweges als physisch nothwendig; denn der Mensch kann auch anders handeln, und eben darauf beruht seine Freyheit. Auch die Behauptung, daß Tugend und Laster ohne vorausgesetzte Freyheit nicht möglich sind, ist von Priestley nicht widerlegt. Der letztere nimt geradezu an, daß die Wahl des bösen Motivs einen Menschen lasterhaft und strafwürdig, die Wahl eines guten ihn tugendhaft und verdienstvoll darstelle. Allein wie kann ein Entschluß tugendhaft oder lasterhaft seyn, wenn die Idee der Wahl oder des Entschlusses durchaus nichts weiter enthält, als die passive Wirkung von Motiven? wenn folglich geleugnet werden muß, daß das handelnde Wesen selbst die wirkende Ursache seiner Wahl sey? Die Natur einer Wahl bringt es mit sich, daß das handelnde Wesen den Gegenstand derselben wählen oder verwerfen, oder auch daß es überhaupt nicht wählen konte. Wird dieses geleugnet, so ist gar keine Möglichkeit von Tugend und Laster übrig.

Pri-

Price hatte es für eine Unmöglichkeit erklärt, wenn man sagt: "Meine Willensentschlüsse (volitions) werden durch fremde Ursachen hervorgebracht." Priestley antwortete: Es würde hieraus nicht folgen, daß alsdenn die Willensentschlüsse nicht meine eigene wären. Es bleibt immer mein Wille, was für ein Motiv ihn auch hervorbringen mag, wenn es anders überhaupt ein Willensentschluß war, der in meinem Gemüthe statt fand. Aber kann man mit Wahrheit etwas meinen Willen, meine Handlung nennen, was durch eine Kraft hervorgebracht wurde, worüber ich gar nicht zu disponiren vermag? Nach jenem Raisonnement kann Alles, was in meinem Körper sowohl als in meinem Geiste sich ereignet, meine Handlung, mein Willen, genannt werden. Sind Willensentschlüsse nichts als passive und nothwendige Wirkungen von Motiven, so sind sie einerley mit physischen Wirkungen überhaupt, und das Schlagen des Herzens, der Umlauf des Bluts, sind dann nicht minder meine Thätigkeiten, als jede andere geistige Determination.

Priestley verwirft den Unterschied zwischen physischer und moralischer Nothwendigkeit als gänzlich unnütz und der bloß in Worten bestehe. Die Indeterministen aber nehmen gar keine Wahl als physisch nothwendig an, sondern nur als moralisch nothwendig, und das mit Recht. Denn wo selbst die größte Gewißheit oder moralische Nothwendigkeit einer Handlung ist, da ist doch immer die Möglichkeit einer anderen Wahl, und sonach keine physische Nothwendigkeit. Die moralische Nothwendigkeit ist verträglich mit der vollkommensten und verdienstlichsten Tugend, und verringert den Werth die-

ser durch sich selbst im geringsten nicht. Je mehr wir auf die Handelnsweise Jemandes, der von der Moralität derselben überzeugt ist, rechnen können, troß aller Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen mögen, oder je wirksamer und unüberwindlicher der Einfluß des Gewissens in ihm ist, desto achtungswerther und liebenswürdiger erscheint er uns. Eben so kann in einem Menschen die größte moralische Nothwendigkeit zu sündigen vorhanden seyn; demungeachtet kann er sich bessern, und muß nicht gerade sündigen.

Price läßt sonach bey seiner moralischen Nothwendigkeit das Daseyn und die Thätigkeit eines Selbstbestimmungsvermögens im Menschen zurück, welche hingegen Priestley schlechthin aufhebt. Der letztere nimt auch eine natürliche Disposition zur Tugend und zum Laster an, die bey dem einen Menschen vorzüglicher, als bey dem andern sey, und behauptet doch dabey einen moralischen Werth des Menschen, eine Fähigkeit desselben zur Belohnung oder Strafe, je nachdem er sich Verdienst erworben, oder Schuld zugezogen habe. Hiergegen erinnert Palmer mit vollem Rechte, daß schwerlich irgend ein verständiger und nicht für ein System blindlings eingenommener Beurtheiler den Werth des Menschen nach seiner natürlichen Anlage schätzen werde; vielmehr werde er darauf sehen, inwieferne derselbe sich seinen guten oder bösen moralischen Charakter erworben habe. Je mehr Hindernisse bey der Bildung eines moralisch guten Charakters Jemand zu überwinden hatte, ein desto größeres Verdienst wird man ihm zugestehen. Ist die Tugend bloß die Folge oder Wirkung einer natürlich guten Disposition, so ist sie auch nichts

weiter

weiter als ein bloß passiver Effect, zu dessen Hervorbringung der Mensch als thätiges Wesen gar nichts beygetragen hat.

Der einzige Grund, meynte Priestley, warum wir weniger durch eine tugendhafte Handlung gerührt würden, die aus dem sogenannten natürlichen Temperamente floß, ist, weil wir dieses als ein unzuverlässiges Princip (fickle principle) betrachten, worauf wir nicht für die Zukunft fest bauen können. Aber man nehme einmal an, daß dieses Princip wirklich fixirt und beständig sey; worin wird es sich alsdenn von der Gemüthsdisposition unterscheiden, die das Resultat der größten Anstrengung und Selbstaufmerksamkeit ist? —

Hier, erwiedert Palmer, liegt gleich ein Widerspruch darin, daß Priestley von einer tugendhaften Handlung redet, die doch eine bloße Folge des natürlichen Temperaments seyn soll. Eine Handlung, die lediglich durch das natürliche Temperament bestimmt wird, ist nie als solche eine tugendhafte zu nennen. Also ist hier schon die Voraussetzung irrig. Wäre auch das natürliche Temperament als Princip des Handelns noch so fixirt und beständig; es wird nie durch sich selbst eine Handlung tugendhaft machen. Festigkeit in guten moralischen Principien macht allerdings einen Charakter moralisch vollkommen; aber dann muß das Moralprincip an sich selbst die Tugend begründen, was das natürliche Temperament niemals thut. Das natürliche Temperament könte auch nur ein instinctartiges Princip seyn; das Moralprincip erfodert freye Wahl und muß insofern erworben seyn.

Noch ein Raisonnement des Priestley berührt Palmer, daß nach dem indeterministischen Systeme es ungereimt sey, Gott um Beförderung der Tugend anzurufen, weil nichts, das von der Gottheit mitgetheilt werde, Tugend heißen könne. Palmer giebt zu, daß es allerdings sehr ungereimt sey, um Mittheilung der Tugend auf eine solche Art zu beten, daß dabey die Selbstthätigkeit des Menschen gar nicht interessirt sey. Hieraus fließt aber nicht, daß überhaupt nichts von der Gottheit mitgetheilt werden könne, wodurch das Bestreben des Menschen nach moralischer Vollkommenheit erleichtert und befördert werde, und um dieses könne der Mensch Gott bitten. Unstreitig kann die Vorsehung beytragen durch Leitung der äußern Umstände, durch Einwirkung auf das Temperament eines Menschen, daß sein freyer Wille um so eher die Richtung zur Tugend nehme; und dies kann recht gut damit bestehen, daß dennoch die Tugend ein Eigenthum des Menschen sey und von ihm selbst ausgehe. Kurz in einem sehr angemessenen Sinne kann Alles, was zum Menschen gehört, selbst sein Temperament, Wille, und Betragen als Gaben Gottes betrachtet werden; obwohl nicht in einem solchen Sinne, daß der Mensch nicht mehr als ein leidendes Werkzeug wird; was heißt, ihn der Tugend eben so unfähig machen, wie ein Stock oder Stein es ist. Im Gegentheile liegt nach dem Priestleyschen Systeme eine große Ungereimtheit darin, Gott um Beförderung der Tugend anzurufen. Wozu kann es frommen, Gott um irgend etwas zu bitten, wenn alle Dinge, der ganze Plan aller Begebenheiten des Menschen wie aller übrigen Geschöpfe, von Ewigkeit durch die Gottheit angeordnet, und jeder selbstthätige Einfluß des Menschen

schen

schen ausgeschlossen ist? Das Gebet kann dabey keinen Menschen mehr interessiren. Denn ist das Gebet ein Theil des göttlichen Weltplans, so werde ich mich auch nothwendig dazu determinirt fühlen zu der Zeit, wo es angeordnet ist, daß ich beten soll. Bin ich nicht zum Gebete geneigt, oder kann ich ohne dasselbe fertig werden, so ist dies ein sicherer und untrieglicher Beweis, daß das Gebet nicht zu meiner Bestimmung gehörte. Diese Denkart, meynt Palmer, müsse einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Moralität des großen Haufens haben, wenn sie diesen auch nicht auf einen Deterministen, wie Priestley selbst, bey seiner sonderbaren Ansicht der Sache haben sollte.

Palmer komt endlich zu dem Hauptargumente Priestley's, das ihn vornehmlich zu seinem Systeme verführt zu haben scheint. Wenn das Selbstbestimmungsvermögen weder die Urtheilskraft, noch irgend eine Begierde, Hoffnung, Furcht oder Leidenschaft ist; so muß es der bloße zufällige blinde Wille seyn, der unter gar keiner Leitung steht. Palmer erwiedert, daß Priestley hier abermals den Unterschied zwischen physischer und moralischer Nothwendigkeit vergesse, zwischen einem Willen, der auf Urtheil, Gewissen, oder Begierde Rücksicht nimt, und einem solchen, der physisch nothwendig durch diese determinirt wird.

Priestley vertheidigte sich gegen Palmer in einem sehr freundschaftlichen Tone in einem Sendschreiben an diesen *). Er bestimt hier das Hauptargu-

*) Observations in defence of the liberty of man, as a moral Agent, in answer to Dr. *Priestley*'s Illustrations of

argument für den Determinismus folgendermaßen: Wenn in zwey genau gleichen Situationen des Gemüths in Hinsicht auf Disposition und Motive zwey verschiedene Determinationen des Willens möglich sind; so muß die Eine eine Wirkung ohne Ursache seyn. Da nun dies unmöglich ist, so ist nur Eine Determination des Willens möglich. Was sich hierauf antworten läßt, besteht darin, daß, wenn auch die Willensdetermination ungewiß oder zufällig ist, und weder von der Disposition des Gemüths, noch von den gegenwärtigen Motiven abhängt, sie dennoch aus einem oder dem andern Grunde nicht eine Wirkung ohne Ursache seyn würde; daß ferner unter denselben Umständen die Willensdeterminationen unveränderlich dieselben seyn können irgend einer beständigen Regel gemäß, ohne daß sie deshalb nothwendig so wären, und sonach den Determinismus bestätigten. Dieses Gegenargument hatte Palmer vorzüglich benutzt, und sich darauf berufen, daß, wie auch der Gemüthszustand und die gegenwärtigen Motive seyen, doch der Mensch ein von diesen unabhängiges Selbstbestimmungsvermögen habe, welches als die Ursache der Determination angesehen werden müsse; daß ferner, falls auch die größte Gewißheit aller Willensdeterminationen statt fände, doch hieraus kein nothwendiger Determinism folge, weil die Gewißheit keine physische, sondern eine bloß moralische sey.

Hiergegen macht Priestley wiederum einige sehr scharfsinnige Einwendungen.

1) Zu

of philosophical necessity. By *John Palmer*; London 1779. 8. — A Letter to *John Palmer* in defence of the Illustrations of philosophical necessity, by *Joseph Priestley*; London 1779.

1) Zugestanden, daß der Wille über mehrere im Bewußtseyn vorschwebende Motive deliberiren, und unter denselben wählen könne, um sein Betragen darnach einzurichten; so hängt doch die Entscheidung der Deliberation wieder von einem Motive ab, und der Mensch kann selbst nicht einmal deliberiren, ohne ein Motiv, das ihn dazu bewegt, d. i. determinirt. Die Indeterministen thäten also besser, wenn sie eine Willensdetermination ohne alles Motiv zuließen; denn so lange sie noch Motiven überhaupt einen nothwendigen Einfluß auf den Willen einräumen, behaupten sie selbst den Determinism, ohne es zu wollen.

2) Das absolute Selbstbestimmungsvermögen als solches kann nicht die hinreichende Ursache aller Willensdeterminationen seyn; es könte im Allgemeinen determiniren, aber nicht das Vorziehen einer besonderen Determination vor der andern bewirken. Man nehme an, daß zwey Determinationen gleich möglich sind, so muß eine Ursache seyn, warum die eine durch das Selbstbestimmungsvermögen allein hervorgebracht wird; so wenig, wie ich die Frage: Warum der Wind aus Nord oder Süd wehe, dadurch erkläre, daß die Luft mittelst einer partiellen Verdünnung bewegt werde, was freylich wohl den Wind überhaupt, aber nicht die besondere Richtung desselben erklärt. Auch kann die bloße Kraft nicht für hinreichende Ursache von Wirkungen gelten. Sie muß ein Objekt der Wirkung haben, und unter Umständen wirken, die ihre Thätigkeit wecken und bestimmen. Die Kraft zu brennen kann sich nicht äußern ohne einen brennbaren Stoff, und ohne in eine Sphäre der Wirksamkeit gesetzt zu seyn. Eben so kann sich auch die Willenskraft nicht äußern, ohne

Umstände, die sie zur Thätigkeit wecken, und diese Umstände können schlechterdings keine andere seyn, als Gründe oder Motive, so daß demnach alle Willensthätigkeiten durchaus von Motiven abhängig, d. i. determinirt sind.

3) Wird auch die Immaterialität der Seele angenommen, so folgt freylich hieraus, daß sie nicht den Gesetzen der Materie unterworfen sey, aber keinesweges, daß sie überhaupt unter keinen Gesetzen stehe. Vorstellungen, Urtheile, Leidenschaften, werden sämtlich von gewissen Gesetzen regiert; warum nicht auch der Wille? Der Fall eines Steins ist die nothwendige Wirkung des Gesetzes der Schwere, das in der Natur des Steins liegt, und ganz in demselben Sinne ist die Determination des Willens eine nothwendige Wirkung der Gesetze, von welchen der Wille in seinen Aeußerungen abhängig ist. Ja die Erfahrung selbst lehrt, daß der Wille eben so durch Motive bestimmt wird, wie die Körper durch Stoß oder Druck. Der Unterschied zwischen der Gewißheit des Erfolgs bey derselben Disposition des Gemüths unter denselben Umständen, und zwischen der Nothwendigkeit desselben, ist ungegründet. Derselbe Grund, warum wir es für nothwendig halten, daß ein Stein zur Erde fällt, bewegt uns auch, die Gewißheit eines Erfolgs anzunehmen; es kann also hier nur dieselbe Nothwendigkeit statt haben.

4) Das Argument, welches Priestley daher entlehnte, daß die Präscienz Gottes und die Vorsehung nach dem Freyheitssysteme aufgehoben würden, war von Palmer sehr schwach widerlegt worden. Er hatte darauf erwiedert, daß die göttliche Allmacht verbunden mit der höchsten Weisheit, da ihr die Charaktere

raktere der Menschen bekannt wären, durch Mittel, welche wir vor der Wirksamkeit derselben nicht einzusehen vermöchten, solche Begebenheiten hervorbringen könne, die sie der Erhaltung und Beförderung des Wohles der vernünftigen Schöpfung angemessen fände. Was auch für Unregelmäßigkeiten im Verhalten der Menschen sich ereignen, so beruht doch der Haupttheil des Plans der moralischen Regierung Gottes, eine genaue und gleiche Vertheilung von Belohnung und Strafe im künftigen Zustande, auf denselben festen und unbeweglichen Gründen, Gott mag die zufälligen Handlungen der Menschen vorausgesehen haben oder nicht. Dabey gab aber Palmer zu, daß die Prophezeihungen in der heiligen Schrift eine göttliche Präscienz in gewissen Fällen voraussetzten. Uebrigens wird der Vollkommenheit Gottes, wenn man ihr auch die Präscienz zufälliger menschlicher Handlungen abspricht, so wenig dadurch etwas entzogen, als wenn man behauptet, daß sie nichts Widersprechendes bewirken könne.

Priestley findet dagegen es der Gottheit unwürdig, daß dieser das Attribut der Präscienz der Handlungen von Wesen entzogen werde, die doch in jedem Augenblicke von ihr abhängig sind. Die Präscienz der Gottheit leugnen, heißt, wie er meynt, die Allwissenheit leugnen, und behaupten, daß ein geringerer Grad der Allmacht und Güte für das unendliche göttliche Wesen zureiche, was doch ungereimt sey. Ferner um die Unregelmäßigkeiten in dem göttlichen Plane der moralischen Weltordnung aufzuheben, die nach dem Freyheitssysteme durch die Sünden der Menschen unvermeidlich sind, nehmen die Indeterministen zu einem künftigen Zustande ihre Zu-

flucht, wo diese von der Gottheit werden ausgeglichen werden. Aber werden nicht, fragt Priestley, dieselben Unregelmäßigkeiten auch in einem künftigen Zustande unvermeidlich aus denselben Ursachen erfolgen, da das Selbstbestimmungsvermögen kein anderes seyn wird, als es in dem gegenwärtigen Leben ist? Die Natur des Menschen wird doch nicht gänzlich umgewandelt werden; eben so wenig also auch die Natur seines Willens; und wenn dieser seinen Charakter behält, so wird er weder durch die Motive, noch durch die Gottheit selbst beschränkt werden können. Was für eine Aussicht gewährt diese Vorstellungsart? Endlich die moralische Regierung Gottes wird durch das indeterministische System in einem ihrer sehr unwürdigen Lichte dargestellt. Wie gleichgültig muß sie erscheinen, wenn man annimmt, daß unzählige Willensentschlüsse bey dem Menschen in jedem Augenblicke entstehen, die die Gottheit nicht einmal voraussehen, vielweniger regieren kann! Die Vorsehung muß hier unaufhörlich wegen der Folgen dieser freyen unvorhergesehenen Volitionen besorgt, und beschäfftigt seyn, die Inconvenienzen wieder gut zu machen, welche daraus entspringen und die Harmonie der moralischen Weltordnung stören.

5) Auf die von Palmer geäußerte Besorgniß, daß der Determinism eine sehr nachtheilige Wirkung auf die Moralität des großen Haufens der Menschen haben dürfte, antwortet Priestley, daß die Erfahrung bey allen denen, die sich mit Ueberzeugung zu demselben bekennen, das Gegentheil bewähre. Die Möglichkeit von Tugend und Laster, und folglich auch von Belohnung und Strafe beym Determinismus, die der erstere ebenfalls angefochten hatte, vertheidigt

der

der letztere sehr seicht. Es ist in der That nicht einzusehen, wie Priestley behaupten konte, daß einerseits Handlungen des Menschen seine eigenen und von diesem selbst abhängig wären, und andererseits sie doch für determinirt erklärte. Sein Raisonnement ist hier Sophisterey und Logomachie. Er sagt: "Im strengen und philosophischen Sinne hängt der Erfolg irgend einer Handlung von mir selbst ab, wenn meine Handlung ein nothwendiges Glied in der Kette der Ereignisse war, durch welche sie allein bewirkt werden konte. Wenn ich aber dies mit Gewißheit weiß, und der Gegenstand oder Zweck nur begehrungswerth ist; so muß die Begierde, falls sie stark genug ist, die Thätigkeit hervorbringen, welche zur Erreichung meines Endzwecks erfoderlich ist. Die Handlung ist und bleibt dabey immer meine eigene. Palmer erwiedert mir: Ein Ding, das seyn muß, das muß seyn; aber wenn Palmer's Schrift durch Priestley beantwortet werden soll, so wird es von des letztern Willen abhängen, ob er sie beantworte oder nicht, und er kann es daher sich bequem machen, und nicht antworten. Allein ich antworte, daß ich dies thun würde, wenn ich nicht das Verlangen nach dem Gegentheile hätte, welches ich gleichwohl habe, und wenn ich glaubte, daß gar keine Aeußerungen meiner Selbstthätigkeit zur Erreichung meines Zweckes nöthig seyen, was auch nicht der Fall ist". Hierin setzt Priestley den Unterschied zwischen seiner sogenannten philosophischen Nothwendigkeit, und der Calvinistischen Lehre von der Prädestination. Der letzteren zufolge ist die Bekehrung Jemandes ganz ein Werk der freyen und unabhängigen Gnade Gottes, und die Person des Bekehrten selbst kann zu der Umwandlung seiner Gesinnun-

sinnungen nicht das Geringste beytragen. Hier ist Gott der allein thätige, und der Mensch ist durchaus passiv; denn sein Thun oder Lassen steht mit dem Endzwecke, welchen er beabsichtigt, in gar keiner Verknüpfung. Von dieser Vorstellungsart, meynt nun P., sey seine philosophische Nothwendigkeit gerade das Contrarium. Diese letztere setzt nur einen nothwendigen Zusammenhang zwischen unseren Bestrebungen und dem Erfolge voraus; und wenn nur die Begierde des Erfolgs, als das erste Glied in dieser Kette, hinreichend stark ist; so wird das Uebrige von selbst erfolgen, und der Zweck wird gewiß erreicht werden.

Priestley scheint hierbey gar nicht bedacht zu haben, daß auch die Begierde, nach seinem Systeme, äußerlich determinirt, und folglich der vermeynte Unterschied zwischen der philosophischen Nothwendigkeit und der Calvinistischen Prädestination bloß erträumt ist. Auch die Vergleichung, die er zwischen dem Willensacte und einem Urtheile anstellt, beweist nichts für ihn. Ein Urtheil, sagt er, ist so gut eine Thätigkeit des Geistes, wie ein Willensentschluß. Aber hat irgend ein Mensch über sein Urtheil eine Gewalt? Wird dieses nicht nothwendig durch Gründe bestimt? — Niemand legt aber auch dem Urtheile eine Freyheit bey, sondern nur dem Willen, und beyde Vermögen des Gemüths sind von einander specifisch verschieden.

Palmer war durch die Antwort Priestley's nichts weniger als befriedigt, und setzte ihr eine neue Schrift entgegen, welche dieser in einem zweyten Schreiben beantwortete. Der Disput geht nun zu sehr in's Detail, als daß er hier weiter verfolgt wer-

den

den könte, zumal da er sich um einzelne Stellen und Ausdrücke in den gegenseitigen Schriften beyder herumdreht, ohne deren Aushebung er nicht verständlich seyn kann *).

Noch einen andern Gegner außer dem erwähnten erhielt Priestley an dem berühmten Alterthumsforscher Jacob Bryant. Dieser suchte darzuthun, daß, ungeachtet P. den Menschen eine gewisse Freyheit gestatte, und auch sein System von der Calvinistischen Prädestination und dem Fatalismus der Alten unterscheide, dennoch nichts anders als dieser Fatalismus darin enthalten sey, und alle Freyheit schlechthin aufgehoben werde. Er deckte ihm mehrere Widersprüche in seinen Behauptungen auf; z. B. daß er jedes Medium zwischen den beyden Systemen, der Freyheit und der Nothwendigkeit, leugne, und doch seine Vorstellungsart als ein solches Medium angesehen wissen wolle; daß er die Freyheit in die Abwesenheit äußerer Hindernisse der Wahl setze, und die Wahl des Menschen einer äußeren Nothwendigkeit unterwerfe, indem er behaupte, daß der Wille des Menschen nie determinirt werde ohne eine wirkliche oder scheinbare ihm fremde Ursache; daß eine Determination des Willens nicht anders seyn konte, als sie war. Bryant leugnet auch die nothwendige Causalverknüpfung der Vorstellungen, die zum Determinismus nothwendig gehöre. Zwischen der letzten Idee eines Menschen, bevor er einschläft, und der ersten beym Wiedererwachen ist gar keine Verbindung; und wenn

*) Die neue Gegenschrift Palmer's hat den Titel: Appendix to the Observations &c. London 1780. Hierauf erfolgte von Seiten Priestley's: A second letter to *John Palmer* &c. London 1780. 8.

wenn man auch auf die Träume Rücksicht nehme, so dürfe man statt des Schlafes nur die Zustände der Ohnmacht und des Scheintodes in Erwägung ziehen. Auf das Priestleysche Argument, daß die Allwissenheit und Vorsehung Gottes durch die Freyheit aufgehoben werde, erwiedert B., daß die Art, wie Gott die Welt und insbesondre auch die menschlichen Handlungen erkenne und regiere, ein für uns ganz unergründlicher Gegenstand sey. Er giebt zu, daß Gründe auf den Willen Einfluß haben, und ihn oft determiniren; aber er leugnet, daß der Wille schlechthin von äußern Motiven abhängig sey. Er leugnet ferner die moralische Verantwortlichkeit des Menschen beym Determinism, und äußert seine Verwunderung, wie Priestley dies gar nicht einsehen könne oder wolle. Der letzte hatte sich hier auf die Disposition des Gemüths berufen, die einen Menschen gut oder böse mache. Aber B. fragt mit Recht, von wem denn diese Disposition herrühre? und wenn der Mensch selbst nichts dazu beytragen kann, ob er sich durch dieselbe Schuld oder Verdienst zuziehen könne? Die Folgerung aus dem deterministischen Systeme, daß Gott auch der Urheber der Sünde seyn müsse, leitet zu einem Abgrunde, den Priestley vergebens zu verdecken oder zu verbergen sich bemüht. Es ist nicht die Frage: wie Gott als Urheber der Sünde vorgestellt werden möge? sondern: ob Er es sey, oder nicht? Und die letztere Frage beantwortet P. nach seinem Systeme bejahend und muß sie bejahend beantworten. Gleichwohl erregt es Schauder, wenn man sich Gott als den determinirenden Grund aller Unthaten denkt, welche das Menschengeschlecht in einzelnen Individuen sich von jeher hat zu schulden kommen lassen. Der Satz: Was sich in Gutes en-

digt,

digt, ist in philosophischem Sinne gut, ist unbedingt genommen falsch; es war ein Grundsatz der Jesuitischen Moral, nach welchem man durch Ströme Blutes waten darf, um zu einem guten Zwecke zu gelangen. Ein solcher Grundsatz kann aber unmöglich vom Verhältnisse Gottes zur Welt gelten. Priestley bekennt auch selbst, daß die Anwendung des Bösen zu einem guten Endzwecke eine bloße Theorie sey, die sich nicht in der moralischen Praxis ausführen lasse.

Priestley antwortete dem Bryant bitterer, als jedem Andern seiner Gegner. Er war durch den anmaaßenden Ton, und durch manche beleidigende Vorwürfe jenes dazu gereizt worden. Er läßt der Gelehrsamkeit desselben Gerechtigkeit wiederfahren, spricht ihm aber alles philosophische Talent und besonders alle Einsicht in die Metaphysik ab; obgleich B. versichert hatte, die Lehre von der Freyheit längst zu einem Gegenstande wiederholten angestrengten Nachdenkens gemacht zu haben. Die Gegenschrift Priestley's dreht sich daher auch zum Theil um Persönlichkeiten herum, und enthält in Beziehung auf die Materie des Streits nichts, was nicht schon in den frühern Werken desselben umständlich erörtert war. Was also Bryant Treffendes gegen den Determinism vorgebracht hat, ist von Priestley nicht widerlegt. Darin aber hat dieser nicht Unrecht, daß jener mehr schwätzte als raisonnirte, und bey seinem in der That geringen philosophischem Talente viel zu hoch gehende Ansprüche äußerte, also eine Castigation in Ansehung derselben vollkommen verdiente *).

Da

*) An Addrefs to Dr. *Priestley* upon his doctrine of philosophical neceffity illustrated. By *Jacob Bryant* Esq. Lon-

Da Priestley unter den neuern Philosophen überhaupt einer der vornehmsten und scharfsinnigsten Vertheidiger des Determinismus ist, hauptsächlich inwiefern sich mit diesem Systeme die Möglichkeit der Moralität, der Belohnung und Strafe, und der Religion vereinigen lassen; so habe ich seine Vorstellungsart und die von ihm deshalb mit mehrern der trefflichsten Englischen Philosophen geführten Streitigkeiten ausführlicher erörtert. Der Streit über Freyheit oder Nichtfreyheit des Menschen blieb auch nach diesen Debatten darüber unentschieden.

Alle Gegner Priestley's scheinen mir zwey Hauptgründe, auf welchen sein System beruhte, entweder gar nicht, oder doch nicht ganz gefaßt zu haben, und daher kam es, daß er ungeachtet sehr treffender Gegengründe, die sie vorbrachten, sich doch nicht widerlegt glaubte. Der erste Grund war, daß er sich den Menschen bloß als Erscheinung vorstellte, als ein Wesen, dessen Existenz und Thätigkeit durch die Zeit bedingt sey, so daß jede Thätigkeit desselben eine andere als Grund oder Motiv voraussetze, und die ganze Reihe der Thätigkeiten eine ununterbrochene Kette ausmache, die sich an die Kette der Weltveränderungen überhaupt anschließt, und von der Gottheit, als dem Urheber und Regenten des Weltalls, ihre erste Determination empfängt. Dieses drückt P. durch den Satz aus, daß ein freyes Handeln ohne alles Motiv eine Wirkung ohne Ursache seyn müsse, was dem Satze vom Grunde widerstreite, also nicht ange-

don 1780. 8. — A Letter to *Jacob Bryant* in defence of philosophical necessity. By *Joseph Priestley* (mit dem Motto aus Pope: Drink deep, or taste not) London 1780. 8.

angenommen werden könne. Mit der Moralität und der Möglichkeit der Belohnung und Strafe scheint er dies so vereinigt zu haben, daß der Mensch beym Wollen und Handeln sich doch immer bewußt sey, daß dieses von ihm ausgehe, sein eigenes Wollen und Handeln sey; daß derselbe also den Determinism nicht ahnde, und daher durch Befolgung guter Motive sich Verdienst, und durch Befolgung schlechter sich Schuld erwerbe, weil er wisse, daß eine bestimte Art zu handeln auch einen bestimten Erfolg habe. Hierin setzte er auch den Unterschied zwischen der Calvinistischen Prädestination, und der von ihm sogenannten philosophischen Nothwendigkeit. Zu einer völligen Aufklärung des wahren Verhältnisses des Determinism zur Moralität ist er nicht gelangt; denn sonst müßte er die Unmöglichkeit der Vereinigung beyder auf die von ihm vorgeschlagene Weise eingesehen haben.

Priestley's Gegner hatten Recht, wenn sie die Möglichkeit der Moralität, des Verdienstes und der Schuld, beym Determinism schlechthin ableugneten. Aber auch ihnen war nun im Wege, daß das Wollen und Handeln doch stets durch Motive und Gründe bestimt würde, und selbst die Wahl unter den Motiven, die Deliberation, wieder einen Grund erfodere. Daher konten sie aus der Moralität als Factum auch den Indeterminism nicht beweisen. Sie nahmen nun ein Selbstbestimmungsvermögen an, in welchem der letzte Grund der eigentlich freyen Handlungen liege. Dieses Vermögen mußte als ein solches erklärt werden, wodurch der Mensch auch unabhängig von allen Motiven handeln könte.

Hier trat aber der zweyte Grund ein, auf welchen Priestley seinen Determinism stützte. Das Selbstbestimmungsvermögen, sofern es weder durch ein Urtheil als Grund, noch durch Begierde oder Leidenschaft, überhaupt durch kein Motiv bestimt werden soll, ist eine ganz blinde zufällig wirkende Kraft, der es an einem Objecte und an der zu ihrer Wirksamkeit nöthigen Sphäre der Umstände durchaus gebricht, und wo sich also gar nicht einsehen läßt, wie die Aeußerung derselben die Moralität, die Möglichkeit von Verdienst oder Schuld, solle begründen können. An diesem Begriffe der Freyheit, den die Gegner P's aufstellten, als eines von allen Gründen, auch der Vernunft, verschiedenen unabhängigen Selbstbestimmungsvermögens, scheiterten alle Raisonnements, die sie dem P. entgegensetzten; so wie dieser dadurch eine entschiedene Anhänglichkeit an sein System gewann, das ihm überdies mit der göttlichen Allwissenheit, Vorsehung, Weltordnung, verträglicher schien.

Die Argumente, welche Priestley von dem Verhältnisse Gottes zur Welt, und vornehmlich zu den vernünftigen Geschöpfen entlehnte, waren freylich nicht für den Determinism beweisend, weil, wenn man sie gelten ließ, mehr daraus folgte, als folgen durfte, daß nehmlich die Tugend des Menschen, als ein Werk Gottes, gar nichts Verdienstliches habe, und Gott der unmittelbare Urheber der Sünde sey. Die Ausflucht, welche P. wegen der letzteren Folgerung nahm, die sein System wirklich am meisten drückte, war erbärmlich. Wenn nur die Sünde, meynte er, einen guten Zweck habe, sich in Gutes endige, so könne man Gott immerhin für den Urheber

der derselben gelten lassen. Es war natürlich, daß die Gegner Priestley's in dieser seiner Behauptung eine Gotteslästerung fanden; wiewohl sie selbst die Möglichkeit des Bösen in Beziehung auf die Gottheit als Urheber der vernünftigen Geschöpfe, da die Gottheit doch Urheber der Freyheit ist, nach dem indeterministischen Systeme nicht würden haben erklären können, die anderen Schwierigkeiten ungerechnet, die aus dem Verhältnisse Gottes zur Welt gegen den Indeterminismus erwachsen. Am besten verfahren hier beyde Parteyen, wenn sie auf Argumente für und wider ihre Vorstellungsarten aus dem Verhältnisse Gottes zur Welt überhaupt ganz Verzicht thun, und sich beyde darüber vereinigen, daß diese Gegenstände alle Fassungskraft der Vernunft übersteigen, und folglich von erträumten Begriffen über dieselben weder für noch wider die Lehre von der Freyheit Gebrauch gemacht werden kann. Denn der Disput beyder aus solchen Argumenten kann nicht anders als endlos seyn, und hat überdem das Nachtheilige, daß er leicht bey solchen Philosophen, die zugleich eifrige Anhänger positiver Religionsdogmen sind, zur Intoleranz und zu gegenseitigen Vorwürfen der Irreligiosität verleitet, wie sich das auffallend in den Streitschriften zwischen Priestley und Bryant zeigt.

Die Natur des Gefühls der Reue hat Priestley verkannt, und seine Gegner haben diese viel zu wenig in's Licht gestellt, und gegen den Determinism benutzt; so wenig auch zu leugnen ist, daß sie den Zusammenhang desselben mit der moralischen Freyheit des Menschen ahndeten, da sie es eben deswegen als Grund für dieselbe anführten. Priestley betrachtet das Gefühl der Reue, wie alle andere Gefühle,

als ein solches, das sich bloß auf den sinnlichen Zustand des Menschen beziehe, nicht lediglich auf die vernünftige moralische Person desselben. Er erklärt es daher für ein Truggefühl, das für die Freyheit nichts beweise. Wenn sich Jemand alle die Gründe und Motive und seine ganze Gemüthsstimmung, während er handelte, hernach wieder vergegenwärtigt; so wird er einsehen, daß er nicht anders handeln konte, als wie er gehandelt hat, und daß es also albern sey, sich mit Schaam und Reue zu peinigen, zumal da die geschehene Handlung dadurch schlechterdings nicht ungeschehen gemacht werde. Priestley wurde hier, wie es ihm öfter begegnet ist, in seinem Raisonnement selbst inconsequent, ohne es zu merken. Er giebt es für eine Täuschung aus, sich dem Gefühle der Reue zu überlassen, und schlägt Mittel vor, es zu unterdrücken oder zu mindern; als ob die Reue, die Jemand seiner schlechten Handlungen wegen empfindet, nicht auch zu den determinirten Zuständen gehöre, und nicht der Mensch, der bereue, durchaus bereuen müsse, er möge wollen oder nicht, und an seinen Handlungen schuld seyn oder nicht. Ferner das Gefühl der Reue ist von jedem andern unangenehmen Gefühle, das uns etwa ein gehabter Schaden verursacht, wesentlich verschieden. Die Erinnerung an sinnliche Schmerzen ist eher angenehm als unangenehm, und ein Verlust an Gütern wird uns in der Folge kein peinliches Andenken verursachen; wir vergessen ihn auch wohl ganz. Allein die Reue über schlechte Handlungen bleibt dieselbe, und wenn wir sie auch vor einer langen Reihe von Jahren begiengen, die seitdem verflossen sind. Die Zeit ändert hier nichts. Daher ist die Reue auf dem Sterbebette so peinlich, woraus erhellet, daß sie ein moralischer Ver-

nunft-

nunftzustand ist, der nothwendig Freyheit im Handeln voraussetzt, weil, wenn der Mensch nicht frey wäre, die Reue nicht bloß ungereimt, sondern auch nicht einmal möglich seyn würde. Die Thiere, denen Vernunft und Freyheit fehlt, und die lediglich durch sinnliches Gefühl und Instinct motivirt werden, kennen die moralische Reue gar nicht. Die Schaam, welche man bey einigen Thieren bemerkt, wenn sie etwas gethan haben, was ihnen gewöhnlich Strafe zuzieht, und nun dieses von ihren Herren entdeckt wird, ist sinnliche Furcht vor der Strafe, und kann wenigstens mit der moralischen Reue nie parallelisirt werden.

Zu verwundern ist, daß dem Priestley das Bewußtseyn der Freyheit selbst als Thatsache nicht mehr aufgefallen ist. Er leugnet dies nicht ab, und räumt wegen desselben dem Menschen ausdrücklich einen Grad der Freyheit ein, so weit sich diese möglicherweise erstrecken könne, und nach seiner Meynung zur Moralität nothwendig sey. Es scheint, er hat sich das Gefühl der Freyheit daraus erklärt, daß der Mensch sich des Wollens als eines Actes seiner eigenen Thätigkeit bewußt ist, nicht aber der ganzen Reihe von Gründen, die sein Wollen bestimmen, obgleich er mittelst der Speculation das Daseyn einer solchen Reihe einsehen kann. Auch dieser einseitige und falsche Begriff des Priestley von Freiheit trug dazu bey, daß er den Determinism so hartnäckig verfocht. Denn was die Menschen für Freyheit hielten und wirklich halten können, wähnte er, ihnen nicht zu entziehen, und so schien ihm der Determinism auch mit der gemeinen Denkart über Freyheit gar nicht zu disharmoniren; worin er jedoch sich gröblich irrte, wie

 ihm

ihm auch seine Gegner überzeugend genug darthaten, wenn er sich hätte überzeugen lassen wollen.

Was inzwischen für den Determinism in Priestley's Urtheile am entscheidendsten war, blieben immer die beyden Argumente, daß jede Handlung des Menschen durch einen vorhergehenden Grund in der Zeit bedingt sey, und daß das von seinen Gegnern zum Behufe der Moralität angenommene Selbstbestimmungsvermögen, welches unabhängig von Gründen und Motiven wirksam seyn könne, eine blinde Kraft sey, die ihrer Natur nach nichts zum Verdienste oder zur Schuld des Menschen thun könne. Diese beyden Argumente sind erst durch die Kantische Lehre von dem Menschen als absoluter Intelligenz, und durch die Aufklärung des Zusammenhanges zwischen dem Sittengesetze der Vernunft und der Freyheit, weggeräumt worden. Sofern der Mensch als Erscheinung vorgestellt wird, wo sein ganzes Daseyn und alle seine Thätigkeiten durch die Zeit bedingt sind, ist der Determinism nicht abzulehnen, und daher diente auch von jeher der Satz vom Grunde den Deterministen zu einer Hauptstütze ihres Systems. Allein als absolute Intelligenz ist der Mensch, sein Daseyn und Wollen, von der Zeit unabhängig; er kann gleichsam in die Zeit eingreifen, und dynamisch einen ersten Anfang einer Zeitreihe, und einer Reihe von Thätigkeiten und Veränderungen bestimmen. Die Freyheit ist bloß intelligibel, und zugleich ein Beweis von der Immaterialität der Seele. In der Erscheinung kann sie sich nie zeigen, weil, so wie das Wollen des Menschen zum Handeln wird, und in die Welt der Erscheinungen übergeht, dasselbe auch sofort an die nothwendige Bedingung der Erscheinungen,

gen, die Zeit, gebunden ist. Ein bloß logischer Begriff, der darauf beruhte, daß man sich immer das Gegentheil dessen, was man will und thut, zu denken vermag, obgleich in der Wirklichkeit immer nur Eine Reihe von Handlungen statt findet, kann die Freyheit nicht seyn. Der Mensch kann das Gegentheil dessen, was er will, nicht bloß denken; es steht auch bey ihm, es zu realisiren. Die Freyheit der absoluten Intelligenz ist ferner nichts weniger, als eine ganz blinde zufällig wirkende Kraft. Sie gehört zum Wesen der Vernunft, und hat, wie alle andere Kräfte der Natur und des menschlichen Gemüths, ein Gesetz ihrer Wirksamkeit, das Sittengesetz, was zwar keine physische Nothwendigkeit, aber doch eine moralische, eine Nöthigung, enthält, und eben dadurch die Möglichkeit der Moralität, des Verdienstes und der Schuld, für den freyen Menschen begründet. Price war der Einsicht in jenes Gesetz der Freyheit sehr nahe, ohne sich doch ihrer ganz zu bemächtigen. Seine Unterscheidung physischer und moralischer Nothwendigkeit der Handlungen entsprang daraus, und die Gründe waren nicht stringent, welche Priestley gegen diese Unterscheidung vorbrachte. Aber freylich sind auch mit der Kantischen Theorie noch manche Schwierigkeiten verbunden, und das philosophische Problem von der Freyheit kann immer zu denen gezählt werden, die noch nicht ganz befriedigend gelöst sind. So läßt sich mit dem Menschen als absoluten Subjecte an sich unabhängig von der Zeitbestimmung gar keine irgend deutliche Vorstellung verknüpfen, weil es an jedem erkennbaren Merkmale gebricht. Auch in Ansehung des Sittengesetzes und des Zusammenhanges des Willens mit der Erkentniß ist noch Vieles dunkel. Der Indetermi-

minismus ist durch die Kantische Lehre probabler geworden, als das entgegengesetzte System, was er der Majorität der Philosophen stets war; allein er ist keinesweges ausschließlich erwiesen.

Ich habe schon oben bemerkt, daß Priestley auch an dem Streite Theil nahm, und zwar früher, als er über Materialism und Determinism disputirte, welchen Reid, Beattie und Oswald gegen Hume führten. Er war weder Apologet Hume's, noch der Gegner desselben; sondern er wollte vielmehr zeigen, daß weder der Skepticismus jenes hinlänglich begründet sey, noch auch durch die Theorie vom gemeinen Menschenverstande und den instinctartigen Principien der Erkenntniß und des Handelns das philosophische Interesse hinlänglich befriedigt werde. Er neigte sich hierbey mehr zur Lockischen Philosophie, hauptsächlich mit den Modificationen, welche diese durch Hartley's Untersuchungen bekommen hatte. Mit Recht erinnerte er im Allgemeinen gegen Reid, daß durch die von diesem angenommenen instinctartigen Principien des common Sense in der menschlichen Natur gar nichts erklärt werde, weil sie doch eigentlich bloße qualitates occultae seyen. Selbst der Glaube an eine äußere objective Welt geht nicht aus einem Grundtriebe hervor; er ist bloß eine wahrscheinliche Meynung und findet sich nicht bey Kindern, sondern entsteht erst, nachdem man angefangen hat, den unmittelbaren Inhalt der Vorstellungen von äußern Objecten zu unterscheiden. Der Idealismus ist an und für sich eine sehr einfache und wohl zusammenhängende Hypothese, die, wenn man sie unbefangen erwägt, gar nicht so ungereimt und für den gemeinen Menschenverstand empörend ist, wie sie ausgegeben

wird.

wird. Durch das Reidsche System wird alle Verbindung unter den verschiedenen Phänomenen, Kräften und Wirkungen der Seele aufgehoben, und an die Stelle derselben eine Menge unabhängiger willkührlicher Instincte als Principien gesetzt. Gegen diese hat der Skepticismus ein um so leichteres Spiel, und die Theorie vom gemeinen Menschenverstande, die dem Skepticismus entgegenarbeiten will, trägt also indirecte dazu bey, ihn noch mehr zu befestigen und zu verbreiten. Alle weitere philosophische Untersuchung wird durch jene Theorie abgeschnitten, die gleichwohl selbst auf nichts wie auf Machtsprüchen beruht, deren Autorität der Skeptiker gar nicht anerkennt und anzuerkennen braucht. Im Einzelnen lief Priestley's Tadel des Reidschen Systems hauptsächlich auf Folgendes hinaus: Erstlich: Reid verwirft ohne hinlänglichen Grund den Schluß von den Vorstellungen auf die Objecte, als die producirenden Ursachen derselben, und behauptet ebenfalls ohne hinlänglichen Grund willkührliche Instincte, durch die der Glaube an die Außendinge bewirkt werde. Bloß weil sich zwischen den Vorstellungen als solchen und den Objecten keine Aehnlichkeit findet; weil eine nothwendige Verbindung zwischen den Empfindungen und ihren Gegenständen als Wirkungen und Ursachen nicht demonstrirt werden kann, wird diese ganze Schlußart verworfen. Sie hat aber gerade so viel für sich, wie die Lehre von den Instincten, und ist der menschlichen Natur weit angemessener und weit philosophischer, als diese.

Zweytens: Die Voraussetzung Reid's, daß unsere Vorstellungen gar nicht vorhanden sind, wenn wir uns derselben nicht bewußt, oder nicht aufmerk-

sam darauf sind, ist, wenn nicht schlechthin ungültig, doch unerwiesen. Reid verwechselt auch das Empfindungsvermögen mit den Empfindungsvorstellungen. Aus unserer bloßen Unbekantschaft mit der Art, wie Veränderungen in unserm Gemüthe entstehen, schließt er, daß sie durch instinctartige Principien hervorgebracht, und nicht durch Erfahrung und Ideenassociation erzeugt werden. Eben so nimt er ohne Grund an, daß gewisse Bestimmungen oder Thätigkeiten des Gemüths vor aller Erfahrung hergehen, und folgert daraus, daß sie instinctartig seyen. Auch über die Grundwahrheiten oder Principien selbst, welche Reid, Beattie und Oswald aufstellten, und die Consequenzen, die sie daraus für die Philosophie, und der letztere für die Religionstheorie namentlich, zogen, macht Priestley mehrere treffende Bemerkungen.

Es ist niemals geleugnet worden, daß es gewisse an und für sich evidente Grundsätze gebe, welche die Principien der Wahrheit und Falschheit und alles Raisonnements überhaupt sind, und nach deren Grunde man nicht weiter fragen kann. Hätten jene Philosophen sich darauf eingeschränkt, diese Grundsätze darzustellen, so würde ihnen weiter nichts vorzuwerfen seyn, als eine unnöthige Neuerung im philosophischen Sprachgebrauche. Darüber, daß sie Grundsätze der Art, die Niemand vernünftigerweise bezweifeln kann, weitläufig zu beweisen suchen, hat man Ursache, sich zu verwundern. Allein bey genauerer Ansicht ihrer Schriften findet sich, daß sie noch etwas Anderes thun, als sie ankündigen. Sie wollen nothwendige Axiome als Gründe alles Raisonnements festsetzen, und nehmen besondre Sätze als Axiome an, deren Evidenz doch gar nicht unmittelbar einleuchtet.

Nach

Nach Locke stützt sich die Wahrheit der Sätze auf der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung gewisser Ideen. Hierdurch wird die Wahrheit von der nothwendigen Natur der Dinge abhängig, und wird etwas Absolutes, Unwandelbares und Ewiges. Nach jenen Philosophen hingegen werden gewisse Axiome postulirt, die auf einer unerklärlichen instinctartigen Ueberzeugung beruhen, und von der willkührlichen Beschaffenheit unserer Natur abhängen, wodurch die Wahrheit etwas bloß Subjectives, Willkührliches und Veränderliches wird.

Einen besondern Nachtheil hat die Theorie vom gemeinen Menschenverstande, daß sie die Autorität der Vernunft verwirft, und dadurch alle freye und unbefangene Prüfung aufgestellter Meynungen aufhebt, oder wenigstens ganz unnütz macht. Denn auf den gemeinen Menschensinn macht ein Jeder Ansprüche, und kann diese machen, sofern er ein Mensch ist, wie jeder Andere. Er hält sich also auch berechtigt, über jeden Gegenstand nach seiner gegenwärtigen Empfindung, Einsicht und Ueberzeugung zu urtheilen; und da dieses Urtheil ihm als eine Wirkung seines Instincts erscheint, dasselbe für unwidersprechlich anzunehmen, wiewohl es bey gründlicherer Erkentniß oder genauerer Untersuchung sich als ein offenbarer Irrthum oder als ein Vorurtheil zeigt. Dieser Fehler äußert sich nicht bloß im Gebiete der Metaphysik, wo er freylich für das menschliche Interesse überhaupt unschädlicher seyn würde; im Gegentheile er äußert sich auch in der Beurtheilung der Angelegenheiten des gemeinen Lebens, und ist hier von den schlimmsten und beunruhigendsten Folgen. Er vertilgt in den Anhängern der bestrittenen Theorie alle Bescheidenheit, Vorsicht

sicht und Geduld in der Untersuchung der Wahrheit; macht sie stolz auf ihren Menschensinn, und verleitet sie sehr leicht, Andern, deren Meynungen etwa den ihrigen entgegenstehen, diesen Menschensinn ganz abzusprechen: eine Höflichkeit, welche denn diese gewöhnlich zu erwiedern pflegen, so daß die gemeinschaftliche Erforschung der Wahrheit dadurch in gegenseitige Zänkerey und Grobheit ausartet.

Noch verweilt Priestley bey der Kritik einzelner Sätze, welche Reid und seine Nachfolger als unmittelbar durch sich selbst evidente Wahrheiten angenommen haben, ohne daß sie in der That evident, oder auch überhaupt nur wahr wären. Niemand hat ein natürliches Recht, einem Andern Artikel des Glaubens aufzudringen. Dieses thun gleichwohl die Urheber der Theorie vom gemeinen Menschensinne. Dadurch geben sie den Ungläubigen ein Beyspiel, nach welchem diese auf die entgegengesetzte Art mit derselben Autorität verfahren mögen. Diese können nunmehro die Grundsätze der Religion verwerfen, weil sie dieselben nach ihrem gesunden Menschenverstande als ungereimt und lächerlich erkennten; und sie haben hierin gerade soviel für sich, wie ihre Gegner, welche die Göttlichkeit jener Grundsätze behaupten. Endlich erinnert Priestley auch noch, daß es dem philosophischen Sprachgebrauche durchaus zuwider und unschicklich sey, das Vermögen der Erkentniß der Wahrheit einen Sinn (Sense) zu nennen. Der Sinn bezieht sich auf Gefühle, die immer relativ sind, und wodurch über die Natur der Dinge nichts bestimmt werden kann; die Wahrheit aber ist stets etwas Absolutes. Am lebhaftesten hat Priestley gegen Oswald gestritten, dessen Widersprüche er aufdeckt,

da

da dergleichen durch den heftigen declamatorischen Ton desselben ihm häufig entwischt waren *).

Die bisher charakterisirte Schrift Priestley's gieng die Gegner Hume's an; diesen selbst, hauptsächlich dessen Vorstellungsart von der natürlichen Religion, bestritt er in den Letters to a philosophical unbeliever **). Es kann für die Speculation keine wichtigere Fragen geben, als die: Ob die Welt einen weisen und gütigen Urheber habe, oder nicht? Ob der Mensch und sein Thun und Lassen einer gerechten göttlichen Regierung untergeordnet sey, oder nicht? Ob er endlich jenseit des Grabes etwas zu hoffen oder zu fürchten habe; oder ob er sorglos wegen der Zukunft nach Epikurischen Maximen leben könne? Priestley fand im Allgemeinen in Hume's Urtheilen über die natürliche Religion eine gewisse Inconsequenz; indem dieser in den echten Principien des Theismus das Gute, Große, Erhabene, Herzerhebende, anerkennt, und von Menschen ohne alle Religion sagt, daß sie nicht weit über den Thieren ständen; gleichwohl nicht einsieht, daß eben hieraus folge, in dem Atheismus liege etwas Schlechtes, Verworfenes und Herabwürdigendes, und die Menschen müßten noch schlechter als die Thiere seyn, welche Gelegenheit gehabt haben, die Religion kennen zu lernen, und sie nicht annehmen, oder gar sie lächerlich und verächtlich machen.

In

*) An Examination of Dr. *Reid*'s Enquiry &c. London 1774.

**) Letters to a philosophical unbeliever, containing an examination of the principal objections to the doctrines of natural religion and especially those contained in the writings of Mr. *Hume*; P. I. II. Bath. 1780. Deutsch: Leipzig 1782. Additional letters 1781—1787.

In den gegen Hume geschriebenen Briefen selbst handelt P. zuerst von der Natur der Evidenz, welche er mit Locke auf die Harmonie der Ideen gründet. So halten wir die Säze: Zwey mal Zwey sind Vier; die drey Winkel eines geradlinichten Triangels sind zwey rechten Winkeln gleich; die Menschen sind sterblich; die Luft ist elastisch u. dgl. für unmittelbar evident; weil wir finden, daß in jenen Sätzen der eine Begriff entweder mit dem andern derselbe ist und völlig mit ihm coincidirt; oder wenigstens daß der Erfahrung nach das eine Merkmal immer mit dem andern verbunden ist.

Einen unmittelbar evidenten Beweis für das Daseyn Gottes will Priestley aus dem Saze vom Grunde herleiten. Kein vernünftiger Mensch kann sich die Dinge anders denken, als daß sie Wirkungen von adäquaten Ursachen sind. Das Weltall überhaupt kann demnach ebenfalls nicht anders gedacht werden, und muß als ein zweckmäßiges Product eine verständige Ursache haben, oder es muß ein unendlich weises und gütiges Wesen existiren, welches die Welt hervorbrachte. Eine unendliche Reihe von Wirkungen ist ein sich widersprechender Begriff: wir müssen demnach nothwendig bey einer absoluten Intelligenz stehen bleiben, die als Ursache der Welt nicht selbst hervorgebracht wurde. So gewiß die Welt eine Wirkung ist, so gewiß kann die absolute Ursache derselben nicht selbst wieder eine Wirkung seyn. Priestley vergleicht sonderbar genug die absolute Intelligenz, um sich einem Begriffe von ihrer Wirklichkeit zu nähern, mit dem Raume. Dieser ist zwar kein verständiges Wesen, eines Begriffes von sich selbst unfähig, und Ursache keines Dinges; aber

aber er ist der intelligenten Ursache aller Dinge darin ähnlich, daß er nothwendig unendlich und nicht hervorgebracht (uncaused) ist. Denjenigen, die den Raum für das Nichts erklären, erwiedert Priestley, daß der Raum Eigenschaften habe, länge, Breite und Tiefe, welche hingegen dem Nichts durchaus fehlen. Wollte man sagen, es sey möglich, daß das Universum im Ganzen keine Ursache habe, wenn auch die einzelnen Theile desselben als solche eine Ursache haben müßten; so würde dies eben so seyn, als wenn man behauptete, ein Haus im Ganzen habe keinen Baumeister, obgleich die Wände, Fenster, Thüren, und alle Theile desselben einen gehabt haben müßten. Die Erfahrung scheint es freylich als eine Thatsache zu bewähren, daß das Denken aus Verhältnissen der Materie entspringt; auch sind die Eigenschaften des Denkens und der Materie nur verschieden, nicht widerstreitend; anstatt daß Hervorgebracht und Nichthervorgebracht im stricten Gegensatze mit einander stehen; allein wir vermögen doch nicht einzusehen, wie das Denken aus Verhältnissen der Materie entspringen könne? Wollte man annehmen, daß das Intellectuale in der Welt ein Resultat des Nichtintellectualen wäre, so würde dieses zum Begriffe einer Weltseele führen, zu der wir selbst gehörten, und auch ein solcher Begriff der Gottheit könte ein Fundament zur Religion abgeben. Inzwischen unser Verstand empört sich gegen diese Vorstellungsart, und wir werden genöthigt, weil dies die leichteste Erklärung der Phänomene ist, uns bey dem Glauben an eine nicht hervorgebrachte Intelligenz zu beruhigen, die der Urheber des Universum's und gänzlich von diesem verschieden ist.

Man

Man könte noch einwerfen, daß, da alle Intelligenz, die wir kennen, in dem Gehirne der Menschen und Thiere wohnt, die Gottheit, wenn sie ein vom Universum verschiedenes und intelligentes Wesen ist, in ihrer Form, wie diese übrigens auch beschaffen seyn möge, doch Etwas dem Baue des Gehirns Aehnliches haben müsse. Priestley erwiedert, daß die nach den obigen Principien fortgesetzte Argumentation das Gegentheil beweise. Es muß einen nicht hervorgebrachten intelligenten Urheber der Natur geben, der von dieser verschieden ist. Er ist aber kein Object unserer Sinne; und der Sitz der Intelligenz, obgleich er bey uns Menschen etwas Sichtbares und Berührbares ist, ist darum nicht nothwendig und allgemein so beschaffen. Daraus daß die Gottheit und das menschliche Gehirn beyde intelligent sind, folgt nichts weiter, als daß sie diese Eigenschaft, und auch dasjenige, (wenn es desgleichen giebt), gemeinschaftlich haben müssen, wovon jene Eigenschaft abhängt; dieses letztere aber braucht gar nicht nothwendig sichtbar oder berührbar, oder sonst ein Object unserer Sinne zu seyn. Manchen Dingen sind Eigenschaften gemeinsam, die in anderen Hinsichten sehr verschieden sind. Kennten wir nichts Elastisches, als Stahl, so würden wir vielleicht den Schluß gemacht haben, bloß der Stahl oder ähnliche feste und harte Körper seyen elastisch; und doch finden wir, daß die Elasticität selbst einer so dünnen und feinen und in allem Betrachte dem Stahle so unähnlichen Substanz zukomme, wie die Luft ist. Einige andere Einwürfe gegen seinen Beweis für das Daseyn Gottes als einer intelligenten verschiedenen Ursache der Welt, welche Priestley widerlegt, will ich hier nicht erwähnen. Er verbreitet sich in den folgenden

Brie-

Briefen über die nothwendigen Attribute, die der Gottheit beygelegt werden müssen, besonders über die Gründe für die unendliche Güte der Gottheit, für die Existenz einer moralischen Regierung in der Welt, und eines künftigen Vergeltungszustandes nach dem Tode.

Die übrigen Briefe sind ausschließlich gegen Hume und den Verfasser des Systeme de la nature gerichtet. Priestley prüft darin des Erstern Gespräche über die natürliche Religion, dessen Versuche über eine specielle Vorsehung und einen künftigen Zustand, und hauptsächlich dessen Theorie von der Caussalität und ihren Einfluß auf einen Beweis für das Daseyn Gottes. Er benutzt hier sein Princip von der Association der Ideen, um Hume's Skepsis zu widerlegen. Die Wärme, mit welcher er die Religion vertheidigt, macht ihn ehrwürdig; aber gegen Hume ist er unbillig, und läßt ihm viel weniger Gerechtigkeit wiederfahren, als die drey vorher bemeldeten schottischen Gegner desselben. Statt aus Gründen zu philosophiren, declamirt er oft, und erlaubt sich Machtsprüche und Grobheiten. Er spricht überhaupt dem H. fast alles literarische und philosophische Verdienst ab, so daß man Ursache hat, auf eine persönliche Antipathie oder Eifersucht zu schließen, die auf seine Gesinnung und seinen Ton einwirkte.

Ungleich bündiger und treffend ist sein Raisonnement gegen das Systeme de la nature, das er die Bibel des Atheismus nennt. Der hier aufgestellten Behauptung, daß die Welt bloß das Product der Grundkräfte der ewigen Materie und ihrer Thätigkeit sey, setzt Priestley entgegen, daß die Bestimmung und Richtung jener Grundkräfte der Materie zu vernünftigen Zwecken in den einzelnen Dingen

gen sowohl als im Welt-Ganzen eine Erkentniß, einen Begriff, eine Vorhersehung voraussetze, deren die bloße Materie gänzlich unfähig ist. Man kann daher mit Gewißheit behaupten, daß ein über alles, was unsere Sinne zu fassen vermögen, erhabenes Wesen den Kräften der Materie die zweckmäßige Bestimmung und Richtung ertheilt, und, wie Priestley nun weiter durch einen Sprung schließt, daß es auch die Materie selbst erschaffen haben müsse, da diese nicht ohne ihre Grundkräfte existiren konte. Ich bin nicht im Stande, setzt er hinzu, das Sichtbare zu erklären, wenn ich nicht eine Kraft annehme, die unsichtbar ist, und diese unsichtbare Kraft unterscheide ich durch den Namen Gott.

Der Verfasser des Systems der Natur bemerkt, daß der Name Gott bloß die unergründliche Ursache der Wirkungen bedeute, die uns in Erstaunen setzen, und die wir nicht begreifen können. Dieser Gott ist aber ein leeres nichtiges Phantom, das wir der Energie der Natur unterschieben, welche die Menschen so geneigt sind miszuverstehen. Die Menschen haben die Natur mit geistigen Wesen angefüllt, weil sie fast immer die wahren Ursachen der Erscheinungen verkannten. Aus Unkunde der Allmacht der Natur wähnten sie dieselbe durch einen grossen Geist beseelt. Aus Unkunde der Energie des menschlichen Körpers legten sie auf gleiche Weise ihm einen Geist bey, der ihn belebe und regiere; so daß offenbar das Wort Geist nichts anders bedeutet, als die unbekannte Ursache der Phänomene, welche wir nicht auf natürliche Gründe zurückzuführen wissen.

Priestley antwortet hierauf: Wenn nichts Sichtbares den Erklärungsgrund dessen enthält, was

was ich sehe, so muß ich nothwendig etwas Unsichtbares als Erklärungsgrund statuiren. Höre ich einen Schall, der von keinem Dinge in dem Zimmer herkomt, in welchem ich mich befinde, so kann ich nicht umhin, ihn einer Ursache außerhalb dem Zimmer beyzumessen, weil ich gar mir nicht vorstellen kann, daß der Schall ohne alle Ursache entstehen könte. Nun sind aber Menschen, Thiere und Pflanzen, und selbst Metalle und Steine, solche Dinge, die wir eben so wenig als ohne Ursache existirend vorstellen können, wie einen bloßen Schall. Auf das Wort Geist komt nichts an. Indessen wir bedürfen irgend eines Ausdrucks, um ein Wesen zu bezeichnen, dem wir Kräfte zuschreiben, die keinem sichtbaren Dinge zugehören können. Ein menschlicher Körper mag der Sitz aller der Kräfte seyn, welche Menschen zu äußern vermögen; aber es verräth sich im Baue des Menschen auch eine Zweckmäßigkeit, und ein Verstand, der unendlich über alle Materie erhaben ist, welche im Körper angetroffen wird. Der Mensch muß folglich eine höhere Ursache gehabt haben, und so alle übrigen endlichen Dinge. Schreitet man in dieser Argumentation fort, so komt man zuletzt nothwendig auf ein Wesen hinaus, das im eigentlichen Verstande eine unendliche Intelligenz ist, und bey welchem man gezwungen ist, stehen zu bleiben. Es ist ferner gar nicht Unkunde der wahren Ursachen der Erscheinungen, die uns verleitet, Wesen anzunehmen, welche wir Geister nennen; es ist umgekehrt eine vollkomne Erkentniß, daß die von uns wahrgenommenen Substanzen nicht ohne irgend eine höhere von ihnen selbst verschiedene Ursache haben existiren können. Man könte eben so gut sagen, daß man aus Unbekantschaft mit der Energie der Natur nach der Ursache eines

Schalles fragt, welchen man hört, oder einer Uhr, die man bey sich trägt. Das Denken beym Menschen könte man immerhin aus der Organisation des Gehirns ableiten, weil man durch Erfahrung nicht berechtigt wird, eine vom Körper specifisch verschiedene Seelensubstanz zu behaupten. Aber steigt man höher von der unmittelbaren Ursache des Denkens beym Menschen zu der Ursache dieser Ursache mit seiner Forschung hinauf; so muß man nothwendig sich nach Etwas umsehen, daß wenigstens eines Begriffs einer solchen Organisation fähig ist, und dies muß eine Intelligenz seyn, unendlich erhaben über das intelligente Princip im Menschen, und daher vom menschlichen Wesen durchaus verschieden. Ein andrer Brief Priestley's enthält auch eine lehrreiche Kritik einiger falschen Methoden, das Daseyn und die Attribute Gottes zu beweisen.

Durch seine Theilnahme an den politischen Debatten über die Französische Revolution, und die neue Französische Gesetzgebung, die eine Folge derselben war, ist Priestley auch als politischer Schriftsteller merkwürdig geworden. Ich will hier nur seiner vornehmsten politischen Grundsätze erwähnen, die er lange vor der Revolution aufstellte, und nachher in mehr einzelnen Schriften weiter ausgeführt, und in ihrer Anwendung auf die neuesten politischen Angelegenheiten erörtert hat, wobey er sich zugleich durch eine Freymüthigkeit auszeichnete, die selbst in England auffiel; wiewohl er bestimt erklärte, daß er zwar ein Feind Carl's I von England, aber auch Cromwell's sey.

I. Die Bestimmung des Menschen als vernünftigen Wesens wird durch die Gesellschaft und die

Stats-

Statsverfassung befördert. Nur diejenige Statsverfassung aber kann auf Billigung Anspruch machen, welche den Fortschritt der Menschheit zu ihrer Bestimmung begünstigt; diejenige ist zu verwerfen, welche dies nicht thut, oder gar das Gegentheil bewirkt.

II. Eine zweckmäßige Statsverfassung beruht auf politischer und bürgerlicher Freyheit. Jene besteht in dem Rechte, welches sich die Statsglieder vorbehalten, entweder selbst zu den öffentlichen Statsämtern zu gelangen, oder ihre Stimmen zur Ernennung solcher Personen zu geben, welche sie verwalten. Diese besteht in dem Rechte der Statsglieder, das sie sich über ihre eigene Handlungen vorbehalten zur Bewirkung ihres Vortheils und ihrer Glückseligkeit, und von diesem muß Etwas zur Erreichung des Statszwecks aufgeopfert werden.

III. Die vollkommenste politische Freyheit findet nur in einem State statt, wo jeder Bürger zu den höchsten Statsämtern gelangen, und den allgemeinen Willen regieren kann. Dies ist daher auch die rechtmäßigste und billigste Statsverfassung. Hingegen in einem State, wo ein Bürger durch seine Geburt oder Glücksumstände von den Statsämtern ausgeschlossen ist, oder auch bey Ernennung der Personen, welche sie bekleiden sollen, keine Stimme hat, so viele bürgerliche Freyheit er übrigens haben mag, so hat er doch keine politische, und in allen den Fällen, wo der Stat auf seine Handlungen Einfluß hat, entbehrt er auch der bürgerlichen. Daß der Erfahrung nach keine Statsverfassung auf jene Weise entstand, sondern fast alle mehr oder weniger Züge von Tyranney enthielten, ist hiergegen kein gültiger Einwurf.

IV. Jeder Mensch hat ein natürliches Recht, das auf das Welt-Beste gegründet ist, sich von jeder Unterdrückung zu befreyen, und daher dürfen alle Völker die Statsformen, unter welchen sie leben, und in welche sie nicht ursprünglich einwilligten, auf jene einzig rechtmäßige und für Alle billige Statsform zurückführen. Wenn auch ein dermalen lebendes Volk sein ganzes Interesse der Willkühr eines Einzigen unterworfen hat, so werden dadurch die Nachkommen desselben im geringsten nicht gebunden.

V. Die Nothwendigkeit einer unbedingt gleichen politischen Freyheit für Alle und jede Individuen im State läßt sich nicht behaupten. Sie ist unausführbar wegen der physischen und moralischen Verschiedenheit der Individuen selbst. Höchstens könte sie nur in kleinen Republiken seyn, wie die alten griechischen waren, und solche kleinere Staten sind für die größere Vervollkomnung des Menschengeschlechts nicht rathsam; auch könten sie sich nicht gegen die Angriffe größerer Nationen schützen. Bey größeren Nationen aber könte immerhin zum Wohle des Ganzen die politische Freyheit der Individuen dahin eingeschränkt seyn, daß nur Personen von beträchtlichem Vermögen die obersten Stellen der Regierung erhalten könten; nicht bloß, weil sie wahrscheinlich unter übrigens gleichen Umständen die beste Erziehung und Bildung erhalten, und folglich für das Interesse des Stats am weisesten rathen und handeln werden, sondern weil sie durch ihr größeres Vermögen mehr an eben dieses Interesse gebunden sind. Aus demselben Grunde kann es auch heilsam seyn, denjenigen Statsgliedern kein Stimmrecht zuzugestehen, die zu sehr von Andern abhängig sind; weil dadurch zu leicht eine

zu

zu große Menge Stimmen in die Gewalt der Personen kommen kann, von welchen sie abhängen. Indessen ließe sich vielleicht in einem großen State eine Gradation der Wahlämter einrichten; man könte auf gleiche Weise den niedrigsten Volksclassen ein Stimmrecht zur Besetzung der untersten Aemter einräumen; und je nachdem die Bürger reicher und bedeutender würden, bekämen sie einen Antheil an der Wahl der Personen zu den höhern Aemtern; bis sie endlich selbst als Candidaten dazu betrachtet werden könten. Auch dürfte es am besten seyn, die höchsten Würden im State, z. B. die Königswürde, erblich zu machen; da die Erfahrung gelehrt hat, daß Wahlmonarchien stets der Schauplatz von Cabalen, Verwirrung, und öffentlichem Elende waren. Das Medium der politischen Freyheit läßt sich, wie schon aus den obigen Beschränkungen erhellt, nicht genau bestimmen; es kann hier auch in einer der Vollkommenheit sich nähernden Regierungsverfassung mancherley Verschiedenheiten geben; dennoch aber wird sich politische Freyheit von politischer Sclaverey, wo Alle bis auf Einen oder Wenige von den höchsten Aemtern oder von dem Stimmrechte ausgeschlossen sind, leicht unterscheiden lassen.

VI. Es muß eine Grundmaxime aller Regierungen seyn, daß Jeder, der einen hohen Rang, ein hohes Amt, Privilegien, Prärogativen, im State genießt, diese um des gemeinen Besten willen genießt; daß alle Könige, Senatoren, Edle, immer nur die Diener des Publicums und diesem verantwortlich sind. Das Volk hat daher auch ein Recht, die obrigkeitlichen Personen, wenn sie ihre Würde misbrauchen, abzusetzen und zu bestrafen. Wollte man hiergegen

einwenden, daß dergleichen tyrannische unterdrückende Regierungen lange bestanden haben, und ohne Murren von den Unterthanen ertragen sind; so bringt man damit nur ein desto stärkeres Argument für die Nothwendigkeit vor, sie abzuschaffen. Die Regierungen sehen sich genöthigt, mit dem Fortgange der Zeit, und den veränderten Umständen in ihren Gesetzen über besondere Gegenstände von weit geringerer Wichtigkeit Aenderungen zu treffen; warum sollte nicht das Volk eine Statsverfassung, das Wichtigste, was für ein Volk existirt, ändern dürfen, wenn es sich offenbar zeigt, daß die Aenderung nothwendig wird? Sehr bitter drückt sich Priestley bey dieser Gelegenheit über den Satz aus, auf den sich tyrannische Obrigkeiten, oder die Besitzer von Aemtern, welche das Mark des States verzehren, ohne für denselben irgend einen Nutzen zu stiften, zu berufen pflegen, daß sie von Gott eingesetzt seyen.

VII. In Beziehung auf die bürgerliche Freyheit ist Pope's Satz richtig: Die beste Verfassung ist diejenige, die am besten verwaltet wird. Denn die temporären Machthaber in einer Demokratie und sogar die Gesetze derselben können eben so tyrannisch seyn, als die Maximen der despotischen Monarchie, und beyde Verfassungen können auf gleiche Weise die Privatglückseligkeit der Bürger zerstören. Der einzige Trost bey der Demokratie ist, daß hier jeder Bürger hoffen darf, auch selbst einmal zu einer obrigkeitlichen Stelle zu gelangen, und dann wiederum den Tyrannen gegen diejenigen zu spielen, von welchen er tyrannisirt wurde.

VIII.

VIII. Politische und bürgerliche Freyheit sind zwar sehr verschieden; aber doch innig mit einander verknüpft. Die letztere kann seyn ohne die erstere, z. B. in einer Monarchie unter einem weisen Regenten; aber sie ist ohne die erstere durchaus nicht gesichert, sondern precär; und diese Eigenschaft, daß sie die bürgerliche Freyheit sichert, macht den Werth der politischen Freyheit aus. Außerdem sind beyde auch noch anderweitig mit einander verbunden. Ein Gefühl sowohl von politischer als bürgerlicher Sclaverey giebt dem Menschen eine geringe Meynung von sich selbst; er wird dadurch zu jedem gewagten großen Entschlusse unfähig, und wird in der That das niedrige verworfene Geschöpf, was zu seyn er sich einbildet. Da er immer unbekante Uebel fürchtet, so hat er keinen frohen Genuß seiner selbst, oder irgend einer Glückseligkeit des Lebens. Im Gegentheile das Gefühl bürgerlicher und politischer Freyheit, sollte Jemand in seinem Leben auch wenig Gelegenheit haben, die letztere zu äußern, giebt ihm doch ein fortwährendes Bewußtseyn seiner eigenen Kraft und Wichtigkeit; es wird der Grund einer freyen, kühnen und männlichen Denkart; und da er frey von Furcht ist, so hat er einen reinern und höhern Lebensgenuß. Dieses sind Bemerkungen, welche die Geschichte älterer und neuerer Nationen bestätigt. Priestley wirft hier auch die interessante Frage auf: Was für einen Einfluß ein öffentliches Gesetzbuch für die Erziehung auf die Freyheit und Glückseligkeit der Bürger haben möchte? Und inwiefern die Regierung des Stats sich ein Recht auf die Religion der Bürger und ihre Ausübung zueignen dürfte?

In Ansehung beyder Fragen behauptete Priestley: Erziehung und Religion seyen Gegenstände von

der Beschaffenheit, daß sie besser durch die Willkühr der Individuen, als durch die Regierung des Stats bestimt würden; und hieraus folgerte er, daß sich die Obrigkeit überhaupt nicht darum bekümmern dürfe. Was zuvörderst die Erziehung betrifft, so sind Mehrere der Meynung gewesen, daß die bürgerliche Freyheit und Sicherheit sich vornehmlich darauf gründe, daß die Kinder von den frühsten Jahren an gewöhnt werden, in ihren Gesinnungen und Handlungen den öffentlichen Gesetzen zu entsprechen. Dieses könne aber wiederum am besten durch einen öffentlichen Codex der Erziehung, oder eine öffentliche durch Gesetze bestimte Erziehung überhaupt bewirkt werden. Man beruft sich dabey auf die Exempel in den griechischen Freystaten, Sparta, Athen, u. a. Eben wegen des Mangels einer Erziehung, die durch Gesetze bestimt wird, sind auch die Maximen und Handelnsweisen der Bürger unter den neueren Nationen mit ihrer Statsverfassung zu ihrem größten Nachtheile so oft im Widerstreite.

Daß nun ein Gesetzbuch für die Erziehung zur Erhaltung einer bestimten Statsverfassung beytragen, und Empörungen der Bürger gegen dieselbe vorbauen könne, ist P. nicht in Abrede; aber er meynt, daß es dem Zwecke der Erziehung überhaupt nachtheilig seyn werde, wenn der Stat sich in dieselbe mischt. Dieser Zweck ist nicht zunächst die Sicherheit des Stats, sondern die Bildung weiser und tugendhafter Bürger, von welcher die Sicherheit des Stats, so weit er selbst eine zweckmäßige Einrichtung hat, eine natürliche Folge ist; denn ist die Statsverfassung gut, so werden solche Bürger die beste Schutzwehr derselben seyn; ist sie schlecht, so werden sie am kräftigsten

tigsten und redlichsten dazu mitwirken, daß sie verbessert werde. Erziehung ist eine Kunst, und es komt darauf an, wie bey jeder anderen Kunst das beste Kunstwerk, so auch hier die besten Menschen zu erziehen. Bisher aber ist die Erziehungskunst als solche noch nicht so weit gediehen, daß ein Gesetzbuch für dieselbe existirte, oder auch nur zu hoffen stände, welches in einem großen State zur Grundlage für die öffentliche Erziehung dienen könte, und das den Unterthanen keine Abweichung von seinen Vorschriften gestattete. Wollte man demnach ein solches Gesetzbuch durch die Autorität des States einführen, so würde man das weitere Fortschreiten der Erziehungskunst zu ihrer größeren Vollkommenheit unterbrechen, und ganz unmöglich machen. Man nehme an, daß Alfred, der Stifter der Universität zu Oxford, ein Gesetzbuch für die öffentliche Erziehung eingeführt hätte, und daß dieses seitdem bis auf die itzigen Zeiten gültig geblieben wäre; wie sehr würde dadurch das Englische Volk in aller Hinsicht in seiner Vervollkomnung gehindert worden seyn? Was aber von der Zeit-Epoche Alfred's gilt, das gilt von der unsrigen nicht minder im Verhältnisse zu der Zukunft. Eine Methode der Erziehung mag für ein gegenwärtiges Zeitalter noch so vortrefflich seyn; sie kann für ein folgendes höchst verderblich werden. Nur eine ungebundene Freyheit in der Art, wie die Künste und Wissenschaften cultivirt werden, die sich selbst auf den Eigensinn der Künstler und Gelehrten erstreckt, kann das Gedeihen jener selbst befördern.

Anstatt also es auf ein fixirtes und einförmiges Erziehungssystem anzulegen, wobey Menschen immer dieselben bleiben, ist es unstreitig besser, alles zuzulassen,

lassen, wodurch die Erziehungsart mannichfaltiger werden kann. Der verschiedene Charakter der Individuen der Englischen Nation ist gewiß dem einförmigen Charakter der alten Spartaner weit vorzuziehen. Außerdem würde aber auch ein Gesetzbuch für die Erziehung dem Endzwecke der bürgerlichen Gesellschaft selbst zuwiderlaufen. Dieser ist die Glückseligkeit der Mitglieder derselben, der vollkomne und ungestörte Genuß unserer wichtigsten natürlichen Rechte, um dessen willen wir andere minder wichtige Rechte aufopfern. Es kann indessen für jenen Zweck zu viel aufgeopfert werden, so daß, was die Bürger gewinnen, nicht mehr mit ihren Aufopferungen in einem angemessenen Verhältnisse steht.

Von allen Quellen der Glückseligkeit und des Genusses im menschlichen Leben sind die häuslichen Verhältnisse die dauerndsten und reichhaltigsten. Selbst die freundschaftlichen Verbindungen, die ohnehin so leicht durch Interesse und Ehrgeiz getrennt werden können, sind unbedeutend in Vergleichung mit der Verbindung zwischen Eltern und Kindern, die durch kein egoistisches Interesse getrennt werden. Was kann nun beunruhigender für einen Menschen seyn, als daß die Wahl seiner Gattinn oder der Erziehungsart seiner Kinder unter der Aufsicht und Leitung solcher Personen stehen soll, die keine besondere Kentniß von ihm oder Neigung für ihn haben, und deren Ansichten und Maximen von den seinigen ganz verschieden sind? Welch eine Hoffnung von Glückseligkeit mit Weib und Kindern kann dem Bürger diese politische Einrichtung gewähren? Freylich kann es Verfassungen geben oder gegeben haben, wie z. B. die Spartanische, welche den Bürgern dergleichen Opfer der Pri-

vat-

vatglückseligkeit nothwendig machten; aber es ist gerade ein Beweis von der Schlechtigkeit solcher Verfassungen, wenn sie Opfer der Art fodern, und es würde besser gewesen seyn, wenn sie zu Grunde gegangen wären.

Noch ungleich wichtiger, als die Freyheit der Bürger, ihre Kinder zu erziehen, wie sie wollen, ist die Religionsfreyheit. Die Erfahrung lehrt, daß diejenigen bürgerlichen Gesellschaften immer die glücklichsten gewesen sind, wo sich die Regierung am wenigsten in die Religionsangelegenheiten der Bürger mischte, und dafür sich mehr um das eigentlich bürgerliche Interesse der Unterthanen bekümmerte. Nur in sehr seltenen Fällen, meynt P., können aus Religionsstreitigkeiten so große Uebel für den Stat erwachsen, daß die Obrigkeit sich gedrungen fühlen kann, ihre Autorität zu interponiren; anstatt daß zahloses Unglück für die Staten daraus hervorgegangen ist, daß die Obrigkeiten zur Unzeit und ohne Noth auf die Religion und ihre Uebung Zwang anwandten.

Zwischen der Religion und der bürgerlichen Verfassung und Verwaltung eines Stats ist allerdings ein sehr natürlicher Zusammenhang. Aber dieser Zusammenhang besteht nur darin, daß eine Religion nicht darauf abziele, Redlichkeit und Rechtlichkeit zu untergraben. Der Stat kann von den Religionen nichts mehr verlangen, als daß, so verschieden auch ihre Theorie seyn mag, die moralischen Vorschriften durch sie verstärkt werden; denn, wenn dies der Fall ist, so läßt sich erwarten, daß die gleiche Duldung aller Religionen von Seiten der Obrigkeit einen Wetteifer unter ihren Anhängern erwecken werde, welche Religionsverwandte jene Duldung am meisten verdienen.

nen. Jede andere Verbindung zwischen Kirche und Stat ist lediglich eine Verbindung weltlich gesinnter Menschen für ihr zeitliches Interesse. Wenn auch Religionsschwärmer dann und wann verbrecherische Ausschweifungen begehen, wozu sie durch abergläubisch religiöse Triebfedern vermocht wurden; so mag der Stat diese Verbrechen als Uebertretungen der bürgerlichen Gesetze bestrafen, über den Mörder z. B. als Mörder die Todesstrafe verhängen, ohne auf die religiösen Triebfedern, welche die Religionsschwärmer zu ihren Verbrechen hatten, Rücksicht zu nehmen.

Bey dem ersten Ursprunge der bürgerlichen Gesellschaft mag eine kirchliche Autorität nothwendig gewesen seyn; sie mag auch, so lange die Statseinrichtung noch unvollkommen ist, in einem gewissen Grade fortdauern müssen. Wenn ich daher gefragt würde, sagt P., ob ich eine unmittelbare Auflösung aller kirchlichen Verfassungen in Europa billigte? so würde ich antworten: Nein; es dürfte diese in manchen Ländern ein zu gewagtes und gefährliches Experiment seyn. Aber man könte Versuche machen mit Aenderungen, mit besseren kirchlichen Einrichtungen in einzelnen Stücken, als die gegenwärtigen sind, ohne daß man deshalb nöthig hätte, sie ganz aufzuheben.

Insbesondre aber giebt Priestley vier Stücke an, in Ansehung deren er glaubt, daß die gegenwärtigen Kirchenverfassungen fehlerhaft seyen, und nothwendig einer Aenderung bedürften: 1) Alle die Glaubensartikel, die von den Candidaten zu geistlichen Würden beschworen werden müssen, müssen künftig dem subjectiven Glauben überlassen bleiben. P. wendet dieses hauptsächlich auf die Formulare der Englischen

schen Kirche an; es ließe sich aber auch eben so gut auf die symbolischen Bücher in Deutschland anwenden. 2) Man mache den Unterhalt der Geistlichen mehr gleich im Verhältnisse zu den Amtsgeschäfften, die ein Jeder hat, und schätze diese Geschäffte nicht über ihren wahren Werth. Man sehe auf den wirklich zu leistenden Dienst, und die Kosten einer liberalen Erziehung, die dabey vorausgesetzt wird. 3) Man beschränke die Geistlichkeit bloß auf ihre kirchlichen Pflichten, und entferne sie gänzlich von bürgerlichen Statsämtern. Der Sitz der Geistlichen im Cabinet ist gefährlich; es ist noch ein Ueberrest der papistischen Usurpationen der zeitlichen Rechte der weltlichen Regenten Europa's. 4) Man bringe die Maxime der Toleranz in Religionssachen zur völligsten Ausführung; und lasse also jeden Menschen das Bürgerrecht genießen, er mag sich zu einer gewissen Religion bekennen, oder nicht. So groß die Toleranz in England ist, bemerkt P., so ist sie doch noch weit von ihrer Vollkommenheit entfernt. Man erkennt den Dissenter in diesen Vorschlägen, so vernünftig und billig sie auch an sich selbst sind.

Zum Schlusse macht Priestley noch einige Bemerkungen darüber, daß der Fortschritt der bürgerlichen Gesellschaften zu einer größeren Vollkommenheit durch Beschränkung der bürgerlichen und religiösen Freyheit gehindert werde. Für die hergebrachten kirchlichen Einrichtungen wird gewöhnlich das Argument angeführt, daß, da sie mit den verschiedenen Formen der bürgerlichen Verfassung innig verwebt seyen, man jene nicht ändern oder ganz aufheben könne, ohne diese in Gefahr zu setzen. P. giebt zu, daß an diesem Argumente etwas Wahres sey; allein er hält

hält mit Recht dadurch nicht für erwiesen, daß beyde, sowohl die kirchlichen als bürgerlichen Formen im State, unabänderlich seyn müßten. Solche Neuerungen, von denen für die Ruhe des Stats etwas zu fürchten ist, sind bloß diejenigen, die entweder an sich selbst nicht Verbesserungen, sondern Verschlimmerungen sind, und von dem edelsten Theile des Volks als solche erkannt werden, oder die man durch gewaltsame und empörende Maaßregeln einzuführen strebt. Allein die Statsverfassungen können, wie die Kirchenverfassungen, mit Hülfe weiser und wahrhaft patriotischer Männer sich nach und nach selbst verbessern, und dergleichen Verbesserungen ist ein Vorurtheil hinderlich, das hartnäckig an der Beybehaltung des Alten hängt. Die Statsverfassung muß wie die Kirchenverfassung sich nach den Umständen und dem Geiste des Zeitalters richten. Wären sie auch für einen gegenwärtigen Zeitpunct die vortrefflichsten in ihrer Art; sie könten für einen künftigen die verderblichsten seyn. Während die benachbarten Staten Sparta's einer vollendeteren Humanität mit raschen Schritten entgegengiengen, verdankte diese Republik es ihrer Constitution, daß sie in der alten Barbarey blieb, und während eines Zeitraums von fast tausend Jahren, da Künste und Wissenschaften in dem übrigen Griechenland ihre blühendste Periode hatten, auch nicht Einen merkwürdigen Dichter, Redner, Geschichtschreiber oder Künstler hervorbrachte.

In der Constitution der **Natur** (dem Muster aller Constitutionen), finden alle mögliche Uebel auf die eine oder die andere Weise die ihnen angemessenen Hülfsmittel. Sie heilt am wirksamsten z. B. die Krankheiten des menschlichen Körpers, indem sie die

die schädlichen Materien auf natürlichen Auswegen entfernt; aber wenn man sich der Heilung der Natur widersetzt, ist eine Zerstörung der ganzen Organisation davon die Folge. Wenn also auch im State Regierungskunst, Religion, Erziehung, und Alles, was für die Gesellschaft einen Werth hat, zur größeren Vollkommenheit fortschreitet; ist es nicht vielmehr Thorheit, das Alte gewaltsam zu erhalten, bis eine Abänderung desselben von der Nothwendigkeit erzwungen wird? Es scheint die Absicht der Vorsehung zu seyn, daß das Menschengeschlecht durch Erfahrung sich selbst aufklären und vervollkomnern soll; aber wir verlieren die Frucht des Unterrichts, welchen uns die Erfahrung giebt, wenn wir eine Unabänderlichkeit von bürgerlichen Verfassungen oder Theilen derselben festsetzen. Das größte Uebel ist hier immer, daß die größere Aufklärung in politischen und kirchlichen Angelegenheiten nur der Antheil weniger Köpfe, nicht der Majorität des Volks ist, und dies erschwert auch in der That alle Verbesserung, und macht sie gefährlich oder zum mindesten bedenklich. Priestley macht von seinen Grundsätzen besondere Anwendung auf die Britische Statsverfassung, die Englische herrschende Kirche, und die verschiedenen Religionssekten neben derselben *).

Der

*) An Essay on the first principles of government, and on the nature of political, civil, and religions liberty. By *Joseph Priestley;* London 1768. Auf die übrigen politischen Schriften dieses Philosophen, so wenig wie auf seine Schriften im Erziehungsfache, seine theologischen Werke und Streitschriften, kann ich mich hier nicht einlassen. Ein Verzeichniß derselben bis zum J. 1779 findet sich hinter seiner ersten Letter to Palmer.

Der Correspondenz, welche Priestley über seine deterministischen Behauptungen mit Richard Price führte, habe ich schon oben im Allgemeinen erwähnt. Sie bezog sich hauptsächlich auf die moralischen Untersuchungen des Letztern, und wurde auch zunächst durch dieselben veranlaßt. Priestley's Materialism und Determinism war mit den Gründen und Resultaten von Price's Moralphilosophie im directesten Widerstreite. Nach dieser wurde die Freyheit als ein nothwendiges Fundament aller Moralität vorausgesetzt, und jene ließ sich wiederum nicht anders, als wie unter Voraussetzung oder in Correlation des Spiritualism behaupten. Priestley glaubte dagegen, nicht nur die Moralität und positive Religion beym Materialism und Determinism retten, sondern sogar dieses philosophische System als nothwendig für die erstere, und das entgegengesetzte als nachtheilig für das Interesse derselben darthun zu können.

Die Debatten, welche diese beyden Philosophen mit einander schriftlich hatten, und die nachher zusammen gedruckt wurden, sind in einem musterhaften Tone abgefaßt. Nur ist ihre Form, in welcher sie dem Publicum mitgetheilt sind, im höchsten Grade unzweckmäßig, weil sie eine Uebersicht des Inhalts fast unmöglich macht. Es folgen Price's einzelne Einwürfe und Priestley's Antworten, Repliken und Dupliken von Beyden, nach einander, und das gegenseitige Raisonnement dreht sich fast durchweg um einzelne Stellen in den Schriften beyder Philosophen herum, welche man also selbst immer zur Hand haben muß, wenn man ihre Gedanken im Zusammenhange richtig verstehn und beurtheilen will.

Price

Price stützt sich am meisten auf das Bewußtseyn der Freyheit, welches wir beym Handeln haben, und das sich weder aus dem Determinism und Materialism erklären, noch auch wegvernünfteln läßt; ferner auf das nothwendige Bedürfniß, die Freyheit vorauszusetzen für die Moralität, für die Begriffe von Verdienst und Schuld, Belohnung und Strafe; endlich auf das Verhältniß Gottes zu den endlichen vernünftigen Naturen, das zwar, wenn die Freyheit angenommen wird, mit manchen Schwierigkeiten in seinem Begriffe verbunden ist; aber doch bey weitem nicht so mit der göttlichen Natur im Widerspruche steht, wie nach dem entgegengesetzten Systeme des Determinism. Wie Priestley diesen Einwürfen in seinen Schriften zu begegnen gesucht hat, hab ich schon ausführlich erörtert. Neben dem Indeterminism vertheidigte Price auch den Spiritualism, und zwar als ein nothwendiges Correlat des erstern. Uebrigens enthält die gedruckte Correspondenz zwischen Price und Priestley zwar vorzugsweise die Debatten beyder; es sind aber auch Briefe anderer Englischer Philosophen über dieselben Gegenstände eingerückt.

Achtzehnter Abschnitt.

Geschichte der Theorie der Statswirthschaft in England.

Bey der Darstellung der Systeme und Vorstellungsarten einzelner Britischer Philosophen hab ich auch schon ihre Ideen über Naturrecht, Statsrecht

recht und Politik auseinandergesetzt. Ich widme aber darum der Geschichte der Theorie der Statswirthschaft einen besondern Abschnitt, ungeachtet sie nur einen Zweig der Politik überhaupt ausmacht, theils weil sie einer der wichtigsten Zweige dieser ist, theils weil die Engländer sie besonders bearbeitet, und zur Aufhellung der richtigen Principien derselben mehr, als die Philosophen und Statsmänner irgend einer anderen Nation, geleistet haben. Ohne dem Verdienste der Philosophen anderer Völker auch um die Cultur dieses schwierigen wissenschaftlichen Faches etwas zu entziehen, kann man mit Zuverlässigkeit behaupten, daß eine wahre und richtige Einsicht in die Natur der Gegenstände der Statswirthschaft, und die jener angemessenen Gründe und Regeln derselben, zuerst der Antheil der Engländer gewesen sey.

Die Regierungen der meisten andern Europäischen Staten haben noch lange falsche statswirthschaftliche Maximen befolgt, und mehrere unter ihnen befolgen sie noch gegenwärtig, nachdem der Flor des Ackerbaues und der Viehzucht, der Industrie, der Handwerke und Künste jeder Art, vornehmlich aber des Handels, bey den Briten, und der unermeßliche Reichthum, der ihnen hierdurch zuwuchs, die Richtigkeit der statswirthschaftlichen Maximen, nach welchen diese verfuhren, schon lange bestätiget hatte; obgleich freylich nicht alle Regeln, welche für die Britische Statswirthschaft heilsam sind, sich auf andere Staten anwenden lassen, manche derselben wenigstens nur eine sehr bedingte Anwendung leiden. Es ist in der That unbegreiflich, daß mehrere Europäische Regierungen die Lehren verschmähen, oder aus Trägheit und sclavischer Anhänglichkeit an dem alten Herkommen nicht benutzen,

benutzen, die ihnen das so auffallende Beyspiel der Britischen Nation darbietet. Wohl beweisen sie gegen die Briten in diesem Stücke eine Eifersucht, die nicht selten in Feindseligkeit, gewöhnlich zu ihrem eigenen Schaden, übergeht; statt daß der beste, sicherste, am wenigsten kostspielige, und für ihre respectiven Unterthanen wohlthätigste Krieg der seyn würde, wenn sie mit den nöthigen Abänderungen und Einschränkungen die statswirthschaftlichen Maximen der Briten annähmen, und ihr Beispiel nachahmten.

Fast seit zwey Jahrhunderten sind, von den Briten benachbarten, Völkern Versuche mit ungeheurer Anstrengung und Aufwande von Geld und Menschen gemacht worden, um jenen den Welthandel und ihre Obermacht auf dem Meere zu entreißen; aber jeder Seekrieg mit den Briten hat nur gedient, ihren Welthandel noch mehr auszubreiten und ihre Seemacht zu vergrößern. Selbst die Fehler, welche die Britischen Minister oft in der auswärtigen Politik begiengen, wurden leicht durch die Vorzüge der inneren Statswirthschaft ausgeglichen. Wir sehen in unseren Tagen, was das Verbot der Einfuhr Englischer Waaren und Fabricate von Seiten des Französischen Gouvernements sowohl in Beziehung auf Frankreich selbst, als auf die von ihm abhängigen Länder, für Wirkungen hervorbringt. Die Englischen Waaren können einmal so wenig entbehrt werden, wie die Englischen Fabricate, und trotz des Verbotes trifft man beyde überall an. Die Frucht des Verbots ist nur Erweiterung des Schleichhandels zum Nachtheile der Statseinnahme, die man durch das Verbot Englischer Producte zu erhöhen hoffte, und eine größere Theurung der Englischen Ar-

tikel zum Nachtheile der Unterthanen. In Ansehung der Engländer selbst schadet das Verbot nichts, wie die Erfahrung längst bewiesen hat, und noch täglich beweist. Warum schlagen weise Regierungen nicht, statt der für ihre Staten selbst verderblichen, und nur durch Eifersucht, Neid und Haß erzeugten Maaßregeln, die sie wirklich nehmen, den Weg ein, welchen hier Vernunft und Erfahrung vorzeichnen? Abgerechnet, was die Natur für die Engländer gethan hat, können alle Nationen ihren Wohlstand durch dieselben Mittel emporheben, durch welche die Engländer ihn zu einer so bewundernswürdigen Höhe erhoben haben; und dann wird es nicht mehr verheerender Kriege bedürfen, die auch über unschuldige Völker, welche der Welthandel und die Herrschaft des Meers gar nicht interessirt, wie die braven Landsleute des Verfassers, Elend verbreiten. Was von den Mitteln zum Wohlstande bey Individuen gilt, gilt auch von Völkern. Der verständige und fleißige Landbauer, der geschickte und arbeitsame Handwerker und Künstler, der unverdrossene thätige stets auf seinen wahren Vortheil bedachte Kaufmann, wenn sie mit ihrer Industrie nur einigermaßen Lebensklugheit, und was am wichtigsten hier für Individuen wie für Staten ist, Sparsamkeit verbinden, werden, falls nicht äußere Unglücksfälle es verhindern, die außer eines Menschen Gewalt sind, zum Wohlstande gelangen, und dem etwanigen Uebermuthe eines reichen Nachbars das Gleichgewicht halten können, ohne daß eine persönliche Fehde mit ihm zu seiner Demüthigung nöthig wäre. Wie es sich in diesem Stücke bey Individuen verhält, so verhält es sich auch bey Völkern. Die Beförderung des Ackerbaus und der Viehzucht, die Verarbeitung der Naturproducte, die ein

Volk

Volk gewinnen kann; die Unterstützung und Veredlung der Handwerke und Künste; die Erleichterung und Begünstigung des Handels; das sind die wirksamsten Mittel, um die inneren Kräfte eines Volks zu vermehren, und dadurch auch die äußere Macht desselben zu erhöhen. Der Triumph der benachbarten großen Handelsnationen über die Seeherrschaft Englands wird von dem Zeitpuncte an entschieden seyn, oder sie werden dieser wenigstens das Gleichgewicht halten können, wenn ihre innere Statswirthschaft, und mittelst derselben der Zustand des Ackerbaus, der Viezucht, der Handwerke und Künste, und des Handels, verhältnißmäßig eben so vollkommen, oder noch vollkomner seyn wird, als in England.

Allerdings haben sich bey den Engländern mehrere Ursachen zur Herbeyführung und Begründung einer besseren Statswirthschaft vereinigt, die bey anderen Nationen fehlten, oder doch nicht in demselben Maaße und auf dieselbe Weise zusammentrafen. Man muß hier zunächst darauf achten, was die Natur für die Britische Nation gethan hat. England, Schotland und Ireland machen zwey große Inseln aus, die nicht nur in ihrem Innern einen größtentheils fruchtbaren und ergiebigen Boden und mannichfaltige schätzbare Producte haben, sondern auch mit zahlreichen vortrefflichen Häfen an ihren Küsten versehen sind. Die Existenz und der Wohlstand des Britischen Stats ließen sich daher sowohl auf innere Erwerbequellen des Landes, als auf äußere gründen. Mit der größeren Cultur und Benutzung jener ward angefangen, und dadurch die Eröffnung und Benutzung dieser vorbereitet und gesichert. So lange die Engländer an dem Welthandel noch keinen, oder im Verhältnisse gegen

andere Nationen geringen Antheil nahmen, etwa bis zur Entdeckung America's und des neuen Weges nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung, war auch ihre Schiffarth weniger ausgebreitet, und die größere Cultur ihres eigenen Bodens wurde ihnen schon vermöge ihrer insularischen Lage zum Bedürfnisse. Diese größere Cultur ihres eigenen Landes kam ihnen nachher zu statten, da sie anfiengen, den Welthandel an sich zu ziehen, und beyde mußten der Natur der Sache nach sich gegenseitig begünstigen und befördern. Durch die Vereinigung eines größern innern und äußern Erwerbs näherte sich die Britische Nation mit Riesenschritten dem hohen Gipfel des Wohlstandes, den sie im letzten Jahrhundert erstiegen, und auf welchem sie sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

Die Bewohner großer Inseln in der Nähe von Continentalvölkern scheinen von der Natur besonders zum Handel bestimmt zu seyn. Dieser wird daher auch der vornehmste Gegenstand ihrer Betriebsamkeit, auf welchen sich alle übrige Thätigkeit bezieht. Der Geist eines insularischen Volks, wenn es einmal auf die Vortheile des Handels aufmerksam geworden ist, und ihn mit Eifer zu betreiben angefangen hat, wird nothwendig kaufmännisch, und alle übrige Zwecke werden den mercantilischen untergeordnet. Blüht der Handel, so genießt das ganze Volk unmittelbar oder mittelbar den Gewinn, der daraus erwächst; stockt oder leidet er, so empfindet das ganze Volk unmittelbar oder mittelbar die nachtheiligen Folgen davon. Die Sache der eigentlichen Kaufleute wird eben dadurch Sache der ganzen Nation, und das Interesse anderer erwerbender und producirender Classen wird wiederum

derum Sache der Kaufleute; so daß hier alle thätige Classen in einander greifen, und was der einen schadet oder nützt, zum Schaden oder Nutzen des Ganzen gereicht.

Der mercantilische Charakter einer Nation, sie mag eine Statsverfassung haben, welche sie wolle, muß auch nothwendig auf die Gesetzgebung einwirken, besonders so weit sie sich auf die Statswirthschaft bezieht; nur mit dem Unterschiede, daß die Art der Statsverfassung, und noch mehr die Art der Verwaltung derselben, mehr oder weniger diese Einwirkung befördert oder hindert, und auf den Erfolg derselben einen günstigen oder nachtheiligen Einfluß hat. Ist eine Nation überhaupt kaufmännisch gesinnt, so wird auch für die Regierung der Flor des Handels immer eine der wichtigsten Angelegenheiten seyn, weil schon das Interesse der Statsgewalt selbst dieses hier nothwendig mit sich bringt. Es können inzwischen aus Unbekantschaft mit der Natur des Handels, oder der Gegenstände und Beförderungsmittel desselben, Gesetze in Beziehung auf denselben gegeben werden, durch die man ihn im Ganzen oder im Einzelnen empor zubringen hofft, und die gerade das Gegentheil bewirken. Da es für die regierenden Personen, von denen zunächst die Gesetzgebung abhängt, oft unmöglich ist, sich völlig richtige Begriffe von einzelnen Handelsverhältnissen und Industriezweigen zu verschaffen; so kann die statswirthschaftliche Theorie, welche den Gesetzgeber leitet, manchmal sehr gründlich scheinen, ohne es zu seyn, und erst die Erfahrung bey der Praxis deckt die Mängel und Fehler der Theorie auf. Daher ist diejenige Statsverfassung auch einer vollkommeneren Statswirthschaft am günstigsten, bey

welcher es möglich ist, daß die praktische Erfahrung auf die Gesetzgebung in Ansehung derselben den größten Einfluß habe, den sie haben kann. Also in einem State, wo der Regent selbst, wenige seiner Minister und Subalternen, oder auch ein besonderes Collegium allein, über die zu befolgenden statswirthschaftlichen Gesetze und Maximen entscheiden, wenn jene auch, was bekantlich in vielen Staten nicht der Fall ist, eine nach dem jedesmaligen Zustande der Theorie in ihrer Art gründliche, ausgebreitete, und mannichfaltige dahin gehörige Sachkentniß besitzen, müssen bey der Gesetzgebung im Fache der Statswirthschaft öfter Fehler begangen, und heilsame Maaßregeln vernachlässigt werden, weil die Erfahrung des Gesetzgebers der Natur der Gegenstände nach immer noch zu unvollständig, einseitig, und mangelhaft ist, und deswegen die Praxis nicht selten ihrer Theorie widerspricht; als in einem State, wo gewissermaßen das ganze Publicum Organe hat, um dem Regenten und seinen Gehülfen die Erfahrung über statswirthschaftliche Angelegenheiten bekant zu machen, nach denen er seine sich darauf beziehenden Gesetze und Maximen einrichten kann.

Diesen letztern Vorzug hat nun schon seit mehrern Jahrhunderten die Britische Verfassung gehabt, durch die Parlamentarische Freyheit, und durch die Freyheit der Presse. Das Oberhaus sowohl als das Haus der Gemeinen, so unvollkommen, besonders gegenwärtig, auch die Art seyn mag, wie die Mitglieder derselben bestimt sind, oder gewählt werden, enthalten doch stets eine beträchtliche Anzahl von Männern, die durch ihre Privatverhältnisse Gelegenheit gehabt haben, sich vorzügliche Kentnisse und Erfahrungen

über

über einzelne Gegenstände und Fächer der Statswirthschaft zu erwerben, und die durch ihr eigenes Interesse an das Interesse des States gebunden sind. Bey dem entscheidenden Einflusse, welchen das Parlament zugleich auf die gesetzgebende Gewalt ausübt, können nicht leicht die Fehler und Mängel gewisser bestehender statswirthschaftlicher Gesetze und Maximen, oder auch solcher, die erst in Vorschlag gebracht werden, verborgen bleiben; und die Verfassung selbst bringt es also mit sich, daß jene abgeschafft oder modificirt, und diese verworfen werden. Sobald mehrere Glieder des Parlaments ihr persönliches, oder das Privatinteresse des Standes, zu welchem sie gehören, bey alten oder neuen statswirthschaftlichen Einrichtungen gefährdet sehen, und sie irgend glauben, die Majorität des Parlaments von dem Nachtheile überzeugen zu können, welchen diese Einrichtung auch für den ganzen Stat habe; so kann das Publicum in der Regel sicher darauf rechnen, daß sie ihre Meynung, mit den Gründen, auf denen sie beruht, zur Sprache bringen werden; und falls sie auch ihre Meynung gegen den Willen der Majorität des Parlaments, und die Autorität, welche etwa die königlichen Minister über diese haben, nicht durchzusetzen vermögen, so wird sie doch durch die darüber entstandenen Debatten der gesetzgebenden Macht und dem Publicum bekant; ein Vortheil, der schon an sich, und da in der Zukunft sich günstigere Zeitumstände ereignen können, höchst erwünscht und oft von den fruchtbarsten Folgen ist. Dagegen in andern Staten entscheidet allein der Wille des Regenten, eines Ministers, oder eines Finanzcollegium's; der Nutzen oder Schaden alter bestehender oder neuer statswirthschaftlicher Einrichtungen werden ungleich einseitiger erwogen; und das

das Publicum erfährt oft nichts von den Ursachen und Gründen, aus welchen verfahren wird. Wenn daher in England manche statswirthschaftliche Neuerung gleich in der Geburt erstickt wird, weil Kenner ihre Unanwendbarkeit öffentlich und laut aufdecken; so findet sie oft in andern Staten, wo keine Veranlassung zur Aufdeckung ihrer Mängel existirt, Eingang und Beyfall; und erst der Schaden, den sie in der Praxis, oft nur zu lange, stiftet, nöthigt die Gesetzgebende Macht, wieder Aenderungen zu treffen.

Da selbst das übrige Britische Publicum die Glieder des Parlaments nur als seine Committenten und Organe betrachtet, so sind einzelne Stände, Classen und Individuen desselben berechtigt, ihre Beschwerden über diese oder jene statswirthschaftliche Einrichtungen dem Parlamente vorzulegen; sollten diese auch der Einsicht und Kenntniß der Parlamentsglieder selbst entgangen seyn. Diese Beschwerden werden nunmehro, wenn sie Aufmerksamkeit verdienen, der öffentlichen Untersuchung und Berathschlagung unterzogen; sind sie gegründet, so bewirken sie Abhelfung; sind sie ungegründet, oder ist ihnen nicht abzuhelfen, so werden die Individuen, welche sie führten, durch die Debatten im Parlamente belehrt, worin sie geirrt haben, oder warum ihr Begehren nicht erfüllt werden könne; und dies trägt wenigstens zu ihrer Beruhigung bey. Der patriotische Bürger, welcher einsieht, daß der Vortheil und das Bedürfniß des ganzen Stats gewisse Beschränkungen und Aufopferungen seines Privatinteresse von ihm erheische, läßt sich diese weit eher gefallen, als wenn man ihn darüber ganz in Ungewißheit läßt, und er nur die Lasten seines Verhältnisses zum State fühlt, ohne von ihren Ursachen und

und Gründen unterrichtet zu seyn. In andern Staten vergönnt man wohl, daß Communen, Stände, Classen, und Individuen im Volke ihre Vorschläge und ihre Beschwerden der Regierung mittheilen. Weise Regenten, Minister, und Collegien pflegen auch wohl darauf zu achten; oft aber werden sie gar keiner Aufmerksamkeit gewürdigt; einseitig und nach gewissen herrschenden Vorurtheilen geprüft und verworfen, ohne daß man sich weitere Auskunft zu geben verbunden erachtet, weshalb man sie verwirft. Dergleichen Fälle und Verhältnisse benehmen denn auch gewöhnlich den Unterthanen den Muth, die Beförderung ihres Privatinteresse und mit diesem des Statsvortheils überhaupt von einer Regierung zu erwarten, wobey die Statswirthschaft selbst nothwendig verliert.

Es ist aber nicht die Parlamentsverfassung allein, welche der Britischen Statswirthschaft, und ihrer Vervollkomnung so große Vortheile gewährt; sondern eben dahin gehört auch die Freyheit der Presse, deren sich die Briten früher und unbeschränkter, als jede andere Nation, zu erfreuen gehabt haben. Wenn der Unterthan, sey es auch nur sehr entfernt und mittelbar, an der gesetzgebenden Gewalt Antheil hat, so wird die Ausübung derselben für ihn ein ungleich wichtigeres und anziehenderes Object, als in Ländern, wo der Unterthan nur zu gehorchen hat, und von dem Quelle, aus welchem die Gesetze fließen, ganz abgeschnitten ist. Er betrachtet die Gesetzgebung gewissermaßen zugleich als seine eigene Angelegenheit; Nachdenken und Gespräch darüber sind seine liebste Beschäfftigung und Unterhaltung in Stunden der Musse und Erholung; nicht bloß die äußern politischen Verhält-

hältnisse seines Vaterlandes sind ihm wichtig, sondern auch der innere Zustand, und Alles, was nach seiner Einsicht dem Flore desselben gedeihlich oder verderblich scheint. Daher der Hang der Briten, selbst des großen Hausens, zur politischen Speculation, der dieses Volk vor allen andern Völkern auszeichnet, bey denen der große Hause sich nur auf seine kleine Sphäre beschränkt, die Regierung nur in Beziehung auf diese beurtheilt, und übrigens sich nicht darum bekümmert, ob das Ganze bey ihren Maaßregeln gewinne oder leide.

Bey einer aufgeklärten cultivirten Nation, wo das ganze Publicum mittelbar an der Gesetzgebung Theil nimt, beschäfftigen nothwendig auch die öffentlichen Angelegenheiten die Thätigkeit der Schriftsteller mehr, als in jeder andern, die sich in einem bloß passiven Verhältnisse befindet, vollends wenn die Freyheit der Presse hinzukomt. Wer sich fähig fühlt, öffentlich Andere zu belehren, wünscht natürlich auch öffentlich lehren zu können, und tritt als Schriftsteller auf. Er kann als solcher seine Ideen vollständiger, ruhiger, gründlicher, anziehender darstellen, und ihnen eine ungleich ausgebreitetere Aufmerksamkeit gewinnen, als in mündlichen Unterredungen mit einzelnen Mitbürgern oder Gesellschaften möglich ist. So wie daher die Statswirthschaft eines der wichtigsten Objecte der gesellschaftlichen mündlichen Unterhaltung der Briten ist, so ist sie es auch für die Britischen Schriftsteller; und man kann bey jeder irgend bedeutenden Verhandlung darüber im Parlamente, bey jeder neuen Einrichtung, welche das Britische Statsministerium darin trifft, auch allemal eine, oft sehr beträchtliche, Zahl von kleineren und größeren

ren Broschüren erwarten, die darüber erscheinen. Dies hat nicht nur für die Gegenwart eben die guten Folgen, welche die Debatten im Parlamente selbst haben, daß verschiedene Ansichten der Schriftsteller von einer Sache, entgegengesetzte Meynungen, zur Sprache kommen, und sowohl der Regierung als den Parlamentsgliedern und dem Publicum bekant werden; sondern die Untersuchungen über einzelne Gegenstände der Statswirthschaft, wie man sie in jedem Zeitalter vornimt, die Vortheile und Nachtheile von gewissen statswirthschaftlichen Maximen und Einrichtungen, werden dadurch auch für den Gebrauch der Nachwelt aufbewahrt, zumal da auch die Parlamentarischen Debatten dem Drucke übergeben werden. Die Britischen Schriftsteller, so lange sie nicht die constitutionellen Grenzen überschreiten, haben dabey von ihrer Freymüthigkeit nichts zu besorgen. Im Gegentheile, was fast niemals oder höchst selten in einem andern Lande der Fall ist, wenn sie Talent und Sachkentnisse in vorzüglichem Grade zeigen, so kann eben ihre Freymüthigkeit das Mittel werden, die Aufmerksamkeit der Regierung auf sie zu ziehen, und sie zu höhern Posten im State zu erheben, wozu sie sonst nicht gelangt seyn würden.

In andern Staten ist die Schriftstellerey, namentlich im Fache der Statswirthschaft, ungleich beschränkter. Da die Verwaltung dieser nur von wenigen Personen abhängt, so sind sie auch oft nur allein mit den Verhältnissen und Resultate derselben bekant, und die Schriftsteller sind nicht im Stande, sich die Kentniß der Data zu verschaffen, die sie haben müßten, um richtig urtheilen zu können. Schreiben die leztern für die Regierung, oder gar nach dem

Auf-

Auftrage und im Solde derselben, so sind ihre Producte oft überflüssig für die Sache, und noch mehr für die Theorie; denn die Ansicht bleibt in der Regel zu einseitig. Schreiben sie gegen die Regierung, so können sie doch ihre Resultate gemeiniglich nur auf die mangelhafte und unvollkomne Einsicht und Erfahrung bauen, die sie in ihrer Sphäre Gelegenheit gehabt haben, sich zu verschaffen; und die besser unterrichtete Regierung kann also immer ihre Gegner schon dadurch widerlegen, daß sie zeigt, wie diese von falschen Thatsachen ausgiengen. Dies trägt schon sehr viel bey, den schriftstellerischen Muth auch der denkenden Köpfe und Gelehrten in einer Nation zu schwächen, und ihnen diesen auch wohl ganz zu benehmen. Allgemeine Theorieen und Vorschläge der Schriftsteller, auch wenn sie gegen die herrschenden Maximen und bestehenden Einrichtungen streiten, läßt freylich selbst eine auf ihre Autorität in statswirthschaftlichen Angelegenheiten eifersüchtige Regierung allenfalls zu; eben weil es allgemeine Theorieen sind, von denen sie zunächst und unmittelbar für ihre Autorität nichts zu fürchten hat. Aber auch noch aus einem andern Grunde kann eine solche Regierung den allgemeinen Theorieen einen freyern Gang lassen, weil, sofern sie auf Erfahrung beruhen, diese Erfahrung in Beziehung auf den Stat, welchem sie zunächst gewidmet sind, immer einseitig und mangelhaft ist, nothwendig also auch die Resultate so ausfallen müssen, daß ihre Unanwendbarkeit auf jenen Stat entweder leicht zu entdecken ist, oder die Regierung sie doch, wenn etwa die Theorie Aufsehn erregt, sie leicht darthun kann. Dieses wird von denen auch sehr bald empfunden, die etwa zur Aufstellung solcher allgemeiner Theorieen fähig und geneigt sind.

Sie

Sie haben also zu wenig Interesse dabey, um nicht sehr bald ihrer Fähigkeit eine andere Bestimmung zu geben, die für sie vortheilhafter ist.

Ist es nicht bloß auf eine allgemeine Theorie abgesehen, so komt es bey den Schriftstellern darauf an, ob sie in den Resultaten ihrer specielleren statswirthschaftlichen Untersuchungen mit den bestehenden Einrichtungen und Maximen der Machthaber einstimmig sind oder nicht; ob und inwiefern sie die erfoderlichen Data zu einem richtigen Urtheile hinlänglich kannten, oder nicht; ob ihr persönliches Verhältniß zum Publicum und zum State, ihr schriftstellerisches Ansehn, einen bedeutenden Einfluß ihrer Meynungen auf die öffentliche Denkart über gewisse Gegenstände der Statswirthschaft erwarten läßt, oder nicht. Nach allen diesen Beziehungen ist die Freyheit specieller politisch cameralistischer Untersuchungen, und noch mehr die Bekantmachung derselben, größeren oder geringeren Einschränkungen unterworfen. Von einem Schriftsteller, dem eine eifersüchtig despotische Regierung Sachkunde zutraut, dessen Urtheil beym Publicum Gewicht hat, von dem jene aber weiß oder besorgt, daß seine Vorstellungsart eine ihren Maximen, und dem hergebrachten Zustande der Statswirthschaft entgegengesetzte Tendenz habe, wird sie in der Regel am liebsten wünschen, daß er schweige, und nicht dadurch, daß er seinen Ideen Publicität giebt, gleichsam in ihre Autorität einen Eingriff thue. Es fehlt ihr da nicht an scheinbar gerechten Vorwänden und Entschuldigungen, warum sie die Publicität im politischen Cameralsache verbittet oder hindert. Auch ist in der That das Publicum unter einer solchen Regierung, wenn der Schriftsteller et-

wa auffallend Recht hat, und seine Schriften gegen wirklich verkehrte, die Industrie und den Handel lähmende, nur der Regierung für das Moment und scheinbar vortheilhafte, oder gar nur auf die Habsucht und das Privatinteresse einzelner Machthaber und Stände calculirte, Maaßregeln gerichtet sind, gewöhnlich zu reizbar. Jene Schriften können Wirkungen hervorbringen, die das Gute der Neuerung, welche der Verfasser beabsichtigte, nicht aufwiegen. Daher hierin allerdings ein rechtmäßiger Grund liegt, die politisch cameralistische Publicität aufzuheben oder einzuschränken; vollends wenn Schriftsteller mit ihren Kenntnissen und ihrem Talente der Darstellung auch Freymüthigkeit und Energie verbinden. Leider aber ist das in diesem Falle manchmal wirklich eintretende Bedürfniß der Regierung gerade davon eine natürliche Folge, daß das Publicum überhaupt nicht an eine freye Untersuchung von Dingen der Art gewöhnt ist, und also die Einwirkung dieser, wenn sie einmal statt findet, stärker ist, als sie zum Besten des Ganzen seyn sollte, und eben dadurch verderblich wird. Hier bleibt denn freylich nur das entgegengesetzte Extrem übrig, die politisch cameralistische Publicität, sofern sie nachtheilige Folgen haben könte, so einzuschränken, daß die Regierung vor diesen gesichert ist. Gewöhnte man inzwischen nach und nach das Publicum an eine freyere Circulation der Ideen, so würde sich die übergroße Reizbarkeit jenes auch für solche Ideen, die mit den bestehenden Einrichtungen und den Maximen der Regierung im Antagonismus sind, verlieren, und die Wirkungen einer für das Cameralfach nützlichen und wohlthätigen Schrift, auch wenn sie mit Freymüthigkeit und Energie abgefaßt wäre, würden

nur

nur wohlthätig seyn. Die Regierung würde sich selbst zu Abänderungen und Verbesserungen bewogen fühlen, so weit sie rathsam und ausführbar wären, und das Publicum würde sie ruhig erwarten, ohne sie durch Aufstand und Aufruhr mit Gewalt erzwingen und ertrotzen zu wollen. Das lehrreichste Beyspiel von der Wahrheit dieser Ansicht der Sache gewährt wiederum die Englische Nation. Es können in England die heftigsten Schmähschriften gegen gewisse statswirthschaftliche Anordnungen der Regierung, des Finanzministers, des Monarchen selbst, die lächerlichsten boshaftesten sich darauf beziehenden Carricaturen, erscheinen. Weder die Regierung, noch der Monarch persönlich, finden sich einerseits dadurch beleidigt und herabgewürdigt; noch sind sie andererseits auf den Gehorsam und die Ruhe des großen Haufens von besonderer Wirkung; und falls sie es unter gewissen Umständen und in gewissen Zeitpuncten seyn sollten, so bleiben alsdenn immer noch hinreichende Mittel und Vorkehrungen übrig, um sie zu verhindern oder ihnen abzuhelfen. Der vernünftige und größere Theil des Englischen Publicum's läßt sich durch bloße Invectiven und Declamationen nicht leicht verführen und blenden; diese belustigen und unterhalten ihn wohl, indem sie ihn zugleich an seine politische Freyheit erinnern; aber was die Sache selbst betrifft, da urtheilt und entscheidet er doch nur nach Gründen der Vernunft und Erfahrung.

Bey diesen Prärogativen, welche die Briten für die freye und gründliche Untersuchung statswirthschaftlicher Materien vor den Schriftstellern aller andern Völker ungleich früher genossen, und in Ver-

gleichung mit vielen andern Europäischen Völkern noch gegenwärtig genießen, ist auch nicht zu verwundern, daß sie früher zu einer richtigeren Einsicht in die Principien der statswirthschaftlichen Theorie gelangten, und daß sie in dieser im Wesentlichen die Lehrer aller andern Völker geworden sind.

Mehr durch Zufall, als durch Vernunfturtheil, fiengen die ältern Britischen Schriftsteller auch nicht, wie so viele unter den übrigen Nationen, gleich von allgemeinen Theorieen an, die sich doch nur auf eine sichere und vollständige Induction aus Erfahrungen bauen lassen, wenn sie nicht Luftgebäude werden sollen; sondern, einige wenige politische Träumer, wie Harrington, u. a., ausgenommen, sie beschäfftigten sich zuvörderst mit der Untersuchung einzelner Gegenstände nach den nächsten Datis und Gründen der Erfahrung, und sammelten und bearbeiteten erst auf diesem Wege die Materialien, aus denen sich hernach eine vollkomnere und allgemein anwendbarere Theorie abstrahiren ließ. Zu solchen speciellen Untersuchungen boten immer die Zeitumstände eine dringende Veranlassung dar, und wenn man gleich die Existenz einer Wissenschaft ahndete und wünschte, welche die allgemeingültigen Principien der Statswirthschaft befaßte; so hatte die Bearbeitung derselben doch für das Zeitmoment nicht den Reiz, welchen hingegen eine specielle Forschung oft in hohem Grade hatte, weil etwa ihr Object die Aufmerksamkeit der Nation vorzüglich unterhielt. Das Zustandebringen einer allgemeinen Theorie wurde dadurch, und zwar zum großen nachherigen Vortheile der Wissenschaft, fast ein paar Jahrhunderte hindurch gehindert, und die empirischen Partieen konten nach und

nach

nach zu einer gewissen Reife und Vollständigkeit gedeihen, welche die Reife und Vollständigkeit der allgemeinen Theorie um so mehr sichern mußte.

Noch kam hier ein anderer Umstand hinzu, der in der wissenschaftlichen Denkart der frühern Zeitalter, und namentlich in der Beschaffenheit der damaligen Philosophie lag. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte war die Politik überhaupt noch kaum zum Range einer Disciplin erhoben worden; sie bestand mehr aus einzelnen Maximen und Bruchstücken, als daß sie ein nach wahren oder falschen Grundbegriffen und Principien geordnetes wissenschaftliches Ganzes gewesen wäre. Ueberdem betrafen die darin aufgestellten Maximen und Regeln mehr die Statsform, als die Statswirthschaft; um die letztere hatte man sich wenig oder gar nicht bekümmert. Diese war also der natürlichen Klugheit und Erfahrung der Statsmänner selbst fast ganz überlassen geblieben. Die Philosophen aber, die noch an der Scholastik festhielten, und diese höchstens nur durch den bekant gewordenen echtern Peripateticismus läuterten, oder sich auch dem Platonismus, und noch dazu in seiner Ausartung, ergaben, hatten vor allen metaphysischen Debatten und Systemen nicht Zeit, an Untersuchungen zu denken, die, weil sie mit dem gemeinen praktischen Leben näher zusammenhiengen, ungleich nützlicher und interessanter, als jene, gewesen seyn würden. Ohne Verbindung mit eigentlich philosophischer Speculation gleichwohl war es nicht möglich, eine eigentlich philosophische Theorie der Statswirthschaft aufzustellen, und den Statsmännern und empirischen Politikern war daher nichts Anderes übrig, als sich auf specielle Untersuchung

einzelner Materien nach den vorliegenden Thatsachen einzuschränken, und diese auf ihre nächsten Gründe zurückzuführen. Erst nachdem die Philosophie seit Baco von Verulam, Hobbes, und Locke angefangen hatte, ihre Speculation mehr in das Gebiet der Erfahrung gleichsam herabzuziehen, und mehr in ihrer Anwendbarkeit auf das wirkliche Leben darzustellen, ward man auch auf die philophische Theorie der Statswirthschaft aufmerksamer, und begann den höhern Principien derselben nachzuspüren.

Die Angabe der Resultate specieller statswirthschaftlicher Untersuchungen und die Geschichte derselben liegt außer den Grenzen meines Zwecks. Hier kann die historische Darstellung nur von der Periode anheben, wo man anfieng, jene Resultate specieller Untersuchungen zur Entdeckung und Feststellung höherer und allgemeinerer Principien zu benutzen, wo also eigentliche philosophische Theorieen der Statswirthschaft bearbeitet wurden. Diese Periode beginnt aber nicht eher, als mit dem achtzehnten Jahrhunderte. Ich will damit gar nicht leugnen, daß mau schon früher an philosophische Principien der Statswirthschaft gedacht hätte; aber sie kommen entweder nur beyläufig in Werken verwandten Inhalts vor, z. B. in den verschiedenen philosophischen Entwürfen der Britischen Politiker von der besten Statseinrichtung und Statsverwaltung überhaupt; oder in Abhandlungen über einzelne dahin gehörige Materien; oder sind auch noch zu einseitig und mangelhaft, als daß sie historisch bemerkt zu werden verdienten. Einen Inbegriff derselben, der eine eigene philosophische Wissenschaft ausgemacht hätte, gab es vor dem achtzehnten Jahrhunderte nicht. Unter Hume's

Ver-

Versuchen ist einer *), worin er erst zu beweisen sucht, daß die Politik auf allgemeine Grundsätze zurückgeführt werden könne. Er hegte diese Meynung von der Politik überhaupt, und fand es nöthig, sein Publicum davon zu überzeugen; daß er sie auch von der Theorie der Statswirthschaft hegte, erhellt aus mehr andern von seinen Versuchen; und das Bedürfniß, hierauf aufmerksam zu machen, war also auch in dieser Beziehung für ihn dasselbe. In der letzten Beziehung wäre es für ihn gewissermaßen noch dringender gewesen, da an älteren philosophisch politischen Theorieen über Statsverfassung und Statsverwaltung im Allgemeinen, wobey man jedoch die Statswirthschaft wenig oder gar nicht beachtet hatte, kein Mangel war, mochten sie auch der Billigung eines Denkers und Geschichtkenners, wie Hume, noch so unwerth seyn.

Fast die Hälfte von Hume's Versuchen selbst sind im eigentlichen Verstande als die ersten Versuche einer philosophischen Theorie der Statswirthschaft zu betrachten. Sie waren es auch, die durch Neuheit des Inhalts, und die Wichtigkeit desselben, da man schon angefangen hatte, einzusehen, wie nothwendig eine philosophische Aufklärung der darin erörterten Gegenstände sey, dem Genie Hume's die erste Achtung und Aufmerksamkeit seiner Landsleute gewannen, welche er durch seine früher bekannt gemachte Speculation über die höchsten theoretischen Erkentnißprincipien nicht hatte gewinnen können. Schon oben

*) *David Hume's* Essays and Treatises on several subjects. Ess. III: *That Politics may be reduced to a Science.* Vol. I. p. 15 ed. London 1767. 8.

oben habe ich jener Versuche litterarisch erwähnt; hier muß ich ihren Zweck und Geist genauer darstellen.

Die philosophische Theorie der Statswirtschaft hat die Absicht, das Statsvermögen im weitern Sinne, das in den persönlichen Kräften und Gütern der Bürger besteht, zu erhalten, und, so weit es nur immer durch erlaubte Mittel geschehen kann, zu vergrößern; weil hierauf sowohl die innere Macht des gesamten Stats, als der Wohlstand und die Glückseligkeit der Individuen beruht. Um jene Absicht aber zu erreichen, ist es nothwendig, daß sie theils die natürlichen Ursachen und Gründe aufdeckt, von welchen die Erweiterung der Volksmenge und des Nationalreichthums abhängt, und daraus die Regeln, diese zu bewirken, ableitet; theils die Hindernisse angiebt, welche jener Absicht im Wege stehen, und die besten Mittel, sie wegzuräumen; theils endlich auch lehrt, was für natürliche Ursachen und Gründe den Verfall und gänzlichen Ruin des Statsvermögens hervorbringen; wie bisher befolgte fehlerhafte Maximen der Statswirthschaft vorzüglich zu solchen Ursachen des Sinkens des Nationalwohlstandes gehören; wie den erstern am besten vorzubeugen und abzuhelfen, diese letztern am leichtesten abzuändern, und ihre verderbliche Wirkungen zu mindern seyen.

Unter den Objecten einer philosophischen Theorie der Statswirthschaft ziehen der Ackerbau, die Viehzucht, die Industrie in Handwerken und Künsten, der Handel, die Beschaffenheit des Geldes und seines Umlaufs, die Benutzung der Capitalien, die Einrichtung der öffentlichen Taxen, der Nationalcredit, u. w. vorzüglich das Nachdenken des Forschers auf sich; indem sich gerade an diesen Gegenständen einer=

einerseits der Flor und Wohlstand, oder die Schwäche, Dürftigkeit, und das öffentliche Elend einer Nation; andererseits die Vorzüge oder Fehler und Mängel der wirklichen Statswirthschaft bey derselben allgemein und auffallend offenbaren. Diejenigen von Hume's Versuchen, die hier in Erwägung kommen, sind daher auch hauptsächlich auf jene Gegenstände gerichtet.

Einer der vortrefflichsten darunter ist der Versuch über den Handel, so kurz er auch im Verhältniß zu dem Umfange und der Reichhaltigkeit dieser Materie ist *). Hume geht von einer Rechtfertigung der philosophischen Speculation darüber aus, da diese gewöhnlich von dem Handelsstande selbst, der nur der alltäglichen Erfahrung vertraut, und diese sich in hinlänglichem Maaße erworben zu haben wähnt, als träumerisch verworfen, verächtlich beurtheilt, oder doch selten genug gewürdigt, und noch seltener benutzt wird. Die Classe von Menschen, welche sich überhaupt auf Raisonnement einläßt, unterscheidet er in oberflächliche und tiefsinnige Raisonneurs. Die letztern erklärt er für die nützlichsten und schätzbarsten in ihrer Art. Sie stoßen auf Schwierigkeiten, die der Bemerkung Anderer entgehen; geben Winke, die sie selbst vielleicht nicht weiter zu verfolgen im Stande sind, die aber oft die fruchtbarsten Entdeckungen veranlassen, wenn Köpfe ihnen nachgehen, die dazu mehr Talente und Kenntnisse haben. Ihre Ideen und Meynungen sind oft paradox, und schwer zu begreifen; aber sind doch neu und original; und ein Schriftsteller taugt nicht viel, der uns

*) Vol. I. P. II. Ess. I. *On Commerce.*

uns nicht mehr sagt, als man aus jedem Kaffeehausgespräche lernen kann. Oberflächliche Köpfe dagegen sind meistens sehr geneigt, selbst Männer von gründlicher Einsicht und gesunder Beurtheilung als subtile Speculanten und Metaphysiker zu verschreyen, und wollen nichts für richtig annehmen, was über ihren schwachen Verstand hinausgeht.

Nun giebt es freylich Fälle, wo eine außerordentliche Subtilität des Raisonnements eine starke Präsumtion der Falschheit desselben gegen sich hat, und wo man viel mehr einem natürlichen leicht verständlichen Raisonnement trauen muß. Jeder, der in einer besonderen Angelegenheit des Lebens sein zu beobachtendes Verhalten überlegt, oder politische, kaufmännische, ökonomische Plane macht, darf sich dabey nie auf zu subtile Argumente und zu lange verwickelte Schlußreihen einlassen. Es ereignet sich sonst gewiß ein Umstand, der sein Raisonnement umwirft, und Folgen hat, die seiner Erwartung geradehin widerstreiten. Sobald aber die Untersuchung allgemeine Gegenstände betrifft, kann, wie sich sicher behaupten läßt, unsre Speculation kaum subtil genug seyn, vorausgesetzt nur, daß sie richtig ist, und der Unterschied zwischen einem gemeinen Kopfe und einem Manne von Genie verräth sich hauptsächlich in der oberflächlichen Seichtigkeit, oder tiefen Gründlichkeit der Principien, auf welche beyde bauen. Allgemeine Raisonnements scheinen dunkel, eben weil sie allgemein sind; die Abstraction des Allgemeinen aus mannichfaltigen particularen Datis ist nicht Sache des großen Haufens, der in der Regel nur particulare Urtheile fället und dabey stehen bleibt, sich aber nicht zu allgemeinen Principien erheben kann,

die

die eine Unendlichkeit individueller Merkmale unter sich befassen. Demungeachtet ist gewiß, daß allgemeine Principien für den natürlichen Lauf der Dinge auch immer allgemeine Gesetze sind, wenn auch in besondern Fällen Ausnahmen von ihnen statt finden sollten; und gerade jene allgemeinen Gesetze zu bestimmen, ist das Hauptgeschäfft des Philosophen. Hume zieht hieraus auch in Anwendung auf die Theorie der Statswirthschaft das Resultat, daß es hier vorzüglich auf die Ausmittelung und Feststellung der allgemeinen Principien ankomme, da hier die Wohlfarth des Stats von einer Menge einzelner Umstände bewirkt werden muß, die durch jene regiert werden; nicht, wie bey der auswärtigen Politik von ganz zufälligen Ereignissen und Begebenheiten allein oder größtentheils.

Ich habe diese Bemerkungen Hume's umständlicher ausgehoben, weil sie die Stelle der Einleitung zu allen seinen nachfolgenden statswirthschaftlichen Untersuchungen vertreten, die in gewissem Betrachte ein Ganzes sind. Hume äußerte auch darin manche Paradoxieen, vollends für das damalige Zeitalter, gegen welche er Widerspruch erwarten mußte, der auch lebhaft genug erfolgte, gegen welchen er sich aber vorläufig insofern zu verwahren suchte, als er etwa von dem Vorurtheile erzeugt würde, daß es nicht eines speculativen Philosophen sey, von Dingen der Art mitzusprechen.

Der Flor und die Macht eines States, besonders in den neueren Zeiten — denn die alten Republiken, die unter ganz anderen Bedingungen und Umständen existirten, können nicht schlechthin mit den heutigen Staten, und ihren Verhältnissen verglichen wer-

werden — setzen nothwendig eine größere Cultur nicht nur des Ackerbaus, sondern auch der Manufacturen und Künste, und eine größere Ausbreitung des Handels voraus. Wo die Manufacturen und Künste einem Volke fehlen, muß sich die größere Volksmasse dem Ackerbaue widmen; nehmen ihre Industrie und Geschicklichkeit in Betreibung desselben zu, so gewinnt sie einen größern Ueberfluß an Lebensmitteln, als sie zu ihren Bedürfnissen verbrauchen kann. Sie hat also keinen Reiz, ihre Industrie und Geschicklichkeit zu erhöhen, weil sie ihren Ueberfluß nicht gegen andere Gegenstände der Bequemlichkeit, des Vergnügens und Luxus eintauschen kann. Hieraus aber entsteht natürlich Indolenz. Der größere Theil des Bodens bleibt nun unangebaut, und was angebaut wird, trägt aus Mangel an Fleiß und Geschicklichkeit der Landeigenthümer nicht so viel, wie es tragen könte. Komt einmal der Stat in den Fall, wo er eine größere Zahl Menschen zum öffentlichen Dienste brauchen muß, so gewährt itzt die Arbeit des Volks den Ueberfluß nicht, wovon diese unterhalten werden könten. Denn plötzlich können Arbeiter ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit nicht vermehren, und unangebautes Land kann nicht gleich auf einmal urbar und fruchtbar gemacht werden. Unterdessen muß also das Heer entweder eine schnelle stürmende Eroberung machen, oder sich aus Mangel an Unterhalt zerstreuen. Von einem solchen Volke läßt sich deswegen keine regelmäßige Vertheidigung, kein regelmäßiger Angriff erwarten, und die Krieger müssen eben so unwissend und ungeschickt seyn, wie die Landeigenthümer und Manufacturisten.

Alles in der Welt wird durch **Arbeit** erworben, und unsre Triebe und Leidenschaften sind es, welche

welche zur Arbeit reizen. Hat eine Nation Ueberfluß an Manufacturen und mechanischen Künsten, so werden die Landeigenthümer den Ackerbau als eine Wissenschaft studiren, ihre Aufmerksamkeit, ihre Industrie verdoppeln. Der Ueberfluß, der aus ihrer Arbeit hervorgeht, ist nicht verloren; sondern wird an die Manufacturisten gegen Dinge vertauscht, welche die Liebe zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen wünschen macht. Nunmehro erzeugt der Boden einen großen Theil mehr an nothwendigen Lebensbedürfnissen, als für diejenigen erfoderlich ist, die ihn anbauen. In den Zeiten des Friedens und der öffentlichen Ruhe wird dieser zum Unterhalte der Manufacturen, zur Vervollkommung der schönen Künste verwandt. Aber es wird itzt auch dem State leicht, manche der Manufacturisten in Soldaten zu verwandeln, und sie von dem Ueberflusse der Landeigenthümer zu erhalten.

Dies bestätigt sich auch in der That bey allen cultivirten Völkern. Wird ein größeres Heer errichtet, müssen dem Volke Taxen aufgelegt werden. Dadurch wird Jedermann genöthigt, seinen Aufwand verhältnißmäßig einzuschränken. Diejenigen, welche vorher Gegenstände des Vergnügens, der Bequemlichkeit, verfertigten, müssen sich nunmehro unter die Truppen anwerben lassen, oder sich aus Mangel an Arbeit selbst zum Ackerbaue wenden. Kurz Manufacturen vergrößern die Macht des States insofern, als sie mehr Arbeit aufregen, und zwar Arbeit von der Art, daß auch der Stat sie für seine Zwecke benutzen kann, ohne darum den Bürgern die Nothwendigkeiten des Lebens entziehen zu müssen. Oder: Je mehr Arbeit angewandt wird, die weiter reicht, als die

die dringendsten Bedürfnisse zu verschaffen, desto mächtiger wird der Stat; weil die dabey thätigen Personen auch für seinen Dienst wirksam seyn können.

Könte man eine Stadt zu einer Art von befestigtem Lager machen, und jeder Brust kriegerischen Geist, leidenschaftliche Liebe zum Vaterlande einflößen, die jeden stimte, die größten Beschwerden für die gemeine Wohlfarth willig zu ertragen; so könten diese Neigungen, wie im Alterthume, ein hinreichender Sporn zum Fleiße und zur Unterstützung des States seyn. Hier wäre es auch vortheilhaft, wie in Lägern, alle Künste, allen Luxus zu verbannen, und durch Einschränkung alles entbehrlichen Genusses den nöthigen Vorrath an Lebensmiteln zu besorgen. Aber da diese Maximen zu uneigennützig und zu schwer zu bewirken sind, so müssen die heutigen Regierungen andere Triebe der Menschen in's Werk setzen, und sie mit dem Geiste der Sparsamkeit und der Industrie, der Kunst und der Schwelgerey beseelen. Ein Kriegslager hat gegenwärtig eine Menge entbehrlicher Dinge im Gefolge; aber die vorhandnen Vorräthe sind auch verhältnißmäßig reichlicher.

Eben diese Art zu argumentiren läßt sich nun auch anwenden auf den auswärtigen Handel, sofern derselbe sowohl die Macht des Stats, als den Reichthum und die Wohlfarth der Bürger vergrößert. Der Vorrath von Arbeit bey einer Nation wird dadurch erweitert, und der Regent kann zum öffentlichen Dienste soviel davon verwenden, wie er gut findet. Durch die Einfuhr fremder Producte gewährt der auswärtige Handel Materialien zu neuen Manufacturen; durch die Ausfuhr veranlaßt er eine fleißigere Bearbeitung besonderer Lebensbedürfnisse, die

im

im Lande nicht verzehrt oder verbraucht werden können. Ueberhaupt muß ein Stat, der vermöge seines Handels große Einfuhr und Ausfuhr hat, mehr Industrie, Reichthum, Wohlstand, und Macht haben, als ein solcher, der sich mit seinen einheimischen Erzeugnissen begnügt, und den Handel vernachlässigt.

Die Geschichte lehrt auch, daß bey allen Nationen vor jeder Verfeinerung der Manufacturen, vor dem größern einheimischen Luxus, auswärtiger Handel hergieng. Die Versuchung, fremde, gleich fertige, und für uns neue, Producte zur Bequemlichkeit des Lebens zu gebrauchen, ist weit größer, als der Reiz, die einheimischen Producte zu vervollkomnern, was stets nur langsam geschieht, weil sie uns nicht durch Neuheit interessiren. Um so größer aber wird der Vortheil für ein Volk, wenn es seine überflüssigen einheimischen Producte, die bey ihm keinen Werth haben, an fremde Nationen ausführt, deren Boden oder Klima sie nicht erzeugt. Die Individuen werden alsdenn mit dem Gewinne, der sich durch den Handel machen läßt, und den Annehmlichkeiten, welche die Folgen davon sind, bekant; es erwachen die Neigung zum Wohlleben und zugleich die Industrie; und sind diese einmal rege geworden, so führen sie immer größere Erweiterung des Handels und Vervollkomnung der Gegenstände desselben herbey. Stahl und Eisen, sagt Hume, werden in den Händen einer so arbeitsam gewordenen Nation dem Golde und den Edelsteinen von Indien gleich.

Es ist aber hierbey zu bemerken, daß, so wie die Menge mechanischer Künste einem State vortheilhaft ist, so ist es nicht minder die große Zahl der Menschen, welchen der Gewinn von den Producten derselben

sel-

selben anheimfällt. Ein zu großes Misverhältniß unter den Bürgern in Ansehung des Reichthums und der Dürftigkeit schwächt den Stat. Jeder muß, so viel wie möglich, die Früchte seiner Arbeit genießen, und in vollem Besitze aller nothwendigen Bedürfnisse und auch mancher Bequemlichkeiten des Lebens seyn. Eine solche Gleichheit ist der menschlichen Natur durchaus angemessen, und verringert die Glückseligkeit der Reichen viel weniger, als sie die der Armen vermehrt. Sie erhöht aber auch die Macht des Stats, und bewirkt, daß außerordentliche Taxen und Auflagen mit viel mehr Bereitwilligkeit bezahlt werden. Wenn nur Wenige Reichthümer anhäufen, so müssen diese unverhältnißmäßig viel zu den Bedürfnissen des Stats beytragen. Sind aber die Reichthümer unter der Menge vertheilt, so liegt die Last leicht auf jeder Schulter, und die Auflagen machen in der Lebensweise eines Jeden keinen merklichen Unterschied. Dazu komt, daß wenn Wenige im Besitze großen Reichthums sind, so haben sie alle Macht in Händen, und vereinigen sich leicht, dem geringern und ärmern Volke die ganze Statslast aufzubürden, dasselbe immer mehr zu unterdrücken, wodurch bald alle Industrie gelähmt wird.

Hierin setzt Hume das große Uebergewicht Englands über alle itzige Völker. Die Engländer empfinden einigen Verlust im auswärtigen Handel durch die Theurung der Arbeit, die zum Theile die Wirkung sowohl des Reichthums oder der Wohlhabenheit der Künstler und Handwerker, als des Ueberflusses an Gelde ist. Aber da der ausländische Handel keiner der wesentlichsten Umstände ist, so ist er mit der Glückseligkeit so vieler Millionen gar nicht

in

in Vergleichung zu setzen, die durch die innere Industrie hervorgebracht wird.

Hume hielt zu seiner Zeit noch die Behauptung für paradox, daß die Armuth des gemeinen Volks in Frankreich, Italien, und Spanien gewissermaßen der Fruchtbarkeit des Bodens, und der Annehmlichkeit des Klima's zuzuschreiben sey. Bey dem lockerern Boden des südlichen Theils von Europa ist der Ackerbau eine leichte Kunst; ein Mensch mit ein paar schlechten Pferden kann so viel Land beackern, als nöthig ist, eine beträchtliche Rente an den Eigenthümer zu bezahlen. Die ganze Kunst, die der Pächter kennt, besteht darin, seinen Acker ein Jahr lang brach liegen zu lassen, sobald er erschöpft ist; und die Sonnenwärme allein, die Temperatur des Klima's, stellen die Fruchtbarkeit desselben wieder her, und erhöhen sie auch wohl. Solche arme Bauern verlangen bloß nothdürftigen Unterhalt für ihre Arbeit. Sie haben weder Grundvermögen, noch Reichthum, welche mehr Ansprüche veranlaßten, und sind zugleich auf immer von dem Eigenthümer abhängig, der weder einen Pachtcontract eingeht, noch fürchtet, daß sein Grundstück durch schlechte Cultur an Werthe verlöre. In England hingegen muß der Boden mit großen Kosten cultivirt werden, und gewährt nur einen geringen Ertrag, wenn er nicht auf's sorgfältigste bearbeitet wird, nach einer Methode, deren voller Nutzen sich erst nach Verlauf mehrer Jahre zeigt. Ein Pächter in England muß daher ein beträchtliches Grundvermögen, und einen langen Pachtcontract haben, um die Vortheile zu gewinnen, die seinem Capitale und seiner Arbeit entsprechen. Die schönen Weinberge in Champagne

und Burgund, die oft dem Eigenthümer jährlich fünf Pf. St. vom Morgen eintragen, werden durch Bauern beackert, die kaum das Brodt haben; und der Grund davon ist, daß diese Bauern keines andern Capitals bedürfen, als ihrer körperlichen Gliedmaßen, und eines Hausgeräths, das sie für wenige Groschen kaufen können.

In der nächsten Abhandlung untersucht Hume die Ursachen, welche die Verfeinerung der Handwerke und Künste hervorbringen *). Ueberhaupt setzen sie den Luxus voraus. Was ist Luxus? Im Allgemeinen ist er eine große Verfeinerung des Sinnengenusses. Jeder Grad desselben kann unschuldig oder tadelhaft seyn nach der Beschaffenheit, dem Zustande und Verhältnisse der Person. Der angenehme Sinnengenuß, Delikatesse in Speisen, Getränken, Kleidern, Hausgeräthe, ist an sich selbst kein Laster. Ein Mönch, der aus seiner Celle eine sehr schöne Aussicht hatte, nahm sich vor, nie die Augen dahin zu wenden, um sich vor einer solchen Sinnenlust zu hüten. Eben so lächerlich wie dies, würde es seyn, wenn Jemand es für ein Verbrechen erklärte, lieber Champagner und Burgunder, als dünnes Bier zu trinken. Nur dann wird der Hang zum verfeinerten Sinnengenusse ein Laster, wenn er auf Kosten einer höhern Pflicht befriedigt wird, wenn Jemand dadurch seine Vermögensumstände ruinirt, und an den Bettelstab geräth. Kann man hingegen dabey seinen Pflichten genug thun, selbst die Tugenden des Mitleids, der Großmuth, üben, so ist der Luxus völlig unschuldig, und ist in jedem Zeitalter von allen vernünftigen Menschen dafür erkannt.

Bey

*) Vol. I. P. II. Eff. 2. *Of Refinement in the arts.*

Bey dieser Ansicht des Werthes des Luxus sind die verkehrten Urtheile auffallend, welche von jeher darüber gefällt sind. Während auf der einen Seite ausschweifende Wohllüstlinge den Luxus rühmten, sogar wo er den größten Tadel verdiente, als der bürgerlichen Gesellschaft höchst ersprießlich und unentbehrlich, wurde er, auch da, wo er völlig unschuldig war, von überspannten oder frömmelnden Moralisten als die Ursache aller Unordnungen, Verderbnisse, alles öffentlichen Elendes verschrieen. **Hume** bemüht sich daher zu beweisen: 1) daß die Zeitalter der Verfeinerung der Künste, wozu der Luxus die Veranlassung wurde, immer die glücklichsten waren, und in denselben die edelsten und tugendhaftesten Menschen lebten; 2) daß, sobald der Luxus aufhört unschuldig zu seyn, er auch nicht mehr wohlthätig ist, sondern vielmehr der bürgerlichen Gesellschaft verderblich wird, obgleich er doch nicht zu den verderblichsten Uebeln derselben gerechnet werden kann.

Zum Beweise des ersten Satzes komt es auf die Erwägung des Einflusses an, welchen die Verfeinerung der Künste auf das Privatleben und das öffentliche hat. Menschliche Glückseligkeit besteht hauptsächlich in Thätigkeit, Vergnügen und Ruhe. Diese Ingredienzien können nach der verschiedenen Beschaffenheit der Personen sehr verschieden gemischt seyn; aber keines derselben darf ganz fehlen, wenn nicht der Geschmack am Leben gewissermaßen ganz vernichtet werden soll. Die Ruhe muß immer nur nach der Arbeit folgen. In Zeiten, wo Industrie und Künste blühen, sind die Menschen in beständiger Thätigkeit, und genießen zur Belohnung sowohl das Vergnügen, das mit der Thätigkeit selbst verbunden ist, als die An-

nehmlichkeiten des Lebens, welche die Früchte davon sind. Der Geist bekomt durch Thätigkeit neue Stärke; er erweitert seine Kräfte und Fähigkeiten; durch Beharrlichkeit in ehrlicher zweckmäßiger Industrie befriedigt er seine natürlichen Triebe, und komt unnatürlichen zuvor, die gemeiniglich aus Indolenz und Trägheit entspringen. Verbannt also die Industrie und die Künste aus der Gesellschaft, und ihr beraubt die Menschen sowohl der Thätigkeit, als des Vergnügens, und laßt nichts an der Stelle dieser zurück, als Indolenz. Aber auch den Sinn für diese vernichtet ihr, weil der Genuß derselben nur dann angenehm ist, wenn sie auf Arbeit folgt, und zur Erholung der Lebenskräfte dient, die durch zu große Anstrengung erschöpft waren.

Die Verfeinerung der mechanischen Künste hat auch die Vervollkomnung der freyen und schönen zur natürlichen Folge, und die eine kann nicht ohne die andere seyn. Dasselbe Zeitalter, welches große Philosophen und Politiker, berühmte Feldherrn und Dichter, hervorbringt, hat auch einen Ueberfluß an geschickten Webern und Schiffszimmerleuten. Es läßt sich nicht erwarten, daß ein Stück Tuch in einer Nation vollkommen gewürkt werde, die der Astronomie völlig unkundig ist, oder die Moralphilosophie ganz vernachlässigt. Der Geist des Zeitalters beseelt alle Künste; und die Neigungen der Menschen, aus ihrer Lethargie einmal erweckt, und in Gährung gebracht, richten sich nach allen Seiten, und verbessern jede Kunst und Wissenschaft. Völlige Unwissenheit wird ganz verbannt; die Menschen genießen die Vorrechte vernünftiger Wesen im Denken und im Handeln; sie streben nach den Annehmlichkeiten für den Geist, wie nach denen für den Körper.

Mit

Mit dem Fortschritte der Künste entsteht auch eine größere Geselligkeit. Menschen, mit Wissenschaft versehen, mit Stoff Gespräche zu unterhalten, können nicht in der Einsamkeit bleiben, oder mit ihren Mitbürgern so leben, wie der unwissende barbarische Wilde. Sie strömen in Städten zusammen, sammeln gerne Kentnisse und theilen sie mit, suchen ihren Verstand, ihre Bildung, ihren Geschmack, ihre Lebensart zu zeigen. Neugierde reizt den Weisen; Eitelkeit den Thoren; das Vergnügen Beyde. So werden Industrie, Kentnisse, Humanität, durch ein unzertrennliches Band vereinigt.

Die Nachtheile, welche die Verfeinerung der Künste und Handwerke nach sich zieht, stehn mit den Vortheilen derselben in gar keinem Verhältnisse. Je mehr die Menschen auf Vergnügen sinnen, desto weniger werden sie sich Ausschweifungen irgend einer Art erlauben, weil nichts das wahre Vergnügen mehr zerstört, als diese. Die Tataren erlauben sich gewiß öfter eine viehische Schwelgerey, wenn sie von ihren todten Pferden ein festliches Mahl halten, als Europäische Höflinge bey aller Verfeinerung der Kochkunst. Sind Galanterie, eheliche Untreue, häufiger in verfeinerten Zeitaltern, so ist auf der anderen Seite die Trunkenheit weniger häufig, ein Laster, das für Geist und Körper ungleich verderblicher ist.

Industrie, Kentnisse, Humanität, sind aber nicht für das Privatleben allein vortheilhaft. Sie verbreiten ihren wohlthätigen Einfluß auch auf den Stat als solchen, und machen die Regierung eben so kraftvoll und mächtig, als die Individuen glücklich. Die Zunahme und der Verbrauch der Bequemlichkeiten des Lebens, und der Mittel des an-

genehmen Sinnengenusses, vermehren den Vorrath an Arbeit, dessen sich auch der Stat für seine Zwecke bedienen kann. Hingegen versinken die Bürger einer Nation, die keinen Sinn für die Reize des Ueberflusses und der Verfeinerung des Lebensgenusses hat, in Indolenz, und werden dadurch auch dem State unnütz, dem sie die Hülfsmittel nicht gewähren können, wovon er im Stande wäre, Armeen und Flotten zu unterhalten.

Die Grenzen der Europäischen Staten sind im Wesentlichen ohngefähr dieselben, die sie seit ein paar Jahrhunderten waren; aber welch' eine Verschiedenheit ist in Ansehung ihrer politischen Größe und Macht entstanden? Und diese Verschiedenheit läßt sich nicht anders erklären, als aus der Vervollkommung der Industrie und der Künste. Als König Carl VIII von Frankreich Italien angriff, war sein Heer ohngefähr zwanzig tausend Mann stark, und doch erschöpfte diese Rüstung die Nation so sehr, daß sie auf mehr Jahre zu neuen Anstrengungen ganz unfähig war. Dagegen hatte Ludwig XIV in Kriegeszeiten über vierhundert tausend Mann im Solde, ohngeachtet er seit Mazarin's Tode bis zu seinem eigenen dreißig Jahre hindurch Krieg führte. Daß die Bürger dadurch, wenn sie ihre Rohheit verlieren, weniger kriegerisch werden, weniger beherzt und muthig, ihr Vaterland oder ihre Freyheit zu vertheidigen, kann man nicht behaupten. Die Künste entnerven weder den Geist, noch den Körper; im Gegentheil, die Industrie giebt beyden größere Kräfte. Wenn der Zorn, den man den Wetzstein des Muthes nennt, etwas durch die verfeinerte Cultur und Lebensart an seiner Wildheit verliert; so gewinnt das Ehrgefühl, das ein stärkeres,

res, dauernderes, und leitbareres Princip ist, mehr Stärke, durch jene Erhebung des Geistes, die aus Kentniß und feiner Bildung entspringt. Ohnehin kann der Muth nie von Dauer, oder von einigem Werthe seyn, wenn er nicht mit kriegerischer Zucht und Geschicklichkeit vergesellschaftet ist, die doch selten bey einem barbarischen Volke angetroffen werden. Es ist merkwürdig, daß, wie die alten Römer dadurch, daß sie sich allein mit dem Kriege beschäfftigten, das einzige uncultivirte Volk waren, welches jemals militärische Disciplin besaß; so sind die neuern Italiener das einzige cultivirte Volk unter den Europäern, dem es an Muthe und kriegerischem Geiste fehlt. Wer diesen weibischen Charakter der Italiener dem Luxus, der Verfeinerung, der Industrie und Kunst, zuschreiben wollte, den brauchte man nur an die Franzosen und Engländer zu erinnern, deren Tapferkeit eben so unleugbar ist, als ihr Hang zum Luxus, und ihr mercantilischer Fleiß. Die Italienischen Geschichtschreiber geben befriedigendere Ursachen von jener Ausartung ihrer Landsleute an. Sie zeigen, wie alle Italienische Regierungen auf einmal das Schwerdt fallen ließen, indem die Venetianische Aristokratie eifersüchtig auf ihre Unterthanen war, die Florentinische Demokratie sich ganz dem Handel hingab, Rom von Pfaffen, und Neapel von Weibern beherrscht wurde. Krieg wurde dadurch eine Sache für Abentheurer, die einander gegenseitig schonten, und zu Jedermann's Erstaunen einander einen ganzen Tag eine Schlacht, wie sie es nannten, liefern konten, und doch gegen Abend in ihr Lager zurück kehrten, ohne daß das mindeste Blut vergossen wäre.

Was vorzüglich verschiedene Moralisten bewogen hat, gegen die Verfeinerung der Künste zu declamiren, ist das Beispiel des alten Rom's, das, so lange es arm und roh war, Tugenden und Patriotismus hatte, und dadurch sich zu einem erstaunlichen Grade der Freyheit und Macht erhob; nachdem es aber in den eroberten Provinzen den Asiatischen Luxus kennen gelernt hatte, in jede Art des sittlichen Verderbnisses versank; woraus bürgerliche Kriege entstanden, die sich mit dem völligen Verluste der republicanischen Freyheit endigten. Die Lateinischen Classiker, welche wir in unserer Jugend lesen, sind voll von der Idee, und schreiben alle den Verfall ihres Vaterlandes den Künsten und Reichthümern des Orients zu; so daß Sallust den Geschmack an Gemählden für kein geringeres Laster erklärt, als Liederlichkeit und Trunkenheit.

Es läßt sich aber leicht beweisen, daß jene Schriftsteller die Ursache des Verfalls der Römischen Republik verkannt haben, und daß sie dem Luxus und den Künsten beymessen, was eigentlich nur von einer schlechten Verfassung und Verwaltung des Stats herrührte, und von der unbegrenzten Ausdehnung der Eroberungen. Verfeinerung in den Vergnügungen und Annehmlichkeiten des Lebens hat keine natürliche Tendenz, ein Bestechungssystem im State zu erzeugen. Reichthum wird zu allen Zeiten und von allen Menschen geschätzt, weil alle Menschen nach Vergnügungen streben, worauf ihre Triebe und Wünsche gerichtet sind; und nichts kann die Liebe zum Gelde mäßigen, als Ehr- und Pflichtgefühl, das natürlich in einem aufgeklärten verfeinerten Zeitalter immer allgemeiner und stärker ist. Hume beruft sich auf Polen,

len, das zu seiner Zeit unter allen Europäischen Reichen am meisten in den Künsten des Krieges und des Friedens, den mechanischen sowohl als den freyen und schönen Künsten, zurück war, und wo doch Bestechlichkeit mehr herrschte, als in irgend einem andern. Die dortigen Edelleute schienen die Wahlmonarchie zu keinem andern Zwecke beybehalten zu haben, als um die Krone regelmäßig dem Meistbietenden zu verkaufen. Dies war fast die einzige Art des Handels, setzt Hume bitter spottend hinzu, womit das Volk bekant war. Die bürgerlichen Freyheiten der Engländer haben durch die Verbesserung der Künste so wenig verloren, daß sie vielmehr nie so groß, als während dieser Periode gewesen sind. Wenn es scheint, daß die Bestechung in den letztern Jahren zugenommen habe, so hat dies mehr seinen Grund in der Freyheit selbst, da die Englischen Regenten es unmöglich fanden, ohne das Parlament zu regieren, oder dieses durch Phantome von Prärogativen in Furcht zu setzen. Nicht zu gedenken, daß die Bestechlichkeit unendlich mehr bey den Wählern statt findet, als bey den Gewählten, und daher gar nicht irgend einer Verfeinerung im Luxus zugeschrieben kann. Genau betrachtet ist die Verbesserung der Künste der Freyheit günstig, und hat die natürliche Folge, sie zu erhalten, oder hervorzubringen. Bey rohen unpolizirten Nationen, wo die Künste vernachlässigt werden, wird alle Arbeit auf den Ackerbau eingeschränkt, und die ganze Gesellschaft scheidet sich in zwey Classen, Landeigenthümer und ihre Vasallen oder Pächter. Die letztern sind nothwendig abhängig, und daher zur Sclaverey und Unterwürfigkeit geneigt, zumal wenn sie nicht reich sind, und nicht wegen ihrer Kentniß des Ackerbaus geschätzt wer-

werden, was doch immer der Fall seyn muß bey einem Volke, das Künste und Wissenschaften überhaupt vernachlässigt. Die erstern erheben sich natürlich zu kleinen Tyrannen, und müssen sich entweder wiederum der Ruhe und Ordnung wegen einem absoluten Oberherrn unterwerfen, oder wenn sie ihre Unabhängigkeit behaupten, so gerathen sie unter einander in Fehden, und bringen die ganze Gesellschaft in eine solche Verwirrung und Anarchie, daß der Zustand derselben noch viel schlechter wird, als unter der despotischsten Regierung. Hingegen wo der Luxus Handel und Industrie begünstigt, werden die Bauern durch angemessene Cultur des Bodens reich und unabhängig, während die Kaufleute an ihrem Eigenthume Antheil nehmen, und dem Mittelstande ein Ansehn verschaffen, das die beste und festeste Grundlage der öffentlichen Freyheit wird. Diese unterwerfen sich der Sclaverey nicht, wie arme Bauern, aus Armuth und Niederträchtigkeit. Da sie keine Hoffnung haben, Andere zu tyrannisiren, wie die Lehnsherrn, so haben sie auch keine Versuchung, um jene Hoffnung erfüllt zu sehn, der Tyranney des Regenten zu schmeicheln. Sie streben vielmehr nach Gesetzen, die ihr Eigenthum sichern, und sie gegen monarchische sowohl, als aristokratische Tyranney, bewahren mögen. Das Haus der Gemeinen ist die vornehmste Stütze der Englischen Freyheit, und Jeder giebt zu, daß es sein Ansehn, und seinen Einfluß nur dem Zuwachse des Handels verdankt, der ein solches Gleichgewicht des Eigenthums den Gemeinen gab. Wie unverträglich ist es nun hiermit, die Verfeinerung der Künste zu schmähen, und sie als verderblich für Freyheit und Patriotismus darzustellen!

Es giebt inzwischen auch einen tadelswürdigen Luxus. Dieses ist er jedoch nicht an sich; sondern nur wenn er das Vermögen Jemandes erschöpft, und es ihm unthunlich macht, seiner Pflicht und edleren Neigungen zu folgen, wie er nach seiner Lage und seinen Glücksumständen könte. Der tadelswürdige Luxus setzt also immer schon andere Laster voraus. Man entferne nur die Laster, und die Uebel des Luxus, an welchen dieser selbst unschuldig ist, werden ihnen folgen. Verbannt man bloß den Luxus, aber nicht die Laster, so vermindert man nur die Industrie im State, und verbessert den Zustand der bürgerlichen Gesellschaft keineswegs. Man kann daher behaupten, daß zwey sich entgegengesetzte Laster einem State vortheilhafter seyn können, als eines von beyden allein; ohne daß man deshalb das Laster überhaupt für dem State vortheilhaft erklärte. Auch bemerkt Hume ausdrücklich, daß man nicht die Verschwendung mit einer Verfeinerung in den Künsten verwechseln dürfe. Es scheint sogar, daß dieses Laster weit seltener in cultivirten Zeitaltern ist. Industrie und Gewinn erzeugen Frugalität in den niedern und mittlern Ständern. Die höhern Stände werden mehr durch Vergnügungen gereizt, eben weil sie weniger zu thun haben; der Müssiggang war immer die große Quelle der Verschwendung.

Die Versuche Hume's über das Geld und die Zinsen sind nicht minder reich an fruchtbaren und interessanten Ideen *). Das Geld ist eigentlich kein Gegenstand des Handels, sondern nur das Werkzeug desselben, um den gegenseitigen Austausch von Producten der Arbeit zu erleichtern. Es ist kein Rad des

*) Vol. I. P. II. Eff. 3. *On money.* Eff. 4. *Of Interest.*

des Handels, sondern es ist bloß das Oel, womit die Räder desselben geschmiert werden, damit sie sich schneller bewegen können. Der größere oder geringere Vorrath an Gelde in einer Nation ist nicht von Folgen, weil die Preise der Lebensbedürfnisse immer dem Vorrathe an Gelde angemessen sind. Bloß der Stat kann von der größeren Menge des Geldes Vortheil ziehen, und zwar in seinen Kriegen und Verhandlungen mit fremden Staten. Hierin liegt auch der Grund, warum alle reiche Handelsstaten von Carthago bis auf Großbritannien und Holland, Miethtruppen brauchten, die sie von ihren ärmern Nachbarn in Sold nahmen. Wollten sie einheimische brauchen, müßten sie dieselben nach Verhältniß der Opulenz im Lande besolden, und sie würden ihnen zu theuer zu stehen kommen. Eine Englische Armee von 20000 Mann kostet dreymal so viel, als eine eben so starke Französische, und die Englische Flotte im siebenjährigen Kriege erfoderte eine eben so große Summe, als der Unterhalt aller Römischen Legionen, die Europa im Zaume hielten, während der Regierung der Kaiser. Die größere Volksmenge und die größere Industrie sind in allen Fällen nützlich; aber die größere Geldmenge hat einen sehr beschränkten Nutzen, und kann zuweilen einer Nation in ihrem Handel mit Fremden zum Schaden gereichen.

Es scheint eine glückliche Vereinigung entgegengesetzter Ursachen in den menschlichen Angelegenheiten obzuwalten, die dem Anwachse des Handels und Reichthums Schranken setzt, und verhindert, daß sich ein einziges Volk derselben bemächtige, wie man doch von den natürlichen Vortheilen, die ein schon gegründeter Handel hat, erwarten sollte. Eine Nation gewinnt leicht im Handel das Uebergewicht über die

andern, wegen der größeren Industrie und Geschicklichkeit, und der größeren Fonds, die ihre Kaufleute besitzen, und wodurch sie im Stande sind, zu geringerem Preise zu verkaufen. Aber diese Vortheile werden gewissermaßen durch den geringern Preis der Arbeit in jeder Nation aufgewogen, die keinen ausgebreiteten Handel, und keinen Ueberfluß an Gold und Silber hat. Manufacturen verändern daher von Zeit zu Zeit ihre Wohnsitze, verlassen die Länder und Oerter, die durch sie bereichert sind, und fliehen zu andern, wohin sie durch die Wohlfeilheit der Lebensmittel und der Arbeit gelockt werden, bis sie auch diese bereichert haben, und aus denselben Ursachen auch von hier verbannt werden. Ueberhaupt die Theurung der Dinge, die eine Folge der Geldmenge in einem Volke ist, ist ein Nachtheil, der jedes gegründete Commerz drückt, und es in jedem Lande beschränkt, weil die ärmern Völker dadurch fähig werden, auf allen fremden Märkten wohlfeiler, als die reichern, zu verkaufen.

Hume bezweifelt deswegen auch die Vortheile der Banken und des Papiercredits, die fast alle Nationen voraussetzen. Wenn schon durch den größern Vorrath an barem Gelde die Theurung größer wird, und diese ihre Nachtheile hat, aber Nachtheile, die bey ausgebreitetem Handel einer Nation schlechthin unvermeidlich sind; so ist gar kein Grund da, warum man diese Inconvenienz noch durch eine nachgemachte Münze vermehren soll, die nicht von Fremden statt barer Bezahlung angenommen wird, und welche jede größere Unruhe im State in Nichts verwandelt.

Aller-

Allerdings giebt es in jedem reichen State Leute, die, wenn sie grosse Geldsummen vorräthig haben, diesen sichere Papiere vorziehen, weil sie sich leichter fortbringen und sicherer bewahren lassen. Wenn der Stat nicht eine Bank errichtet, so werden Privatbankiers diesen Umstand benutzen, wie die Goldschmiede ehedem in London thaten. Daher sollte man denken, wäre es besser, daß eine öffentliche Gesellschaft den Vortheil des Papiercredits genösse. Aber es auf eine künstliche Vergrösserung eines solchen Credits anzulegen, kann nie das Interesse einer handelnden Nation seyn; sondern bringt mancherley Nachtheile für dieselbe hervor, weil das Geld über das natürliche Verhältniß desselben zur Arbeit und zu den Lebensbedürfnissen vermehrt, und dadurch den Preis dieser für die Kaufleute und Manufacturisten zu sehr erhöht. In dieser Hinsicht muß man zugeben, daß keine Bank vortheilhafter seyn kann, als eine solche, die alles eingenommene Geld aufhäuft, und das umlaufende Geld nie vermehrt, wie es bey einer Bank geschieht, von deren Schatze ein Theil immer wieder in den Handel komt. Eine öffentliche Bank kann durch dieses Mittel den Gewinn der Privatbankiers und Geldwucherer sehr einschränken, und wenn der Stat auch die Directoren und Beamten bezahlen muß, ohne unmittelbaren Vortheil davon zu ziehen; so ist doch der Vortheil der Nation, welcher aus dem niedrigen Preise der Arbeit und der Vernichtung des Papiercredits entspringt, ein hinreichender Ersatz dafür. Nicht zu gedenken, daß eine so grosse Summe Geldes, die zur Disposition bereit liegt, ihren grossen Nutzen in Zeiten der öffentlichen Gefahr und des öffentlichen Unglücks haben kann. Was alsdenn davon gebraucht wird, kann nach Bequem-

quemlichkeit ersetzt werden, wenn der Frieden und die Ruhe der Nation wieder hergestellt sind.

Hume bleibt vorerst noch bey den Folgen stehn, welche der größere Vorrath an Gold und Silber für einen Stat hat. Er bemerkt erstlich, daß zwar ein hoher Preis der Bedürfnisse eine nothwendige Wirkung desselben sey; daß gleichwohl dieser nicht unmittelbar darauf folge; sondern daß erst einige Zeit erfoderlich ist, bis das Geld durch den ganzen Stat circulirt, und die Wirkungen desselben in allen Ständen merklich werden. Anfangs wird gar keine Veränderung empfunden; allmälig aber steigen die Preise, erst Eines Bedürfnisses, dann mehrer, bis endlich alle in eine richtige Proportion kommen mit der neuen Geldmenge im State. Nach Hume's Meynung ist es nur in dieser Zwischenzeit, zwischen der Erwerbung des größern Geldvorraths und dem Steigen der Preise, daß die vermehrte Quantität von Gold und Silber die Industrie begünstigt. Wird eine größere Geldmenge in ein Land eingeführt, so ist diese nicht gleich unter Mehrere vertheilt; sie ist in den Händen weniger Personen, welche dieselbe zu ihrem größten Vortheile anzuwenden suchen. Man nehme eine Gesellschaft von Manufacturisten oder Kaufleuten, die eine große Summe Geldes für nach Cadix geschickte Waaren erhalten haben. Diese sind dadurch in den Stand gesetzt, mehr Arbeiter, als sonst, anzustellen, denen es gar nicht einfällt, einen höhern Lohn zu fodern, die vielmehr froh sind, auf eine so gute Art unterzukommen. Wenn aber die Arbeiter seltener werden, so giebt der Manufacturist einen höhern Lohn, aber er verlangt zuerst auch mehr Arbeit dafür; der Handwerker versteht sich willig hier-

zu,

zu, weil er nun besser essen und trinken kann, und ihm seine Zubuße an Mühe und Arbeit vergolten wird. Der letztere bringt sein Geld auf den Markt; er findet Alles in demselben Preise, wie sonst; und kehrt nun mit einem größern Vorrathe eingekaufter Sachen, und von besserer Güte, zu seiner Familie zurück. Der Bauer, der Gärtner, finden, daß sie alle ihre Früchte los werden; sie befleißigen sich, mehr zu ziehen; kaufen für den Ertrag mehr von den Kaufleuten, die immer noch dieselben Preise halten. Bloß die Industrie ist durch den neuen Gewinn erhöht worden. So kann man überhaupt annehmen, daß ein größerer Zufluß des Geldes zuerst den Fleiß der Individuen belebt, bevor er den Preis der Arbeit erhöht. Ja die Geldmenge kann zu einem hohen Grade anwachsen, ehe sie die letztere Wirkung hervorbringt. Die Könige von Frankreich haben öfter künstliche Operationen gemacht, um den Geldvorrath zu vermehren, ohne daß dieses beträchtlichen Einfluß auf die Preise gehabt hätte. Im letzten Jahre der Regierung Ludwig's XIV ward die Geldmenge um $\frac{3}{7}$ vermehrt; die Preise stiegen nur um $\frac{1}{7}$.

Es ergiebt sich hieraus das Resultat, daß für die innere Glückseligkeit eines Stats nicht viel daran liegt, ob das Geld in größerer oder geringerer Menge vorhanden ist. Eine gute Statsverwaltung hat nur darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Geldmenge so viel, wie möglich, immerfort zunehme; weil dadurch der Geist der Industrie in der Nation lebendig erhalten, und der Vorrath an Arbeit vermehrt wird, in welchem alle wahre Macht und aller wahre Reichthum bestehen. Wenn bey einem Volke das Geld merklich abnimt, so ist es alsdenn schwächer und elen-

elender, als ein anderes, das zwar nicht mehr Geld hat, bey dem aber die Geldmenge im Steigen ist. Denn die Veränderungen der Quantität des Geldes sind weder bey jenem, noch bey diesem, mit denselben verhältnißmäßigen Veränderungen des Preises der Bedürfnisse unmittelbar vergesellschaftet. Es gehört immer eine gewisse Zeit dazu, ehe die Dinge sich in die neue Lage fügen, und diese Zwischenzeit kann für die Industrie eben so verderblich werden, wenn die Geldmenge im Abnehmen ist, als vortheilhaft, wenn sie zunimt. Der Handwerksmann hat nicht dieselbe Beschäfftigung für die Manufacturisten und Kaufleute, ob er gleich dieselben Preise auf dem Markte bezahlen muß. Der Pächter kann nicht so sein Korn und Vieh verkaufen; aber der Eigenthümer fodert dieselbe Rente. Hiervon müssen nothwendig Armuth, Betteley und Faulheit die Folgen seyn.

Eine andere Bemerkung, die Hume macht, ist folgende. Es giebt Staten — und ehedem galt dieses von allen Europäischen Staten — wo das Geld so selten ist, daß die Landeigenthümer überhaupt keines von ihren Pächtern bekommen können; sondern genöthigt sind, ihre Renten in Naturalien zu nehmen, und diese entweder selbst zu verbrauchen, oder nach Oertern zu bringen, wo sie einen Markt finden. In solchen Staten kann die Regierung wenig oder gar keine Taxen erheben, als auf dieselbe Weise, und da sie nur einen geringen oder gar keinen Vortheil von sol bezahlten Auflagen hat; so ist einleuchtend, daß ein solcher Stat selbst im Innern wenig Stärke habe, und bey weitem nicht so starke und zahlreiche Flotten und Heere unterhalten könne, als wenn er an Gold und Silber Ueberfluß besäße. Die Oestreichi-

schen Staten sind im Allgemeinen gut bevölkert, cultivirt, und haben einen großen Umfang; dennoch hat Oesterreich nicht das verhältnißmäßige Gewicht in der Wagschale Europa's; und das rührt, wie man wenigstens glaubt, von der Seltenheit des Geldes her. Inzwischen wie reimen sich diese Thatsachen mit dem obigen Grundsatze? Man sollte denken, ein Regent, der eine große Zahl von Unterthanen und eine Fülle an Naturproducten hätte, würde immer groß und mächtig, und seine Unterthanen würden reich und glücklich seyn, unabhängig von dem größern oder geringern Ueberflusse an edeln Metallen. Man könte statt der edlern Metalle schlechtere brauchen, und dadurch den Geldvorrath so vermehren, wie es der Statszweck fodert. Denn das Geld dient immer nur als Zeichen des Werthes, was für eine Beschaffenheit oder Farbe es auch haben mag.

Dieser scheinbare Widerspruch zwischem dem Resultate aus Vernunftgründen und der Erfahrung läßt sich heben. Der Grundsatz ist evident, daß die Preise der Dinge von der Proportion zwischen den Lebensbedürfnissen und der vorhandenen Geldmenge abhängen, und daß jede beträchtliche Veränderung in der Quantität der einen, oder des andern, dieselbe Wirkung habe, den Preis zu erhöhen, oder zu vermindern. Man vermehre die Lebensbedürfnisse, und sie werden wohlfeiler; man vermehre das Geld, und jene werden theuer; so wie auf die Verminderung des Geldvorraths die entgegengesetzte Wirkung folgt.

Aber es ist auch evident, daß die Preise nicht sowohl von der absoluten Quantität der Lebensbedürfnisse und des Geldes bey einer Nation abhängen, als vielmehr davon, inwiefern die Lebensbedürfnisse zu

Markte

Markte gebracht werden, und das Geld in Umlauf komt. Wird das Geld im Kasten verschlossen, so ist es in Beziehung auf die Preise der Dinge eben so gut, als ob es vernichtet wäre; und werden die Lebensbedürfnisse in Speichern aufgehäuft, erfolgt dasselbe. In diesen Fällen begegnen die Bedürfnisse und das Geld einander nicht, und können daher auch nicht auf einander einwirken.

Im rohern Zustande begnügt sich eine Nation mit den Naturalien, und da ist ein geringer Vorrath an Geld zureichend. Aber wenn die Industrie und Verfeinerung der Handwerke und Künste zunimt, der Geldvorrath hingegen nicht verhältnißmäßig; so müssen nothwendig die Lebensbedürfnisse noch wohlfeiler werden, als sie im rohern Zustande der Nation waren. Eben dieses Verhältniß zwischen dem umlaufenden Gelde, und den zu Markte gebrachten Bedürfnissen, ist es, welches die Preise bestimt. Güter, die zu Hause verzehrt, oder gegen andere Güter in der Nachbarschaft vertauscht werden, kommen nicht zu Markte; sie haben also durchaus keinen Einfluß auf das umlaufende Geld, und sind in Beziehung auf dieses wie gar nicht vorhanden; jene Methode des Verbrauchs der Güter folglich vermindert die Proportion auf Seiten dieser zum umlaufenden Gelde, und erhöht die Preise. Hingegen wenn das Geld sich überall verbreitet, auf gleiche Weise das Tauschmittel geworden ist bey Waren und in mercantilischen Verhältnissen jeder Art; so werden auch alle Lebensbedürfnisse auf den Markt gebracht; die Sphäre der Circulation wird erweitert; es ist, als ob das vorräthige Geld ein größeres Reich zu beherrschen hätte, und da hier die Proportion des Geldvorrathes zu dem

Vorräthe der Bedürfnisse auf Seiten des Geldes verringert wird; so muß Alles wohlfeiler werden, und die Preise müssen nach und nach fallen.

Nach den genauesten Berechnungen über alle Europäische Staten hat man gefunden, daß die Preise aller Dinge seit der Entdeckung von America drey, höchstens viermal in bestimten Graden gestiegen sind, und sich darin erhalten haben. Niemand wird deshalb behaupten, daß itzt nicht mehr als viermal so viel Geld in Europa sey, als in dem funfzehnten und den früheren Jahrhunderten darin war. Die Spanier und Portugiesen bringen aus ihren Bergwerken, und die Engländer, Franzosen und Holländer aus ihrem Africanischen und Westindischen Handel, jährlich etwa sechs Millionen nach Europa, von welchen nicht ein Drittheil nach Ostindien geht. Diese Summe zehn Jahre hindurch eingelaufen würde schon den alten Vorrath an Gelde in Europa wahrscheinlich verdoppeln. Es kann also weiter kein Erklärungsgrund angegeben werden, warum nicht alle Preise zu einer ungleich exorbitanteren Höhe gestiegen sind, als wirklich der Fall ist, außer einer Veränderung der Sitten und Lebensweise. Nicht nur sind durch den Zuwachs der Industrie und werden mehr Lebensbedürfnisse producirt, sondern eben diese kommen auch in größerer Menge auf den Markt, nachdem die Menschen einmal die alte Einfachheit der Sitten und Lebensweise verlassen haben. Obgleich diese Vermehrung gar nicht mit der Vermehrung des Geldes im Verhältnisse steht, so ist sie doch sehr beträchtlich gewesen, und hat sehr viel beygetragen, die Preise herunter zu halten.

Frag-

Fragte man: welche Lebensart eines Volks, die rohe oder verfeinerte, dem State am ersprieslichsten sey? so entscheidet Hume für das letztere, und braucht auch dies als ein Argument mehr zur Empfehlung des Handels und der Manufacturen. Der Regent eines rohen Volks kann nur von einem kleinen Theile desselben Abgaben erheben, und will er den übrigen Taxen auflegen, so müssen sie in Naturalien bezahlt werden, was sehr große Unbequemlichkeit und sehr geringen Nutzen hat. Alles bare Geld, worauf der Stat rechnen darf, muß er aus den Hauptstädten ziehen, weil es in diesen allein circulirt; diese können aber natürlich nicht so viel liefern, als das ganze Land kann, sobald Gold und Silber durch das ganze Statsgebiet im Umlaufe sind. Außer dieser Beschränkung der Statseinkünfte, giebt es hier noch einen andern Grund der Dürftigkeit des Stats. Der Regent empfängt nicht nur weniger Geld, sondern das Geld reicht auch nicht dazu hin, wozu es in Staten hinreicht, welche Industrie und einen ausgebreiten Handel haben. Alles ist hier theurer, weil weniger Lebensbedürfnisse zu Markte kommen, und der Geldvorrath größer ist, als diese.

Die Bemerkung mancher Geschichtschreiber ist also falsch, daß jeder Stat, wenn er auch ein fruchtbares, bevölkertes, und gut angebautes Gebiet hat, schwach sey, weil es ihm an Gelde fehle. Der Mangel des Geldes an sich selbst hat für den Stat nichts Nachtheiliges; denn Menschen und Natur-Producte machen die wesentliche Stärke eines Stats aus. Nur die einfache Lebensweise ist es, die dem State Schaden thut, dadurch daß sie das Geld auf wenige Besitzer einschränkt, und die allgemeinere Verbreitung

desselben hindert. Im Gegentheile Industrie und Verfeinerung der Handwerke und Künste aller Art bewirken den Umlauf des Geldes durch das gesamte Statsgebiet, so klein auch der Vorrath desselben seyn mag. Keine Hand ist alsdenn ganz leer davon; und da die Preise aller Artikel hierdurch fallen, so hat der Regent davon einen doppelten Vortheil. Er kann durch Taxen von jedem Mitgliede des Stats Geld ziehen; und mit dem, was er einnimt, kann er mehr ausrichten.

In China ist z. B. die Geldmenge nicht größer, als sie in Europa vor dreyhundert Jahren war; aber welch' eine unermeßliche Macht besitzt dieses Reich? Die absolute Quantität edler Metalle ist also sehr gleichgültig. Aber von Wichtigkeit sind die allmälige Zunahme derselben, und ihre Circulation durch den ganzen Stat.

Der nächste Versuch des Hume betrifft die Interessen vom Capital. Er führt als Grundsatz an: daß nichts ein gewisseres Zeichen von dem blühenden Zustande einer Nation sey, als wenn die Zinsen auf einem niedrigen Fuße stehen. Gewöhnlich schreibt man dies der größeren Geldmenge zu, obwohl hierin nicht die Ursache liegt, wenigstens nicht hierin allein. Die größere Geldmenge, wenn der verhältnißmäßige Werth der edeln Metalle fixirt ist, hat keine andere Wirkung, als daß sie den Preis der Arbeit erhöht. Silber ist gemeiner, als Gold, und man bekomt daher eine größere Quantität von jenem für dieselben Bedürfnisse. Aber zahlt man darum weniger Interessen dafür? In Batavia und Jamaica werden zehn Procent bezahlt, in Portugal sechs; und doch ist hier, wie man aus den Preis-

ver-

verzeichnissen sieht, mehr Gold nnd Silber, als in London oder Amsterdam. Würde in England alles Gold auf einmal vertilgt, und 21 Schillinge an die Stelle der Guinee gesetzt; so würde dadurch das Geld weder vermehrt, noch die Interessen niedriger werden. Eine Wirkung steht auch immer mit ihrer Ursache im Verhältnisse. Die Preise der Dinge haben seit der Entdeckung von America vier Hauptepochen des Steigens gehabt; und die Menge von Gold und Silber ist seitdem erstaunlich vermehrt; aber die Zinsen sind nicht viel über die Hälfte gefallen. Der Maaßstab der Interessen kann daher nicht von der Quantität der edeln Metalle entlehnt werden.

Hohe Interessen entstehen nur durch dreyerley Umstände: durch große und häufige Anleihen; durch kleinen Geldvorrath, um den Foderungen der Anleiher genug zu thun; und durch große Vortheile, die aus dem Handel entspringen. Diese Umstände sind aber ein Beweis von den geringen Fortschritten des Handels und der Industrie, nicht von der Seltenheit des Goldes und Silbers. Niedrige Interessen auf der anderen Seite rühren von den drey entgegengesetzten Umständen her: wenig Nachfrage zum Anleihen; großer Geldvorrath, um den Nachfragen zu entsprechen; kleine Vortheile aus dem Handel. Diese Umstände hängen alle auf's genaueste zusammen, und entstehn aus der Zunahme des Handels und der Industrie, nicht des Goldes und Silbers.

Wenn die Eigenthümer mehr Land besitzen, als sie selbst bestellen können, so müssen sie Personen zu Hülfe nehmen, die keine Ländereyen haben, und ihnen dafür einen bestimten Theil des Ertrags einräumen. So entstehn die Zinsen von Ländereyen. Un-

ter den Eigenthümern aber sind auch solche, deren Neigungen auf Wohlleben und Verschwendung gerichtet sind, und die schon itzt verzehren, was auf mehr Jahre hätte zureichen müssen. Der Verbrauch bestimter Renten ist eine Art, ohne alle Geschäffte zu leben; viele Landeigenthümer ziehen diese vor, und überlassen sich den Vergnügungen; der Erfahrung gemäß wird es unter ihnen mehr Verschwender, als Geizige, geben. In einem State also, wo noch nichts als Cultur von Länderenen üblich ist, muß die Zahl derer, die borgen wollen, immer ansehnlich seyn, und der Maaßstab der Interessen muß damit im Verhältnisse stehen. Die Verschiedenheit der Interessen beruht also keinesweges auf der größeren oder geringeren Geldmenge, sonderen auf der Verschiedenheit der Sitten und Lebensweise. Hierdurch allein wird die Nachfrage nach zu borgenden Capitalien vermehrt, oder verringert.

Nicht anders verhält es sich in Ansehung des zweyten Umstandes, des größern oder geringern Geldvorrathes, um die Nachfragen derer, die borgen wollen, zu befriedigen. Auch dies hängt einzig von der Lebensweise und den Sitten des Volks ab. Damit in einem State eine große Zahl von Borgenden existire, komt es nicht darauf an, daß eine große oder geringe Menge edler Metalle vorhanden sey; sondern nur daß der Besitz derselben auf wenige Hände beschränkt ist, und das muß auch nothwendig hohe Zinsen bewirken. Hingegen wenn durch ein Wunder Jedermann in England fünf Pfund St. in seine Tasche bekäme, so würde dieses den Geldvorrath im ganzen Königreiche mehr als um das Doppelte übersteigen; und doch würde es den nächsten Tag, oder einige Zeit nachher, nicht

mehr

mehr Borger geben, und keine Veränderungen in den Zinsen entstehen. Existirten auch nichts als wie Landeigenthümer und Bauern; jenes Geld, wiewohl im Ganzen genommen im Ueberflusse vorhanden, würde sich nie zu großen Summen anhäufen, und also auch bloß dienen, die Preise der Dinge zu erhöhen, ohne irgend weitere Folgen. Der verschwenderische Eigenthümer verzehrt sein Geld, so wie er es empfängt; und der arme Bauer hat weder Hülfsmittel, noch die Absicht, nach dem Ehrgeiz, mehr zu ersparen, als er täglich zur Nothdurft braucht. Der Ueberschuß der Borger über die Leiher wird bleiben, und also auch keine Reduction der Zinsen erfolgen. Dieses letztere beruht demnach auf einem andern Principe; dem Zuwachse der Industrie und Frugalität, der Künste und des Handels.

Alle Dinge, die dem Menschen nützen, gehen aus dem Schooße der Erde hervor; aber wenige in einem solchen Zustande, daß sie sogleich brauchbar wären. Außer den Bauern und Landeigenthümern muß daher noch eine andere Classe von Menschen im State seyn, welche von jenen die rohen Materialien empfängt, ihnen eine schickliche und brauchbare Form giebt, und dafür einen Theil davon zu ihrem eigenen Unterhalte empfängt. Im Anfange der bürgerlichen Gesellschaft wird dieser Handel zwischen Handwerkern und Bauern durch die Personen selbst unmittelbar geschlossen. Sie sind Nachbaren, und vertauschen gegenseitig ihre Arbeit und Naturalien. Aber wenn die Industrie zunimt, und der Gesichtskreis der Landbauer und Handwerker sich erweitert, so bemerken sie, daß auch die entferntesten Theile des Stats einander eben so wohl beystehen können, als

die einander am nächsten sind, und daß die gegenseitigen Leistungen unter jenen im größten Umfange und mit der größten Genauigkeit sich bewirken lassen. Daher der Ursprung der Kaufleute, des nützlichsten Standes in der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, weil sie die Theile des Stats in Verbindung bringen, die sonst mit einander und ihren gegenseitigen Bedürfnissen völlig unbekant sind.

Für den Handel aber ist nothwendig, daß ein beträchtlicher Theil des Vorraths an Producten der Arbeit dem Kaufmanne gehöre, dessen Thätigkeit sie großentheils ihre Entstehung verdanken. Der Kaufmann wird sie entweder selbst in natura bewahren, oder in Geld verwandeln, als den Repräsentanten ihres Werthes. Hat nun die Masse von Gold und Silber in einem State zugleich mit der Industrie zugenommen; so wird eine große Menge jener Metalle erfodert, um die große Menge von Producten zu repräsentiren. Hat aber die Industrie allein zugenommen, so müssen die Preise aller Dinge sinken, und eine sehr kleine Quantität Geld wird zu ihrer Repräsentation dienen.

Kein Trieb des Menschen ist dauernder und unersättlicher, als der Trieb nach Beschäfftigung. Man nehme einem Menschen alle ernsthafte Thätigkeit, und er eilt rastlos von einem Vergnügen zum andern; der Druck des Müssiggangs ist so groß und peinlich, daß er darüber den Ruin seines Wohlstandes vergißt, der eine Folge übermäßiger Ausgaben ist. Aber man gebe seinem Geiste oder Körper eine unterhaltendere Beschäfftigung, und er wird zufrieden werden, und nicht länger den heftigen Durst nach Vergnügen empfinden. Ist vollends das Geschäfft einträglich für ihn,

ihn, und zwar so, daß er für jede besondere Anwendung der Industrie Vortheile gewinnt, so bemerkt er den Gewinn so oft, daß er nach und nach eine Leidenschaft dafür bekomt, und kein größeres Vergnügen mehr kennt, als sein Vermögen täglich vergrößert zu sehen. Hierin liegt die Ursache, warum der Handel auch die Frugalität befördert, und warum es unter Kaufleuten in demselben Verhältnisse mehr Geizhälse als Verschwender giebt, wie unter Landeigenthümern mehr Verschwender als Geizhälse.

Rechtsgelehrte und Aerzte, die Praxis haben, schränken sich in der Regel auf ihre Einkünfte ein, und verzehren diese nicht einmal. Aber sie bewirken keine Industrie, und erwerben vielmehr ihr Vermögen auf Kosten Anderer. Hingegen Kaufleute erzeugen und beleben die Industrie dadurch, daß sie als Mittelagenten dienen, dieselbe in jeden Winkel des Stats zu verbreiten. Durch ihre eigene Frugalität auf der anderen Seite erwerben sie sich zugleich eine große Gewalt über jene Industrie, indem sie einen großen Vorrath an Producten der Arbeit sammeln, oder auch einen großen Vorrath an Gelde. Ohne Handel muß der Stat vorzüglich aus Landeigenthümern bestehen, deren Verschwendung unaufhörliche Nachfrage nach zu borgenden Capitalien veranlaßt, und aus Bauern, die keine Capitalien haben, um sie auszuleihen. Das Geld ist da in unzähligen Händen vertheilt, die es entweder zur eitelen Schau und Pracht anwenden, oder es brauchen, um damit die nothwendigen Lebensbedürfnisse zu kaufen. Bloß der Handel sammelt das Geld zu beträchtlichen Summen, und zwar lediglich durch die Industrie, welche er erzeugt, so wie durch die Frugalität, zu der er gewöhnt,

wöhnt, unabhängig von irgend einer bestimten Quantität edler Metalle, welche in einem State im Umlaufe seyn mag.

So erweckt nun auch die Zunahme des Handels durch eine natürliche Folge eine große Zahl von Leuten, die Capitalien zu verleihen haben, und bewirkt damit einen niedrigen Zinsfuß. Es ist gleichwohl nicht zu vergessen, daß wiederum diese Zunahme des Handels die Vortheile desselben vermindert, und auch dieses ist nöthig, um niedrige Interessen hervor zu bringen.

Niedrige Zinsen und geringe Handelsvortheile sind zwey Folgen, die gegenseitig einander bewirken, und beyde wiederum ihre Quelle in einem so ausgedehnten Commerze haben, wobey reiche Kaufleute entstehen. Wenn Kaufleute ein großes Vermögen erworben haben, muß es sich sehr häufig ereignen, daß, wenn sie entweder der Geschäffte überdrüssig sind, oder Erben haben, die den Handel nicht fortsetzen wollen, oder dazu unfähig sind, sie einen großen Theils ihres Reichthums auf jährliche sichere Renten unterzubringen suchen. Die Menge vorräthiger Waaren verringert den Preis derselben; sie bewirkt also auch, daß die Eigenthümer großer Capitalien beym Verleihen derselben mit geringeren Zinsen zufrieden seyn müssen. Diese Rücksicht bewegt zwar wiederum Manche, ihr Vermögen im Handel zu behalten, und sich lieber einen kleinen Vortheil gefallen zu lassen, als einen Ertrag davon zu ziehen, der gar zu sehr unter dem Werthe desselben ist. Allein wenn auf der anderen Seite der Handel sehr ausgedehnt geworden ist, und sehr große Fonds darin angelegt sind; so entsteht bald ein Wetteifer, oder gar Eifersucht unter

ter den Kaufleuten, wodurch der Gewinn aus dem Handel immer noch mehr verringert wird, indem der Handel an sich selbst zugleich immer an Ausdehnung zunimt. Nun wird auch der Vortheil aus dem Handel gar zu klein, und der reiche Kaufmann sieht sich genöthigt, auch in sehr niedrige Zinsen einzuwilligen, wenn er etwa die Geschäffte verlassen, und künftig sein Leben in Ruhe zubringen will.

Hier ist nun die Frage: welcher von den beyden Umständen, niedriger Zinsfuß, oder geringer Handelsvortheil, ist die Ursache, oder die Wirkung des andern? Beyde entspringen aus einem ausgedehnten Handel, und befördern einander gegenseitig. Niemand wird einen kleinen Handelsvortheil vorziehen, wenn er hohe Zinsen bekommen kann; und niemand wird sehr niedrige Zinsen nehmen, wenn beym Handel mehr für ihn zu gewinnen ist. Ein ausgedehnter Handel bringt große Capitalien hervor, und vermindert eben dadurch Zinsen und Handelsgewinn. Beyde sind also wechselseitig Ursachen und Wirkungen. Man kann hinzufügen, daß so wie geringe Handelsvortheile Folgen der Zunahme des Handels und der Industrie sind, so dienen sie umgekehrt, die Zunahme des Handels zu befördern, dadurch daß sie die Waren wohlfeiler machen, zum Verbrauche derselben aufmuntern, und die Industrie erhöhen.

Betrachtet man also hier auf diese Weise den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen, so ist begreiflich, wie der Zinsfuß der wahre Barometer des Stats sey, und wie ein niedriger Zinsfuß allemal ein untriegliches Zeichen von dem blühenden Zustande eines Volkes sey. Es beweist den Zuwachs der Industrie und die Verbreitung derselben im ganzen

zen State. Freylich kann ein plötzlicher und großer Stoß, welchen der Handel bekomt, auf kurze Zeit dieselbe Wirkung haben, indem dadurch viele Capitalien aus dem Handel gezogen und auf Renten angelegt werden; aber dieses Ereigniß wird immer mit solchem Elende und Mangel an Arbeit für die Armen vergesellschaftet seyn, daß, die kurze Dauer eines solchen Zustandes ungerechnet, es nicht möglich seyn wird, diesen Fall mit dem obigen zu verwechseln.

Von der Untersuchung über das Verhältniß des Zinsfußes zum Wohlstande einer Nation geht Hume zu Bemerkungen über die Natur der Handelsbalanz unter verschiedenen Völkern über. Bey Nationen, die die Natur des Handels nicht kennen, ist nichts gewöhnlicher, als daß sie die Ausfuhr von Producten verbieten, die sie für nützlich und schätzbar halten; ohne zu bedenken, daß sie durch dieses Verbot ihrer Absicht geradezu entgegen handeln, und daß um so mehr Producte erzeugt werden, je mehr man davon ausführt. Ehedem verfuhr man auch in England so verkehrt. In Frankreich ist unter andern die Ausfuhr des Korns fast stets verboten, um, wie man vorwendet, einer Hungersnoth vorzubeugen; ob es gleich evident ist, daß nichts mehr dazu beyträgt, als dieses Verbot; daß die Hungersnoth in jenem fruchtbaren Lande so häufig eintritt. Dieselbe ängstliche Besorgniß hat bey mehreren Nationen wegen der Ausfuhr des Geldes geherrscht; und es hat erst einleuchtender Vernunftgründe und Erfahrungen bedurft, um irgend ein Volk zu überzeugen, daß auch die Geldausfuhrverbote auf die Handelsbalanz desselben nachtheilig wirken, und die Geldausfuhr, statt sie zu vermindern, noch vergrößern. So grob und

in

in die Augen fallend Hume den Irrthum hält, so herrscht dennoch, selbst unter Nationen, die mit dem Handel bekant sind, die stärkste Eifersucht in Ansehung der Handelsbalanz, und eine Furcht, daß alles Silber und Gold sie verlassen möge.

Hume stellt nun hiergegen die Behauptung auf: daß eher alle Quellen und Bäche vertrocknen werden in einem Lande, als daß es alles Geld verlöre, sobald es volkreich ist und Industrie hat.

Ueberhaupt gründen sich alle Berechnungen der Handelsbalanz auf sehr ungewisse Thatsachen und Voraussetzungen. Mehrere Englische Schriftsteller, die sich gleichwohl auf Facta und Berechnungen von Geldeinfuhr und Geldausfuhr gründeten, haben hieraus Schlüsse gezogen, nach welchen, wenn sie wirklich richtig gewesen wären, Großbritannien und Ireland gegenwärtig keinen Heller mehr haben müßten; und doch ist die Geldmenge in diesen Ländern gegen frühere Jahre eher unverhältnißmäßig gestiegen, als daß sie vermindert wäre. Die Einfuhr und Ausfuhr des Geldes kann möglicherweise nie genau bestimt werden. Resultate über Vortheil und Nachtheil der Handelsbalanz sind also in diesem Betrachte immer unzuverlässig und unrichtig. Im Gegentheil die Handelsbalanz kann im Wesentlichen nie verlieren, so lange ein Volk und seine Industrie in demselben Zustande und Verhältnisse bleiben.

Man nehme an, daß vier Fünfthel des baren Geldes in England in einer Nacht vernichtet würden, und die Nation in der Beziehung in denselben Zustand zurück versetzt würde, worin sie zu den Zeiten der Heinriche und Eduarde war: was würde

de die Folge seyn? Die Preise aller Arbeiten und Producte müßten verhältnißmäßig fallen, und Alles würde so wohlfeil verkauft werden, wie damals. Welche Nation könte aber alsdenn den Engländern den Vorzug des Handels auf irgend einem fremden Markte streitig machen, ihre Waren zu demselben Preise verführen und verkaufen? Der Vortheil des Handels würde auch für die Engländer groß genug seyn. Sehr geschwind würde also das verlorne Geld wieder zurückströmen und das Gleichgewicht der Engländer in diesem Puncte mit anderen Nationen herstellen. Zugleich würde dann aber auch der Vorzug der Wohlfeilheit der Arbeit und der Waren wegfallen; der Zufluß des fremden Geldes würde aufhören, weil England damit angefüllt und überfüllt wäre.

Nun nehme man hingegen an, daß alles bare Geld in England fünfmal in einer Nacht vervielfältigt würde, so würde der Erfolg hiervon dem vorherigen entgegengesetzt seyn. Alle Arbeiten und Waren müßten zu einer so enormen Höhe des Preises steigen, daß keine benachbarte Nation sie mehr von den Engländern erkaufen könte. Dagegen würden die Waren dieser in Vergleichung mit den Englischen so wohlfeil werden, daß troß aller Gesetze dagegen sie doch das Land überströmen würden. Nun würde sich das bare Geld wieder so lange in das Ausland verlieren, bis die Proportion des Geldvorrathes in England mit dem der ausländischen Völker wieder in's Gleichgewicht gekommen wäre.

Sollte es wohl möglich gewesen seyn, durch Gesetze, oder auch durch Industrie und Künste, alles Geld in Spanien zu erhalten, was die sogenannten Silberflotten aus America dorthin brachten? Oder

soll-

sollten alle Waren in Frankreich für ein Zehnthel des Preises verkauft werden, um welchen sie jenseit der Pyrenäen feil wären, ohne daß die Franzosen den Weg nach Spanien suchten und fänden, um von den unermeßlichen hier sich aufhäufenden Schätzen Vortheil zu ziehen? Was giebt es denn wohl sonst für einen Grund, warum alle Nationen gegenwärtig in ihrem Handel mit Spanien und Portugall gewinnen, als weil es diesen Staten unmöglich ist, das Geld, wie irgend ein Wasser, über seine Grenzen zurückzuhalten, sobald die Quantität zu groß wird, um innerhalb der Grenzen möglicherweise bleiben zu können? Die Regenten dieser Länder haben gezeigt, daß es ihnen keinesweges an Neigung fehle, ihr Gold und Silber im Lande zu behalten, wäre dies nur auf irgend eine Weise ausführbar gewesen.

So wie inzwischen die Wassermasse über die Fläche des umgebenden Elements erhoben werden kann, wenn jene keine Verbindung mit diesem hat; so kann auch in Ansehung des Geldes, falls durch irgend ein materielles oder physisches Hinderniß die Verbindung mit benachbarten Ländern abgeschnitten ist — denn Gesetze allein sind hier unwirksam — eine große Ungleichheit desselben in einem Lande im Verhältnisse zu andern entstehen. So bewahrt die große Entfernung von China zugleich mit den Monopolen der Ostindischen Compagnieen, welche die Communication abschneiden oder erschweren, das Gold und Silber, besonders das letztere, in weit größerer Menge in Europa, als sie in jenem Reiche angetroffen werden. Ungeachtet der großen Hindernisse gleichwohl ist doch die Wirkung der oben erwähnten Ursachen immer bemerklich. Die Geschicklichkeit und Red-

lichkeit der Europäer im Allgemeinen übertrifft vielleicht die der Chinesen in Hinsicht auf Handwerke und Manufacturen; dennoch können die Europäer nie ohne großen Nachtheil Handel dorthin treiben. Und kämen nicht fortwährend neue Geldzuflüsse aus America nach Europa, so würde doch die Geldmenge in Europa bald sinken, und in China steigen, bis beyde einander ohngefähr wieder das Gleichgewicht hielten. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß die so fleißige Chinesische Nation, wäre sie so nahe, wie Polen oder die Türkey, sehr bald den Europäischen Ueberfluß an Gelde an sich ziehen würde.

Hume erklärt nun hier umständlicher seine Meynung von dem Werthe des Papiergeldes, der Banken, Fonds, u. s. w., die so sehr in England eingeführt, und selbst mit der Statsverfassung und Statsverwaltung dieses Landes so innig verflochten sind. Man bildet sich ein, weil ein Individuum reicher wird, wenn sich sein Geldvorrath verdoppelt, daß auch dieselbe Wirkung erfolgen werde, wenn der Geldvorrath aller wachse, dadurch, daß man durch den Papiercredit die Summe des circulirenden Geldes vermehrt. Man erwägt aber hierbey nicht, daß dies den Preis aller Waren erhöhen, und Jeden mit der Zeit in eben die Lage bringen muß, in welcher er sich vorher befand. Bloß in öffentlichen Statsverhandlungen mit fremden Mächten kann ein größerer Geldvorrath vortheilhaft seyn; da aber hier die Englischen Papiere gar nicht gelten, so fühlt England alle die Nachtheile, die aus einer großen Geldmenge entspringen, ohne die geringsten Vortheile davon einzuerndten.

Angenommen, daß in England für zwölf Millionen Papiergeld in Umlaufe ist, und das bare Geld

Geld sich auf achtzehn Millionen beläuft; so erscheint England als ein Stat, der einen Geldvorrath von dreyßig Millionen erhalten kann. Aber wenn das ist, müßte es nicht diese Summe in Gold und Silber erhalten haben, wenn es nicht den Eingang dieser Metalle durch seine neue Erfindung des Papiergeldes verstopft hätte? Woher sollte es aber diese Summe bekommen? Hume antwortet: Aus allen Ländern der Erde. Aber warum? Weil, wem man die zwölf Millionen Papiergeld wegnimmt, die Geldmenge in England unter ihr Maaß komt in Vergleichung mit den Nachbarn; und die Engländer müssen unmittelbar so lange von diesen Geld ziehen, bis sie diejenige Fülle haben, über welche hinaus nicht gegangen werden darf. Hingegen bey der in Großbritannien herrschenden Politik wird die Nation so mit Banknoten und Schatzkammerscheinen überhäuft, als ob man besorgt sey, daß sie zu sehr mit barem Gelde überladen werden möchte.

Hume konte noch zu seiner Zeit die für Frankreich vortheilhafte Bemerkung machen, daß die große Menge Silbergeräth in diesem Lande von dem Mangel an Papiercredite herrühre. Die Franzosen hatten damals keine Banken; kaufmännische Papiere circulirten doch nicht so, wie in England; Wucher und Leihen auf Zinsen war nicht unbedingt erlaubt; so daß Manche große Summen baren Geldes in ihren Kisten hatten, daß sich in Privathäusern große Quantitäten Silberzeug fanden, und alle Kirchen damit angefüllt waren. Daher mußten Naturalien, Kunstproducte, und Arbeit viel wohlfeiler in Frankreich bleiben, als bey Nationen, die an Gold und Silber nicht halb so reich sind; und die Vortheile

hiervon im Handel und Wandel, und in öffentlichen Statsverhältnissen, sind so einleuchtend, daß sie nicht hervorgehoben zu werden brauchen.

Ehedem herrschte in Genua die Mode, die noch gegenwärtig in England und Holland herrscht, Chinesisches Porcellan statt des Silberzeuges zu brauchen; aber der weise Senat jener Republik sah die Folgen hiervon voraus, und verbot den Gebrauch jener Ware bis auf einen gewissen Grad, während der Gebrauch des Silbergeschirrs unbeschränkt blieb. Wahrscheinlich hat die Republik die guten Wirkungen dieser Maaßregel zu empfinden Gelegenheit gehabt.

Vor der Einführung des Papiergeldes in die Nordamericanischen Colonieen war dort hinreichend Gold und Silber im Umlaufe. Seit der Verbreitung jenes sind diese fast ganz verschwunden; und kann man zweifeln, daß, wenn das Papiergeld abgeschafft werden sollte, das bare Geld nicht wieder zurückkehren werde, da jene Colonieen Manufacturen und Producte besitzen, die allein im Handel Werth haben, und wofür Jedermann bar Geld verlangt?

Hume giebt zu, daß alle diese Untersuchungen über den Handel und das Geld äußerst verwickelt sind, und daß man auch die Vortheile des Papiercredits und der Banken in einem solchen Lichte darstellen kann, wo sie die Nachtheile bey weitem zu überwiegen scheinen. Man kann sagen: Allerdings wird durch den Papiercredit der bare Vorrath an edlen Metallen selbst in einem Lande vermindert, und wer lediglich darauf Rücksicht nimt, ist befugt, sie zu verwerfen; aber bares Geld, Ueberfluß an silbernen und goldenen Geschirren, ist nicht so wichtig in seinen Fol-

Folgen, als die Vermehrung der Industrie und des Credits, die wiederum durch einen zweckmäßigen Gebrauch des Papiergeldes bewirkt werden können. Es ist einem Kaufmanne vortheilhaft, wenn er seine Foderungen gelegenheitlich als bares Geld ausgeben kann, und alles, was den Handel des Individuums erleichtert, begünstigt auch den Handel des Stats überhaupt.

So hat man z. B. in Edinburgh eine Creditbank errichtet von folgender Einrichtung. Jemand geht zu der Bank, und leistet Sicherheit für etwa fünftausend Pf. St. Diese Summe, oder einen Theil derselben, kann er zu jeder Zeit ziehen, wenn es ihm beliebt, und er bezahlt bloß die gewöhnlichen Zinsen dafür, während sie in seinen Händen ist. Er kann davon stets eine kleine Summe wieder abzahlen, und die Zinsen werden vom Tage der Rückzahlung an abgerechnet. Hieraus entspringen mannichfaltige Vortheile. Da hier Jemand fast sein ganzes Vermögen zur Sicherheit verhypotheciren kann, und sein Bankcredit dem baren Gelde gleich ist, so kann ein Kaufmann dadurch gewissermaßen seine Häuser, seinen Hausrath, seine Warenlager, seine Foderungen, seine Schiffe auf der See, als bares Geld benutzen, und die Papiere der Creditbank statt klingender Münze brauchen. Wollte Jemand fünftausend Pf. von einem Privatmanne borgen, so würde er erstlich das Geld nicht immer bekommen können; und zweytens müßte er Zinsen dafür bezahlen, er möchte es zu einer gewissen Zeit brauchen, oder nicht; anstatt daß sein Bankcredit ihm nichts kostet, außer in dem Augenblicke, wo er desselben bedarf; und der Umstand ist ihm eben so vortheilhaft, als wenn er das Geld

von Privatleuten zu viel geringeren Zinsen bekommen hätte. Mittelst dieser Erfindung können Kaufleute auf gleiche Weise sehr leicht einer den Credit des Andern unterstützen, was eine beträchtliche Sicherheit gegen Bankrotte gewährt. Wenn der eigene Bankcredit Jemandes erschöpft ist, so geht er zu einem seiner Nachbaren, der sich nicht in dem Falle befindet, und kann hier Geld bekommen, das er denn nach seiner Bequemlichkeit zurückzahlt.

Was aber auch diese Erfindung und ähnliche für Vortheile haben mögen, so muß man doch zugeben, daß durch sie das bare Geld aus dem Lande verbannt wird; und den auffallensten Beweis hiervon giebt eine Vergleichung des gegenwärtigen und vorigen Zustandes von Schotland in diesem Stücke. Bey der Umprägung des Geldes nach der Union England's mit Schotland fand sich, daß ohngefähr eine Million baren Geldes hier vorräthig war. Aber zu Hume's Zeit betrug ungeachtet der großen Zunahme des Reichthums, des Handels, der Manufacturen aller Art, selbst wenn gerade keine außerordentlich große Summen nach England abgegangen sind, das in Schotland umlaufende Geld kaum $\frac{1}{5}$ jener Summe.

So verderblich inzwischen alle Projecte des Papiercredits sind, so läßt sich ihren Folgen doch leicht vorbeugen durch das Anhäufen großer barer Geldsummen in einen öffentlichen Schatz, so daß ihre Circulation durchaus verhindert wird. Dadurch kann das Verhältniß des Geldvorraths zu dem in benachbarten Ländern stets in seinem gehörigen Maaße erhalten werden. Die zu große Fülle des Geldes im Lande wird dadurch vermindert, und das Zuströmen fremder Capitalien nicht zurückgehalten. Seit langer Zeit hat Ge-

Genua sich dieses Mittels bedient, und dadurch beynahe $\frac{9}{10}$ alles baren Geldes in Europa an sich gezogen. Inzwischen, setzt Hume hinzu, es scheint in der menschlichen Natur ein unüberwindliches Hinderniß gegen den zu großen Anwachs des Reichthums zu liegen. Ein schwacher Stat mit einem ungeheuern Schatze wird bald eine Beute eines ärmern aber mächtigern Nachbars werden. Ein großer Stat wird umgekehrt seinen Reichthum in gefährlichen übel berechneten Projecten verschwenden, und wahrscheinlich dadurch, was noch schlimmer ist, seine Industrie, die Moralität und Menge der Unterthanen vernichten. Das Fluidum in diesem Falle, zu einer zu großen Höhe gebracht, zersprengt das Schiff, welches dasselbe enthält.

Nach diesen Principien läßt sich nun auch die Zweckmäßigkeit der zahllosen Einschränkungen des Handels, und der Auflagen auf denselben beurtheilen, welche man bey allen Europäischen Nationen, und nirgend mehr als in England antrifft; indem die Regenten entweder eine ungemessene Sucht haben, bar Geld aufzuhäufen, was doch, wenn es im Umlaufe bliebe, im Verhältnisse eines respectiven Volks zu andern Völkern das Richtmaaß nicht übersteigen würde; oder eine grundlose Furcht hegen, ihr bares Geld zu verlieren, das doch aus derselben Ursache sich nicht zu tief unter jenes Richtmaaß vermindern würde. Kann etwas die Bereicherung eines Volks hindern oder unmöglich machen, so sind es solche unpolitische Künsteleyen. Es hat natürlich üble Wirkungen, wenn die Regenten die benachbarten Nationen der Freyheit des gegenseitigen Verkehrs und Austausches der Producte berauben, die doch der Schöpfer beabsichtigte, in-

dem er unter den Völkern eine so große Verschiedenheit des Bodens, Klima's und Genies vertheilte.

Die Taxen jedoch, welche auf die Einfuhr fremder Waren gelegt werden, sind nicht als Folgen eines schädlichen Vorurtheils, oder als unnütz zu betrachten; sondern nur solche, die aus jener falschen Besorgniß und Eifersucht der Regenten herrühren. Eine Auflage auf die Einfuhr deutscher Leinwand würde die einheimischen Manufacturen der Engländer aufmuntern, und dadurch die Industrie und Volksmenge vermehren. Eine Taxe auf Brandtewein befördert den Absaz des Rum, und wäre den südlichen Colonieen vortheilhaft. Und da es überhaupt einmal zum Bedürfnisse der Regierung gehört, Auflagen zu machen, so ist es angemessener, sie auf fremde Producte zu legen, die leicht im Hafen angehalten, und zur Bezahlung der Taxen genöthigt werden können. Man muß inzwischen hier sich stets der Maxime Swift's erinnern, daß in der Arithmetik der Statswirtschaft Zweymal Zwey nicht immer Vier, sondern oft nur Eins machen. So ist nicht zu zweifeln, daß, wenn man die Auflage auf den Wein um ein Drittheil verringerte, sie der Regierung mehr einbringen würde, als izt; und das Volk wäre mehr im Stande, bessere und heilsamere Getränke zu genießen, und der Handelsbalanz, auf welche England so aufmerksam ist, würde dadurch kein Schaden zugefügt. Die Bierbrauerey, den Einfluß abgerechnet, welchen sie auf den Ackerbau hat, ist unbeträchtlich, und beschäfftigt nur wenig Hände; die Einfuhr des Weins und die Ausfuhr des Korns, das nun nicht in dem Maaße verbraut würde, dürften dasselbe leisten.

Hume

Hume geht nun über zur Widerlegung eines andern Vorurtheils, das Eifersucht im Handel unter den Nationen bewirkt, und dadurch dem respectiven Handel einer jeden insbesondre verderblich ist. Handelnde Nationen halten einander für Nebenbuhler, blicken auf die Fortschritte, welche die übrigen im Handel machen, mit neidischen Augen hin, und glauben, der Handel derselben könne nur blühen auf Kosten des ihrigen. Hume behauptet dagegen, daß der Zuwachs des Reichthums und Handels in irgend einem Volke, gemeiniglich auch den Reichthum und Handel seiner Nachbarn vermehrt, auf keine Weise aber schwächt, und daß ein Stat schwerlich seinen Handel und seine Industrie sehr weit treiben könne, wenn die ihn umgebenden Staten in Unwissenheit, Trägheit und Barbarey versunken sind.

Offenbar kann die einheimische Industrie eines Volks nicht durch den größten Flor seiner Nachbarn geschwächt werden; und da dieser Zweig des Handels unstreitig der wichtigste in jedem großen Reiche ist; so hat es insofern gar keinen Grund zur Eifersucht. Ferner wird eine offene und freye Verbindung unter den Nationen erhalten, so ist unmöglich, daß die einheimische Industrie einer jeden nicht einen Zuwachs durch den größeren Wohlstand der anderen gewinnen sollte. Man vergleiche den gegenwärtigen Zustand Großbritanniens mit dem vor zweyhundert Jahren. Ackerbau, Künste und Manufacturen waren damals noch äußerst roh und unvollkommen. Jede Verbesserung dieser seitdem entstand durch Nachahmung von Fremden, und die Briten haben es also zu den Glücksumständen zu rechnen, daß diese vorher gewisse Fortschritte in der Ausdehnung ihres Verkehrs machten;

und dieser Einfluß der fremden Cultur dauert noch immer zum großen Vortheile der Engländer fort. Ungeachtet der Vorzüglichkeit, welche die Englischen Manufacturen bereits erlangt haben, gewinnen sie doch noch täglich durch die Erfindungen und Verbesserungen der Nachbarn. Anfangs, sagt Hume, werden die fremden Producte in England zum großen Misvergnügen der Patrioten eingeführt, weil diese glauben, daß dadurch das Geld in's Ausland gehe; aber bald wird mit den Producten zugleich die Kunst selbst, sie zu produciren, eingeführt, zum sichtbaren Vortheile der Engländer; und doch fahren sie fort, darüber zu murren, daß die Nachbarn irgend eine Kunst, Industrie, oder Erfindung besitzen, und vergessen, daß, wenn sie nicht von diesen zuerst unterrichtet wären, sie noch gegenwärtig Barbaren seyn würden; und daß, wenn das Beyspiel der Fremden und der Wetteifer mit ihnen aufhörte, die Künste in einen Stillstand gerathen würden, der sehr bald ihren Verfall zur Folge hätte.

Die Zunahme der einheimischen Industrie legt den Grund zum auswärtigen Handel. Wo eine große Menge und Mannichfaltigkeit von Kunstproducten verfertigt und auf den einheimischen Mark gebracht wird; da werden sich immer auch solche darunter finden, die mit Vortheil ausgeführt werden können. Haben aber die Nachbarn gar keine Künste unter sich, gar keine Cultur, so können sie jene nicht kaufen; denn sie haben nichts dafür zu geben. In diesem Betrachte geht es ganzen Staten, wie den Individuen. Ein einzelner Mensch kann kaum fleißig seyn, wenn alle seine Mitbürger faul sind. Der Reichthum anderer Einwohner der Stadt trägt bey, den meinigen zu vermehren, was für ein Gewerbe ich auch treiben

mag.

mag. Sie verzehren das Product meiner Industrie, und gewähren mir dafür das Product der ihrigen.

Davor braucht kein Stat besorgt zu seyn, daß die Nachbarn in allen Künsten und Manufacturen es zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit bringen werden, um sich selbst genug zu seyn, und nichts weiter von jenem zu bedürfen. Die Natur hat die nöthigen Veranstaltungen getroffen, um den gegenseitigen Verkehr der Völker zu unterhalten, so lange sie industriös und civilisirt bleiben. Vielmehr, je größer die Vervollkommerung der Künste in einem State wird, desto mehr wird er von seinen fleißigen Nachbarn bedürfen. Die Einwohner jenes, da sie reicher und geschickter geworden sind, verlangen nun auch alle Waren in der größten Vollkommenheit zu haben; und da sie selbst eine Fülle von Artikeln besitzen, die sie dagegen vertauschen können, so führen sie auch eine Menge Waren auch fremden Ländern ein. Dadurch befördern sie die Industrie fremder Nationen, so wie ihre eigene.

Aber wenn eine Nation sich den Handel mit gewissen Manufacturproducten ausschließlich erworben hat, wie z. B. England mit den wollenen Waren; wird dann die Concurrenz der Nachbarn jene Manufacturen nicht hindern, und am Ende ganz vernichten? Hume antwortet: Hat eine Nation einen Handel ausschließlich erworben, so ist dies ein Beweis, daß sie besondere natürliche Vortheile hatte, um die Gegenstände desselben zu produciren; und wenn sie nun, ungeachtet dieser Vortheile, die Manufactur verliert, so hat sie nur ihre eigene Trägheit anzuklagen, oder die Schlechtigkeit der Regierung, nicht aber die Industrie ihrer Nachbaren. Es ist auch

auch nicht zu vergessen, daß mit der Zunahme der Industrie unter den benachbarten Völkern der Verbrauch jeder besonderen Gattung von Waren vermehrt wird; und bey der Concurrenz ihrer Manufacturen wird darum doch die Frage nach Waren jener nicht aufhören. Gesetzt aber, daß dieses der Fall wäre, so darf nur der Geist der Industrie überhaupt erhalten werden, und dann läßt er sich leicht auf einen andern Erwerbzweig hinlenken. Daß alle Objecte der Industrie je erschöpft würden, oder daß die Manufacturisten eines Volkes, so lange sie mit denen eines andern gleich gut und fleißig arbeiten, ohne Geschäffte blieben, darf man nie fürchten. Der Wetteifer der Nationen dient vielmehr, die Industrie unter ihnen allen zu erhalten; und jedes Volk ist in dieser Hinsicht glücklicher, das eine große Mannichfaltigkeit von Manufacturen hat, als ein solches, das etwa nur Eine große Manufactur besitzt, die Alle beschäfftigt. Die Lage jener ist weniger precär, und sie sind nicht so den Revolutionen und ungewissen Zufällen ausgesetzt, denen jeder besondere Handelszweig stets unterworfen ist.

Der einzige Handelsstat, welcher die Vermehrung der Industrie seiner Nachbarn zu fürchten hat, ist ein solcher, der ohne Landbesitzungen, ohne natürliche Producte, bloß dadurch blüht, daß seine Einwohner die Fuhrleute und Handelsfactoren anderer Völker sind. Solch ein Stat muß fürchten, seinen Handelsvortheil zu verlieren, sobald andere Völker ihr eigenes Interesse wahrnehmen, und ihren Handel selbst betreiben. Wiewohl inzwischen etwas zu fürchten ist, so erfolgt es darum nicht gleich; durch Kunst und Industrie kann es auf mehrere Generationen verhütet, wo nicht ganz

ganz vermieden werden. Der Vortheil eines überwiegenden Fonds und einer ausgebreiteteren Verbindung ist so groß, daß er nicht leicht zu überwältigen ist; und da aller Handel zunimt durch die Zunahme der Industrie in den benachbarten Staten; so kann selbst ein Volk, dessen Handel auf einer so precären Basis ruht, wie die Holländer, vorerst beträchtlichen Gewinn von dem blühenden Zustande seiner Nachbarn ziehen. Die Holländer spielen freylich keine solche Rolle in den politischen Verhältnissen von Europa, wie ehedem; aber ihr Handel ist zuverlässig noch derselbe, der er war, da sie noch zu den größeren Europäischen Mächten gerechnet wurden.

Es ist eine eben so beschränkte als boshafte Politik, dahin zu streben, daß die benachbarten Nationen eben so träge und unwissend werden, wie die Einwohner von Marocco und der Küste der Barbarey. Aber was würde die Folge davon seyn? Sie könten dem cultivirten Handelsstate keine Producte mehr liefern, und keine von ihm kaufen; der Handel jenes würde also vermindert; der Industrie, den Künsten, fehlte es an Aufmunterung, Beyspiel, und Unterricht; nnd jenes bis dahin cultivirte Volk selbst würde nach und nach in eben den schlechten Zustand versinken, in welchen seine Nachbaren gebracht wären. Hume gesteht also geradezu, daß er nicht bloß als Mensch, sondern auch als Brite, den blühenden Handel Deutschland's, Spanien's, Italien's, und selbst — Frankreich's herzlich wünsche; daß er wenigstens überzeugt sey, Groß-Britannien und alle jene Völker würden glücklicher und wohlhabender seyn, wenn ihre Regenten und Minister minder einseitige, beschränkte, und wohl-

wohlwollendere Gesinnungen und Maximen gegen einander befolgten.

Mit den bisherigen Versuchen Hume's hängen die folgenden über Taxen und den öffentlichen Credit genau zusammen *). Es ist eine herrschende Maxime der Finanzmänner, sagt er, daß jede neue dem Volke auferlegte Taxe auch eine neue Fähigkeit in ihm erzeuge, sie zu tragen, und daß jede Vermehrung der öffentlichen Lasten in gleichem Verhältnisse die Industrie des Volks vermehre. Diese Maxime beruht in gewisser Hinsicht auf vernünftigen Gründen und auf Erfahrung, und enthält insofern etwas Wahres; aber gerade deshalb ist sie höchst gefährlich, weil sie leicht über die Schranken ihrer Gültigkeit und Anwendbarkeit hinausgetrieben, und auf's Aeußerste gemisbraucht werden kann.

Wird eine Taxe auf Artikel gelegt, die der große Haufen verbraucht, so scheint nothwendig die Wirkung davon zu seyn, daß entweder die Aermern ihrem Lebensgenusse etwas entziehen müssen, oder daß der Arbeitslohn erhöht wird, und dadurch die Last der Taxe ganz auf die Reichern fällt. Oft aber haben Taxen auch eine andere Wirkung, daß die ärmere Classe dadurch genöthigt wird, fleißiger zu seyn, mehr zu arbeiten, und eben so viel verzehrt, wie vorher, ohne mehr Lohn für die Arbeit zu fodern. Diese letztere Wirkung ist die natürliche und gewöhnliche, wenn Taxen mäßig sind, nach und nach auferlegt werden, und nicht die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens betreffen. Da dienen sie zur Erweckung der Industrie des Volks, und machen es reicher und arbeitsamer, als

*) Eff. 8. *Of Taxes.* Eff. 9. *Of public credit.*

als andere Völker, die in diesem Betrachte die größten Vortheile genießen.

Die größten Handelsnationen besaßen nicht immer viel fruchtbares Land; im Gegentheile sie hatten mit manchen natürlichen Hindernissen zu kämpfen, wie Tyrus, Athen, Carthago, Rhodus, Genua, Venedig, und Holland. In der Geschichte kommen nur drey Beyspiele großer und fruchtbarer Länder vor, die zugleich einen großen Handel trieben, die Niederlande, England und Frankreich. Die beyden ersteren scheinen durch ihre vortheilhafte Lage an der See dazu geneigt zu seyn, und durch das Bedürfniß, das sie hatten, fremde Häfen zu besuchen, um sich die Producte zu verschaffen, welche ihr eigenes Klima ihnen versagte. In Frankreich hat der Handel erst sehr spät angefangen, und scheint mehr die Frucht der Reflexion und Beobachtung einer sinnreichen und unternehmenden Nation gewesen zu seyn, die aufmerksam darauf wurde, welche unermeßliche Reichthümer sich die benachbarten Völker durch Schiffarth und Handel erwarben.

Wenn also überhaupt natürliche Bedürfnisse und Hindernisse der Industrie günstig sind, warum sollten nicht künstlich auferlegte Lasten dieselbe Wirkung haben? In Jahren des Miswachses, wenn die Hungersnoth nicht zu groß wird, arbeiten die Armen mehr, und leben, wie man oft bemerkt hat, besser, als in sehr fruchtbaren Jahren, wo sie sich dem Müssiggange und Ausschweifungen überlassen. **Hume** erwähnt eines Manufacturisten, der ihm erzählte, daß im J. 1740, wo das Korn und die Nahrungsmittel aller Art sehr theuer waren, seine Arbeiter nicht bloß ihren Unterhalt durch größere Industrie

hat,

hatten, sondern auch Schulden abzahlten, die sie in ergiebigeren Jahren gemacht hatten.

Bis auf einen gewissen Grad kann man demnach die Maxime zulassen, daß Auflagen die Industrie befördern; nur hüte man sich vor dem Misbrauche derselben. Unerschwingliche Auflagen zerstören die Industrie, indem sie Verzweifelung hervorbringen; sie erhöhen den Arbeitslohn für die Manufacturisten, und dadurch den Preis aller Waren. Da gleichwohl fast alle Europäische Regierungen hierauf nicht achten, so ist zu fürchten, daß die Auflagen nach und nach so hoch getrieben werden, daß sie Künste, Handwerke und Industrie durchaus vernichten.

Für die beste Gattung der Auflagen erklärt Hume diejenigen, die Artikel der Bequemlichkeit und des Luxus treffen. Der große Haufen empfindet diese weniger. Sie scheinen auch gewissermaßen freywillig entrichtet zu werden, weil es in der Willkühr eines Jeden steht, wiefern er die taxirte Ware gebrauchen will. Sie werden auch allmälig und unmerklich bezahlt, und da sie mit dem natürlichen Preise der Waren vereinigt werden, so sind die Käufer derselben oft nicht aufmerksam darauf. Der einzige Nachtheil dieser Taxen ist, daß die Hebung derselben so kostbar ist.

Die verderblichsten unter allen Auflagen sind die willkührlichen. Gemeiniglich drücken sie die arbeitende Classe am meisten, und durch ihre unvermeidliche Ungleichheit im Verhältnisse zu dem Vermögen der Bürger, sind sie für jene empfindlicher. Hume eifert namentlich gegen die Kopfsteuer, da diese so leicht eine willkührliche Erhöhung zuläßt, und für den gro-

großen Haufen am unerträglichsten wird. Die Abgaben von Waren beschränken sich selbst; denn ein Regent wird bald finden, daß eine Vergrößerung der Auflagen auf diese Art noch keine Vergrößerung seiner Einkünfte ist; und daher wird ein Volk nicht leicht durch solche Auflagen ruinirt.

Hume fügt noch die Bemerkung hinzu, daß man bey den Taxen ein auffallendes Beyspiel davon hat, wie häufig es sich bey politischen Einrichtungen ereigne, daß die Folgen der Erwartung schlechthin entgegengesetzt sind. Bey der Türkischen Regierung ist es eine Grundmaxime, daß der Groß-Sultan, obgleich absoluter Herr über das Leben und Eigenthum jedes Unterthanen, doch nicht die Gewalt hat, neue Taxen aufzulegen. Jeder Türkische Regent, der es versuchte, war genöthigt, entweder die Taxe abzuschaffen, oder er büßte seine Beharrlichkeit. Nun sollte man glauben, daß diese Einschränkung der Regentengewalt im Türkischen Reiche die sicherste Schutzwehr gegen Unterdrückung seyn würde; dennoch hat sie das gerade Gegentheil zur Folge. Der Großsultan, da es für ihn keine regelmäßige Methode giebt, seine Einkünfte zu vermehren, muß allen seinen Pascha's und Gouverneurs der Provinzen erlauben, die Unterthanen auszusaugen und zu unterdrücken, und er selbst preßt wiederum jene aus. Könte er, wie die Europäischen Regenten, eine neue Taxe auflegen, so würde sein eigenes Interesse mit dem des Volks so vereinigt werden, daß er unmittelbar die schädlichen Wirkungen solcher unregelmäßigen Gelderpressungen empfinden, und einsehen würde, ein Pf. St. durch eine allgemeine Auflage erhoben sey weniger verderblich, als ein Schilling, den er den Untertha-

nen auf eine so ungleiche und willkührliche Art abnehmen läßt.

Die Idee vom öffentlichen Credit eines Stats ist neuern Ursprungs. Die Staten des Alterthums sammelten Schätze in Friedenszeiten, um die Bedürfnisse eines Krieges, zur Eroberung oder zur Vertheidigung, davon zu bestreiten. Von außerordentlichen Steuern oder Anleihen hatten sie keinen Begriff. Hingegen in den neuern Staten ist es ein ziemlich allgemeines Hülfsmittel zur Befriedigung der Statsbedürfnisse geworden, die öffentlichen Einkünfte zu verpfänden, und es der Nachkommenschaft zu überlassen, daß sie im Frieden die Schulden bezahle, die während früherer Kriege gemacht wurden. Die gegenwärtigen Minister befolgen hierin das Beyspiel ihrer weisen Vorfahren, die eben das Vertrauen zu den Nachkommen hatten.

Die alten Staten verfuhren unstreitig klüger, als die neuern. Der Misbrauch eines aufgesammelten Statsschatzes kann gefährlich seyn, entweder daß er den Regenten zu raschen Unternehmungen verleitet, oder eine Vernachlässigung der militärischen Disciplin im Vertrauen auf seinen Reichthum bewirkt. Gleichwohl hat die Maxime, die öffentlichen Einkünfte für die Zukunft zu verpfänden, um gegenwärtigen Geldbedürfnissen abzuhelfen, noch gewissere und unvermeidlichere Folgen, Armuth, Schwäche, und am Ende Unterjochung durch einen fremden Stat.

Bey der neueren Statswirthschaft ist ein Krieg mit lauter verderblichen Umständen vergesellschaftet, Verluste an Menschen, Vergrößerung der Auflagen, Ver-

Verfalle des Handels und der Gewerbe, Verluste des Geldes, Verwüstung zur See und zu Lande. Nach den Maximen der Alten, da zur Zeit eines Krieges der öffentliche Schatz angegriffen wurde, und dieses einen ungewöhnlichen Ueberfluß an Gold und Silber im Volke nach sich zog, diente auch der Krieg als ein temporäres Mittel zur Beförderung der Industrie, und vergütete dadurch gewissermaßen die mit jedem Kriege unzertrennlich verbundenen Uebel. Was soll man also, fragt Hume mit Recht, zu dem neuen Paradoxon sagen, daß öffentliche Schulden an sich selbst vortheilhaft seyen, unabhängig sogar von der Nothwendigkeit, sie zu machen, und daß ein Stat, auch wenn er nicht von einem auswärtigen Feinde bedrängt werde, kein weiseres Mittel anwenden könne, um Handel und Nationalreichthum zu erhöhen, als Schulden zu machen und Taxen aufzulegen, wie doch große Minister und eine ganze Partey damals in England behauptet hatten?

Oeffentliche Hypotheken sind in den neueren Zeiten eine Art von Münze geworden, die zu einem laufenden Preise eben so aus einer Hand in die andere geht, wie Gold und Silber. Dadurch sind, namentlich die Englischen Kaufleute, in den Stand gesetzt, einen sichern Gewinn zu machen, außer dem, welchen ihnen ihr Handel einbringt, und sie können folglich ihren Handel selbst auch bey einem geringen Vortheile treiben. Dieser geringe Vortheil, womit der Kaufmann sich begnügt, macht die Waren wohlfeiler, verursacht einen größern Verbrauch derselben, belebt die Arbeit des gemeinen Mannes, und hilft Künste und Industrie durch die ganze bürgerliche Gesellschaft verbreiten. Dieses sind allerdings scheinbare Vortheile,

welche mit den öffentlichen Statsfonds und Statsschulden verknüpft sind.

Nun erwäge man aber dagegen wiederum die Nachtheile, welche öffentliche Schulden für die ganze innere Oekonomie des Stats haben.

1) Es ist gewiß, daß Nationalschulden einen großen Zusammenfluß von Menschen und Reichthümern in die Hauptstadt bewirken, vermöge der großen Summen, die in den Provinzen erhoben werden, um die Interessen jener Schulden zu bezahlen; und auch vermöge der Vortheile, die sich aus dem Handel mit den Stocks ziehen lassen, und die fast nur in der Hauptstadt von den Kaufleuten gezogen werden können. Hume zweifelt, ob es dem öffentlichen Interesse gemäß sey, daß man der Stadt London so große Vorzüge und Privilegien verleihe, da ihr Umfang bereits so enorm geworden ist, und sie noch immer größer wird. Inzwischen giebt er zu, daß obgleich dieser Kopf des Englischen Statskörpers verhältnißmäßig zu dick ist, doch London eine so glückliche Lage habe, daß weniger von der ungeheuren Größe desselben zu fürchten sey, als selbst von einer kleineren Hauptstadt in andern großen Reichen. Es ist ein größerer Unterschied zwischen den Preisen aller Lebensbedürfnisse in Paris und Languedoc, als zwischen denen in London und Yorkshire.

2) Oeffentliche Obligationen (Stocks), da sie eine Art von Papiercredit sind, haben auch alle Nachtheile dieser Art des Geldes. Sie entziehn dem beträchtlichsten Verkehre des States das bare Geld, und vertheuern dadurch alle Lebensbedürfnisse und alle Arbeit mehr, als sonst der Fall seyn würde.

3) Die

3) Die Auflagen, welche, um die Interessen jener Schulden zu bezahlen, erhoben werden müssen, schwächen die Industrie, oder erhöhen den Preis der Arbeit, und drücken besonders die Armen.

4) Da Fremde auch an den Nationalfonds Antheil haben, so wird ihnen dadurch das Publicum auf gewisse Weise zinsbar.

5) Der größte Theil der öffentlichen Obligationen komt immer in die Hände müssiger Leute, die von ihren Renten leben, und so begünstigen sie ein faules unthätiges Leben eines großen Theiles der Bürger.

Diese schädlichen Folgen haben öffentliche Schulden offenbar für die innere Statsökonomie; aber noch unvergleichbar mehr und größern Schaden stiften sie für den Stat als politischen Körper in seinen auswärtigen Verhältnissen betrachtet. Hier ist das Uebel, was die öffentlichen Statsschulden nach sich ziehen, rein und unvermischt, ohne irgend eine gute Folge, die es ersetzte, und zwar ist hier das Uebel von der höchsten und wichtigsten Art.

Man sagt freylich, daß ein Volk durch seine öffentlichen Schulden nicht schwächer werde, weil es meistens nur sich selbst schuldig sey, und dem Einen so viel Eigenthum gebe, als es von dem Andern nehme. Es sey, als ob man das Geld aus der rechten Hand in die linke legte, wobey die Person doch immer eben so reich bliebe. Aber wozu denn neue Auflagen? Und wenn alle Auflagen für Interessen von Statsschulden verpfändet sind, müssen nicht neue erfunden werden? Und muß dies nicht zuletzt verderblich werden?

Man nehme einmal an, daß die Auflagen auf's höchste getrieben sind, und daß die Nation keine weiter tragen kann, wenn nicht Industrie und Handel gänzlich zu Grunde gerichtet werden sollen; daß ferner alle Fond's auf immer verpfändet sind; was wird die nothwendige Folge von einem solchen Zustande der Nation seyn? Die einzigen Personen, welche hier Einkünfte besitzen außer den unmittelbaren Früchten ihrer Industrie, sind dann die Eigenthümer der Stocks, die alle Renten von Ländereyen und Häusern, allen Ertrag der Steuern und Abgaben ziehen. Es sind dies Menschen, die mit dem State in gar keiner Verbindung stehen, die ihre Einkünfte an jedem Orte der Welt verzehren können, den sie zum Aufenthalte wählen, die sich aber natürlicherweise in die Hauptstadt, oder eine andere große Stadt begeben, und sich hier dem Luxus überlassen. Auch auf die Erhaltung und das Glück der edlern Stände im Volke, der angesehenen Familien, hat dies den fürchterlichsten Einfluß. Die Stocks können in jedem Augenblicke verkauft werden, und da der Besitz eines solchen Eigenthums so veränderlich ist, so wird er selten drey Generationen hindurch vom Vater auf den Sohn forterben. Blieben sie ja auch so lange in einer Familie, so geben sie doch den Besitzern kein ererbtes Ansehen, und die Stände, die bisher eine Art von unabhängiger durch die Natur selbst gestifteter Obrigkeit im State ausmachten, sind gänzlich verloren. Jedermann von Ansehn verdankt nun seinen Einfluß im State lediglich dem Willen des Regenten. Um Empörungen zu unterdrücken, oder ihnen vorzubeugen, ist künftig kein anderes Mittel, als Heere von fremden Söldlingen zu brauchen; zum Widerstande gegen Tyranney ist gar kein Mittel übrig; die Wahlen

len werden allein durch Bestechung geleitet; die mittlere Macht zwischen dem Könige und dem Volke ist ganz aufgehoben; und der ärgste Despotismus ist ganz unvermeidlich.

Wenn auch die gesetzgebende Gewalt beschließt, nie eine Auflage zu machen, die dem Handel und der Industrie nachtheilig seyn könte; so ist es doch unmöglich, bey Gegenständen von so verwickelter und schwieriger Natur immer richtig zu urtheilen, und durch den Andrang von Umständen sich nie zu einer Abweichung von jenem Beschlusse verleiten zu lassen. Die unaufhörliche Veränderlichkeit des Handels erfodert unaufhörliche Veränderungen in der Beschaffenheit der Taxen, und dadurch ist die gesetzgebende Macht stets der Gefahr eines willkührlichen oder unwillkührlichen Irrthums ausgesetzt. Jeder große Stoß aber, den der Handel leidet, sey es durch unüberlegte Taxen, oder andere Zufälle, muß das ganze Regierungssystem in Verwirrung setzen.

Was für eines Mittels gleichwohl, auch wenn der Handel im blühendsten Zustande bleibt, soll sich der Stat bedienen, um seine auswärtigen Kriege und Unternehmungen auszuführen, und seine Ehre, sein Interesse, so wie das Interesse seiner Alliirten, zu behaupten? Gerade, wenn man voraussetzt, daß die Nation ihren großen Handel und Reichthum behalte, während alle Statsfonds verpfändet sind; so müssen jene doch durch eine angemessene Macht vertheidigt werden; und woher soll der Stat die dazu nöthigen Hülfsmittel nehmen? Hier ist nichts übrig, als die Besitzer der Annuitäten müssen selbst zu ihrer eigenen Vertheidigung einen Theil davon abgeben, wodurch ein neuer Fond entsteht, der wieder verpfändet

werden kann. Aber auch die mit diesem Systeme verbundenen Schwierigkeiten fallen leicht in die Augen, mag man sich den König als unumschränkt, oder auch ferner als durch das Parlament beschränkt denken.

Wird der Regent absolut, so ist es leicht für ihn, seine Foderungen an die Besitzer der Annuitäten nach Willkühr zu erhöhen, und dadurch wird diese Art des Eigenthums bald allen Credit verlieren, und die Einkünfte jedes Individuum's im State hängen nun bloß von der Gnade des Regenten ab; ein Grad des Despotismus, wie ihn keine Orientalische Monarchie je erreicht hat. Steht es hingegen bey dem Parlament, in die Auflagen auf die Annuitäten einzuwilligen, so wird dieses, da manche Parlamentsmitglieder selbst Besitzer von Annuitäten sind, nie dahin gebracht werden, der Regierung eine hinreichende Unterstützung zu bewilligen, indem die Verminderung ihrer Einkünfte in diesem Falle sehr merklich seyn würde, und kein anderer Stand im State die Auflage theilte, da alle übrigen Stände schon auf's Aeußerste mit Auflagen beschwert wären. Es giebt freylich in manchen Staten Beyspiele, daß zwey, drey Procent Vermögensteuer gegeben sind; aber dies ist immer eine außerordentliche Anstrengung, die nicht der Grund einer dauerhaften Nationalvertheidigung seyn kann. Im Gegentheile hat sich immer gefunden, daß, wo ein Stat alle seine Einkünfte verpfändete, sank er zur Schwäche und Unthätigkeit herab.

Hume äußert hier sehr bittere Klagen über die Aussichten in Beziehung auf das künftige Schicksal seines Vaterlandes. Wie würde er urtheilen, wenn er die gegenwärtigen Statsschulden Großbritanniens erlebt

erlebt hätte! Man kann nicht hoffen, sagt er, irgend ein Britisches Ministerium werde eine solche strenge und standhafte Frugalität beobachten, daß ein beträchtlicher Fortschritt in der Bezahlung der Statsschulden gemacht würde; oder daß die auswärtigen Verhältnisse eine lange Zeit hindurch die nöthige Ruhe dazu ließen. Was hat also Großbritannien zuletzt zu erwarten, wenn man bey dem Fundirungssysteme beharrt? Entweder die Nation muß den Statscredit vernichten, oder der Statscredit vernichtet die Nation.

Hutchinson machte einmal einen Entwurf zur Bezahlung der Statsschulden Großbritanniens, den Hume aber auch für unausführbar hielt. Jener meynte, man könne nicht sagen, daß der Stat diese Schulden habe, sondern eigentlich sey jeder Bürger einen Theil davon schuldig, und bezahle in den Auflagen die Interessen von seinem Theile, nebst den Hebungskosten. Es wäre also am besten, man mache eine verhältnißmäßige Vertheilung der Schulden unter die Bürger; jeder bezahle das Capital nach Verhältnisse seines Eigenthums; dadurch würden auf einmal alle Fonds getilgt seyn. Hier hat aber Hutchinson nicht daran gedacht, daß die arbeitsame ärmere Classe einen beträchtlichen Theil der Auflagen durch ihre jährliche Consumtion bezahlt, hingegen außer Stande wäre, das verhältnißmäßige Capital vorzuschießen. Nicht zu gedenken, daß das Eigenthum an Gelde und im Handel sehr leicht versteckt werden kann, und also das sichtbare Eigenthum an Ländern und Häusern zuletzt Alles leisten müßte, woraus eine Ungleichheit und Unterdrückung des einen Theils der Nation entstehen würde, welchen sich die-

 ser

ser nicht unterwerfen kann. So unausführbar schon dieses Project ist, so unausführbar werden auch mehr andere seyn. Nur könte man versuchen, das eine oder das andere zu realisiren, und dann würde vielleicht durch das Project, die Nationalschuld zu bezahlen, der öffentliche Credit ganz zerstört, so daß der Patient durch den Doctor stürbe.

Für wahrscheinlicher hält es also **Hume**, daß der Nationalbankrott Großbritanniens die nothwendige Wirkung von Kriegen, Niederlagen, öffentlichen Unglücksfällen, oder selbst vielleicht von Siegen und Eroberungen seyn werde. Laßt einmal die Zeit kommen, sagt er, und sie wird gewiß kommen, wo die neuen Fonds für die Bedürfnisse des nächsten Jahres keine Theilnehmer mehr finden, oder das nöthige Geld nicht dadurch aufgebracht wird. Denkt, daß die Schatzkammer erschöpft sey, und der Credit fehle. Denkt, daß unter diesen Umständen die Nation mit einer Invasion bedroht wird, daß ein Aufruhr ausgebrochen oder zu fürchten ist, daß keine Armee, oder Flotte, aus Mangel an Gelde und Bedürfnissen ausgerüstet werden kann, daß man nicht im Stande ist, an Auswärtige Subsidien zu zahlen. Was muß der Regent oder Minister in einem solchen Falle thun? Das Recht der Selbsterhaltung ist von jedem Individuum unzertrennlich, und noch unzertrennlicher von jedem State. Die Thorheit der Statsmänner müßte denn größer seyn, als die Thorheit derer, die zuerst Schulden machten, und noch mehr als die Thorheit derer, die einer solchen Sicherheit zu trauen fortfuhren, wenn sie die Mittel, dem State zu helfen, in Händen hätten, und nicht davon Gebrauch machten. Das Geld liegt bereit zur Zahlung der

der Interessen; die Nothwendigkeit gebietet, die Furcht treibt; man nimt das Geld für den Dienst, vielleicht mit den feyerlichsten Versicherungen, es wieder zu erstatten. Aber mehr als das ist nicht nöthig, und das ganze Fundirungsgebäude stürzt ein, und begräbt Tausende unter seinen Trümmern. Dies kann man den natürlichen Tod des Britischen Statscredits nennen; denn zu dieser Periode eilt er eben so natürlich hin, wie jeder thierische Körper zu seiner Auflösung und Zerstörung. Der Stat ist ein Schuldner, den Niemand zwingen kann, zu bezahlen. Das einzige Motiv, welches dieser Schuldner dazu hat, ist, seinen Credit zu erhalten. Aber dieses Motiv wird leicht überwogen durch eine übergroße Schuld, und durch schwierige außerordentliche Umstände, die oft einen Stat bewegen können, ganz gegen sein Interesse zu handeln.

In dem vorher erwähnten Falle würden nur Tausende der Sicherheit von Millionen aufgeopfert. Es kann aber auch das Gegentheil sich zutragen, daß Millionen der Sicherheit von Tausenden aufgeopfert werden. Der Einfluß des Volks auf die Regierung wird es vielleicht für einen Minister schwer oder gefährlich machen, ein so desperates Hülfsmittel zu wagen, wie ein freywilliger Bankrott ist. Obgleich das Oberhaus fast ganz aus Landeigenthümern besteht, und auch das Unterhaus vorzüglich; so können doch die Verbindungen der Mitglieder mit denen, die ihr Vermögen in den Fonds haben, so groß seyn, daß sie den öffentlichen Credit ängstlicher zu erhalten suchen, als Klugheit, Politik, und selbst Gerechtigkeit im strengen Sinne erfodern. Der auswärtige Feind kann schlau genug seyn, zu entdecken, daß die Sicherheit des

des Britischen Stats nur in der Verzweifelung liege, und vermeidet es daher, die Gefahr offen darzustellen, bis sie unvermeidlich ist. Bisher konte das politische Gleichgewicht in Europa nicht ohne die Mitwirkung Großbritanniens erhalten werden. Aber die Nachkommen, von Auflagen belastet, müssen ruhig ihre Nachbarn unterdrückt und erobert sehen, bis sie selbst und ihr Schuldner eine Beute des Eroberers werden. Dies kann man den gewaltsamen Tod des Britischen Statscredits nennen. Daß dieses oder jenes Ereigniß statt finden werde, dies vorher zu sehen, dazu bedarf es keiner Prophezeihungsgabe, sondern nur gesunden Menschenverstandes und Unbefangenheit.

Mit Hume's Ideen über den Statscredit hängt genau zusammen sein Versuch über das politische Gleichgewicht der Staten in Ansehung ihrer Macht. Es ist noch zweifelhaft, ob nur die Idee eines solchen Gleichgewichts eine Erfindung der neueren Politik ist, oder bloß der Ausdruck. In der Politik der kleinen Griechischen Freystaten verräth sich offenbar ein ängstliches Bestreben, das politische Gleichgewicht unter einander zu erhalten, und die alten Geschichtschreiber bemerken dies auch deutlich genug. Der Persische Monarch war ein schwacher Fürst in Vergleichung mit den Griechischen Republiken, und er interessirte sich daher mehr seiner Sicherheit wegen, als aus andern Gründen, für die Streitigkeiten derselben, so daß er immer die Partey des Schwächern nahm. Diese Politik hat die Fortdauer des Persischen Reichs fast um ein Jahrhundert verlängert, bis die Vernachlässigung derselben für eine kurze Zeit nach der ersten Erscheinung des emporstrebenden Geistes Philipp's von Macedonien den Einsturz

sturz dieses lustigen und schwachen Gebäudes mit einer Schnelligkeit bewirkte, wovon die Geschichte wenig Beyspiele hat. Auch die Nachfolger Alexander's waren auf das politische Gleichgewicht ihrer Macht höchst eifersüchtig, und dadurch ward auch die Theilung der Länder eine Zeitlang so erhalten, wie sie nach dem Tode des großen Eroberers gemacht wurde.

Die Ursache, warum man im Alterthume die Idee eines politischen Gleichgewichts der Völker vermißt hat, liegt darin, daß man gewöhnlich die Politik des Alterthums aus der Römischen Geschichte abstrahirt. Allerdings hatten die Römer niemals einen so allgemeinen Völkerbund gegen sich, wie man bey ihren schnellen Eroberungen und ihrem zu Tage liegenden Ehrgeize hätte erwarten sollen. Man ließ sie ruhig ihre Nachbarn einen nach dem andern unterjochen, bis sie ihre Herrschaft über den ganzen bekannten Erdboden ausdehnten. Da Hannibal in Italien den Krieg führte, trat eine sehr merkwürdige Krisis für die Römer ein, die die Aufmerksamkeit aller übrigen cultivirten Völker hätte erwecken sollen. Es zeigte sich hernach, und hätte auch schon damals von den Regenten eingesehen werden können, daß es ein Krieg wegen Universalherrschaft war; und doch scheint kein Regent über den Ausgang des Streits unruhig gewesen zu seyn. Philipp von Macedonien blieb neutral, bis er die Siege Hannibal's erfuhr, und dann schloß er sehr unüberlegt ein Bündniß mit dem Sieger unter noch unüberlegteren Bedingungen. Er versprach, den Carthagern in der Eroberung von Italien beyzustehen, wogegen diese versprachen, Truppen nach Griechenland zu senden, um die Griechischen Freystaten zu unterjochen.

Der

Der einzige Regent in der Römischen Geschichte, der das politische Gleichgewicht der Völker zu beurtheilen verstand, war Hiero von Syrakus. Obgleich Bundesgenosse der Römer, leistete er doch den Carthagern Beystand in ihrem Kriege mit den Miethstruppen. "Zur Erhaltung sowohl seines Königreichs in Sicilien", sagt Polybius, "als der Freundschaft der Römer, schien es ihm nothwendig, daß Carthago sich behauptete; damit nicht durch den Fall desselben die übrig bleibende Macht in den Stand gesetzt würde, ohne Hindernisse alle ihre Plane und Unternehmungen auszuführen. Und darin handelte er mit großer Weisheit und Klugheit. Denn das darf man bey der Regierungskunst nie übersehen; ein Stat darf nie so mächtig werden, daß die benachbarten Völker nicht mehr ihre Rechte gegen ihn schützen können." Man sieht, Polybius hat die Idee der neuern Politik vom politischen Gleichgewichte der Völker auf's bestimteste hier dargelegt.

Die Macht, welche in den neueren Zeiten Europa mit einer Universalmonarchie bedroht hat, und noch bedroht, ist Frankreich. Aber die Maxime des politischen Gleichgewichts hatte einen solchen Einfluß auf die übrigen Europäischen Staten, daß sie ein Jahrhundert lang bereits den Vergrößerungeplanen jener Widerstand gethan haben. Hume bemerkt, daß obgleich Frankreich bis zu seiner Zeit fünf große und allgemeine Kriege geführt hat, in vieren siegreich, und nur in einem derselben unglücklich war, es dennoch seine Besitzungen nicht sehr erweitert, und noch weniger ein Uebergewicht über ganz Europa bekommen habe. Er hegte damals auch die Hoffnung, die freylich für itzt durch den Ausgang der Revolution noch nicht erfüllt ist,

ist, daß die nachdrückliche Fortsetzung des Widerstandes gegen Frankreich die beabsichtigte Universalmonarchie desselben verhindern werde. Großbritannien hat stets den Kampf rühmlich bestanden, und behauptet noch gegenwärtig seine Würde, der Beschützer der allgemeinen Freyheit von Europa zu seyn. Außer den Vortheilen, die dem Britischen Volke seine Lage und sein Reichthum darbietet, ist es auch von einem solchen Nationalgeiste beseelt, und so empfindlich gegen den Werth seiner Verfassung, daß der Muth desselben in einem so nothwendigen und gerechten Kampfe nie erschlaffen wird. Im Gegentheile scheint der Patriotismus der Briten in dieser Hinsicht eher der Mäßigung zu bedürfen; sie haben öfter durch eine rühmliche Ausschweifung der Vaterlandsliebe gefehlt, als durch einen tadelswürdigen Mangel an Patriotismus.

Hume wirft hierbey seiner Regierung vor, daß sie nicht sowohl mit der Klugheit der neueren Politik, als vielmehr mit dem Geiste der Eifersucht, wie er in den Griechischen Freystaaten herrschte, in ihrem Verhältnisse gegen Frankreich gehandelt habe, und überhaupt zu handeln pflege. Die Kriege Großbritanniens gegen Frankreich wurden bis zu Hume's Zeit mit Recht, und vielleicht aus Nothwendigkeit, angefangen; aber sie wurden immer aus Hartnäckigkeit und Leidenschaft zu lange fortgesetzt, wie Hume aus den Anerbietungen Frankreichs zum Frieden beweist, die doch mehr Jahre hernach bey den endlich erfolgten Friedensschlüssen angenommen werden mußten. Er zieht hieraus die merkwürdige Folgerung, daß über die Hälfte der Kriege mit Frankreich, und also auch der Nationalschuld, mehr von der unweisen

sen Heftigkeit der Britischen Regierung, als von der Ehrsucht des Nachbars herrühre.

Ferner die politischen Grundsätze der Briten sind so offenbar der Französischen Macht widerstrebend, und jene sind so bereitwillig, ihre Bundsgenossen gegen Frankreich zu vertheidigen, daß diese stets auf die Macht der Engländer wie auf ihre eigene rechnen, und in der Erwartung, den Krieg auf Kosten Großbritanniens fortsetzen zu können, alle billige Friedensbedingungen ausschlagen. Auch hiervon führt Hume sehr auffallende Beyspiele an.

Endlich die Briten sind so lebhafte Streiter, daß, wenn sie einmal im Kriege begriffen sind, sie alle Rücksicht auf sich selbst und ihre Nachkommenschaft vergessen, und bloß darauf bedacht sind, wie sie am besten ihren Feind zu schwächen vermögen. Alle Einkünfte zu verpfänden, in Kriegen, wo die Briten bloß accessorisch Theil nahmen, war gewiß die schrecklichste Selbsttäuschung, deren sich je eine Nation, die Politik und Klugheit zu besitzen wähnt, schuldig gemacht hat. Das Hülfsmittel des Fundirens, wenn es je ein Hülfsmittel, und nicht eher ein Gift ist, sollte nach allen Vernunftgründen nur für den äußersten Nothfall aufgespart bleiben; und kein Uebel, das größte und dringendste ausgenommen, sollte das Ministerium bewegen, eine so gefährliche Maaßregel zu befolgen. Der Fehler, der gleichwohl hierin von ihm begangen ist, wird das entgegengesetzte Extrem herbeyführen, und die Briten völlig sorglos und gleichgültig gegen das Schicksal von Europa machen. So gieng es auch den Atheniensern, die nachdem sie eine Zeitlang das unruhigste, intriguanteste, kriegerischste Volk Griechenlands gewesen waren,

ren, endlich ihren Irrthum einsahen, den sie durch ihre Einmischung in alle Streitigkeiten der übrigen Griechischen Freystaten begiengen, alle Aufmerksamkeit auf fremde Angelegenheiten verloren, und in keinem Streite weiter Parten nahmen, außer daß sie die siegende complimentirten.

Jeder übergroße monarchische Stat ist nach aller Analogie zerstörend für die Menschheit, in seinem Fortschritte, in seiner Dauer, und selbst in seinem Untergange, der nie von der Entstehung desselben sehr weit entfernt seyn kann. Der kriegerische Geist, der zuerst die Monarchie vergrößerte, verläßt bald den Hof, die Hauptstadt, oder den Mittelpunct derselben; da die Kriege in großer Entfernung von diesem geführt werden, und nur einen sehr kleinen Theil des Stats interessiren. Der alte Adel, den seine Neigung an den Souverain fesselt, lebt alsdann am Hofe, und nimt keine militärische Stellen an, die ihn in weit entlegene barbarische Länder führen würden, wo er der Vergnügungen der Hauptstadt, und der Gelegenheiten, sein Glück zu machen, entbehrt, welche sich in dieser ihm darbieten. Die Waffen des Stats müssen folglich Söldlingen anvertraut werden, ohne Eifer, ohne Patriotismus, ohne Ehrgefühl, und bereit bey jeder Veranlassung, ihre Waffen gegen den Regenten selbst zu kehren, und sich mit jedem Unzufriedenen zu vereinigen, der ihnen Geld und Beute verspricht. Dies liegt in dem nothwendigen Gange menschlicher Dinge. Die menschliche Natur vernichtet so selbst ihre lustigen Erhebungen; die Ehrsucht arbeitet blindlings an der Vernichtung des Eroberers, seiner Familie, und alles dessen, was ihm nahe und theuer ist. Man denke

 sich,

sich, daß Frankreich seine tapfern Heere zu Eroberungen ohne Grenzen braucht; so lange Wetteifer, Ehrgefühl und Patriotismus sie beseelen, werden sie die Beschwerden und Gefahren des Krieges ertragen. Aber nie werden sie sich gefallen lassen, als Guarnisonen in Litthauen oder Ungern zu leben, vergessen am Hofe, und Opfer der Intriguen jedes Günstlings, jeder Mätresse, die um den Regenten ist. Der Regent wird also Fremdlinge in Sold nehmen müssen. Die Auftritte in der Römischen Monarchie und das Ende derselben werden ein neues Beyspiel finden.

Mit der Humeschen Theorie von dem Einflusse, welchen Industrie und Handel und eine weise Statswirthschaft auf die Zunahme der Bevölkerung unfehlbar haben, scheint ein Factum der Geschichte, das gewöhnlich als entschieden angenommen wird, im Widerspruche zu stehen. Man behauptet, daß im Alterthume die Volksmenge in bestimten Ländern unverhältnißmäßig größer gewesen sey, als in eben diesen Ländern in den neueren Zeiten, ungeachtet der größeren Industrie, und ungeachtet manche physische Hindernisse itzt wegfallen, die ehedem der Bevölkerung im Wege standen, auch der Handel ausgebreiteter, die Statsverwaltung, und insbesondre die Statswirthschaft, im Ganzen um Vieles milder und besser geworden sind.

Hume bezweifelt das angebliche Factum selbst, daß die Volksmenge in bestimten Ländern ungleich größer gewesen sey, als in den neueren Zeiten. Montesquieu hatte behauptet, es lebe nicht der fünfte Theil der Menschen zu seiner Zeit auf dem ganzen Erdboden, der zur Zeit Julius Cäsar's existirte. Hiergegen erinnert Hume mit vollem Grunde, daß

daß eine solche Vergleichung der Natur des Gegenstandes nach sehr mangelhaft seyn müsse, selbst wenn wir sie auf den Schauplatz der alten Geschichte einschränken, Europa und die Nationen, welche das mittelländische Meer umwohnten. Wir wissen gegenwärtig nicht einmal genau die Menschenzahl in irgend einem Europäischen Reiche, oder einer Stadt; wie können wir also die Volksmenge alter Staten berechnen wollen, da uns die Geschichtschreiber so mangelhafte Nachrichten davon hinterlassen haben? Es komt also hier nicht bloß auf die Ursachen der angeblich größeren Menschenmenge im Alterthume, sondern auch auf die historische Richtigkeit der Angabe selbst an.

Ließe sich die große Volksmenge in den alten Staten beweisen, so würden sich daraus sehr wichtige Folgerungen über die Vorzüglichkeit ihrer Polizey, ihrer Sitten, Lebensweise, und Statsverfassungen ergeben. Denn da in der menschlichen Natur ein größerer Trieb zur Fortpflanzung liegt, als sie in der Regel wirklich äußert; so müssen die Beschränkungen dieses Triebes von den Schwierigkeiten ihres Zustandes herrühren, die eine weise Regierung sorgfältig zu bemerken und zu entfernen suchen muß. Wer glaubt, Kinder ernähren zu können, wird Kinder zeugen, und hier kann man annehmen, daß mit jeder Generation das Menschengeschlecht sich mehr als verdoppeln müßte. Wie schnell vermehren sich die Menschen in einer neuen Colonie, wo es noch leichter ist, für eine Familie den nöthigen Unterhalt zu gewinnen, und wo die Menschen nicht so gedrückt und beschränkt sind, wie in den Mutterstaten? Die Geschichte erzählt von Seuchen, die mehr als den dritten oder vierten Theil eines ganzen Volks wegrafften; aber

nach einer oder zwey Generationen bemerkte man die Verwüstung nicht mehr, und das Volk hatte wieder seine alte Zahl. Der angebaute Boden, die errichteten Städte, Flecken und Dörfer, das erworbene Vermögen, setzten die übrig gebliebene Jugend in den Stand, sich zu verheyrathen, und den Verlust an Menschen bald zu ersetzen. Aus demselben Grunde wird jede weise, gerechte, und milde Regierung, indem sie die Lage der Unterthanen angenehm und sicher macht, auch immer die Bevölkerung begünstigen, sowohl als den Reichthum und den Vorrath an Bedürfnissen. Ein Land, dessen Klima und Boden zum Weinbaue geschickt sind, wird bevölkerter seyn, als eines, das bloß Korn hervorbringt; und dieses bevölkerter, als eines, dessen Einwohner sich nur von Viehzucht ernähren können. Wo aber auch alle natürliche Vortheile gleich sind, darf man doch erwarten, daß die Nationen am volkreichsten sind, die die weiseste Verfassung haben. Um also zuvörderst über die moralischen Ursachen der größeren Bevölkerung im Alterthume zu urtheilen, muß die häusliche und politische Lage der Alten untersucht werden, inwiefern dieselbe der Bevölkerung hätte günstiger seyn können.

Ein Hauptunterschied zwischen der häuslichen Lebensart der ältern und der neuern Völker scheint in der Einführung der Sclaverey bey jenen zu liegen, die seit mehr Jahrhunderten fast aus dem größten Theile von Europa verbannt ist. Selbst in den despotischsten Staten genießen die Menschen itzt mehr Freyheit, als in den Staten des Alterthums auch während ihrer blühendsten Perioden. So wie die Unterwürfigkeit unter einem kleinen Fürsten, dessen Gebiet

sich

sich nicht weit über eine einzige Stadt hinaus erstreckt, beschwerlicher ist, als der Gehorsam gegen einen grossen Monarchen; um so viel härter und unterdrückender ist die häusliche Sclaverey, als irgend eine bürgerliche Unterwürfigkeit. Inzwischen hat man doch geglaubt, daß die Sclaverey bey den Alten zur grösseren Bevölkerung sehr viel beygetragen habe. Gegenwärtig suchen die Herrschaften auf alle Weise zu verhindern, daß weder das männliche, noch das weibliche Gesinde sich verheyrathe, weil es dadurch zum Dienste untauglich wird. Wo aber das Gesinde einen Theil des Eigenthums des Herrn ausmacht, da wird durch die Verheyrathung und die Kinder desselben der Reichthum des Herrn vermehrt, und er bekomt einen Zuwachs an Sclaven, wodurch die Stelle derer ersetzt wird, die durch Alter oder Krankheit unbrauchbar geworden sind. Der Herr wird sich also die Vermehrung seiner Sclaven eben so angelegen lassen seyn, wie die Vermehrung seiner Heerden; und er wird sie so erziehen, daß sie ihm noch nützlicher und schätzbarer werden. Jeder freye Bürger, als der Souverain seiner Familie, hat dasselbe Interesse für sie, was ein Fürst für seinen Stat hat; er hat aber nicht, wie dieser, ein entgegengesetztes Motiv der Ehr- und Ruhmsucht, das ihn verleiten könte, seinen kleinen Stat zu entvölkern. Alle Mitglieder desselben sind immer unter seinen Augen; er hat Muße und Gelegenheit, das kleinste Detail in Ansehung der Verheyrathung, der Erzeugung und Erziehung der Kinder, seiner Untergebnen zu bemerken und zu regieren.

So vortheilhaft scheinen beym ersten Blicke die Folgen der häuslichen Sclaverey zu seyn; aber bey ge-

genauerer Betrachtung können sie doch jene nicht rechtfertigen, oder als erwünschter für die Bevölkerung darstellen. Die Vergleichung zwischen der Viehzucht und Menschenzucht ist zwar anstößig; aber für die gegenwärtige Untersuchung passend, um Folgen daraus zu ziehen. In allen großen Städten, in bevölkerten, reichen, industriösen Provinzen, wird wenig Vieh gezogen. Lebensmittel, Wohnung, Aufwartung, Arbeit, sind hier theuer, und die Einwohner stehen sich besser dabey, das Vieh, wenn es zu einem gewissen Alter gekommen ist, aus entfernteren wohlfeileren Gegenden zu kaufen. Diese werden folglich die Hauptsitze der Viehzucht, und eben deswegen würden sie es auch für die Menschenzucht werden, sobald Menschen wie das Vieh gebraucht und behandelt würden. Ein Kind in London zu erziehen, bis es zum Dienste tauglich ist, würde viel höher kommen, als ein Kind desselben Alters in Schottland oder Ireland zu kaufen, was in einer Hütte erzeugt und erzogen, mit Lumpen bekleidet, und auf die schlechteste Art genährt wurde. Alle Eigenthümer von Sclaven also in reicheren und mehr bevölkerten Provinzen würden die Schwangerschaft des weiblichen Geschlechts zu verhindern suchen, oder die Kinder so vernachlässigen, daß die wenigsten leben blieben. Gerade in Gegenden, wo die Menschenzahl am meisten zunehmen müßte, würde sie am meisten abnehmen, und es würde aus den ärmeren und verlasseneren Provinzen eine beständige Recrutirung nöthig seyn. Hierdurch würde aber nach und nach der Stat im Ganzen sehr entvölkert, und große Städte würden für die Bevölkerung ungleich verderblicher gemacht werden, als sie es itzt sind, wo jeder ein freyer Mensch ist, und für seine Kinder nach dem Instincte

der

der Natur sorgt, nicht nach Berechnungen des Eigennutzes. Wenn London gegenwärtig, ohne an Volksmenge zu gewinnen, fast fünftausend Menschen vom Lande zur Recrutirung nöthig hat, wie man gemeiniglich rechnet: wie viel mehr würde es bedürfen, falls der größte Theil der Handelsleute, Handwerker und Arbeiter Sclaven wären, und an der Erzeugung von Kindern von ihren habsüchtigen Herrn gehindert würden? Die alten Schriftsteller melden, daß ein beständiger Zufluß von Sclaven aus den entfernteren Provinzen nach Italien, vornehmlich aus Syrien, Cilicien, Kappadocien, Thracien und Aegypten, statt fand; dennoch stieg die Volksmenge in Italien nicht höher; und jene klagen oft über den fortgehenden Verfall der Industrie und des Ackerbaus. Wo ist denn nun die außerordentliche Fruchtbarkeit der Römischen Sclaven, die man gewöhnlich behauptet, da sie doch nicht einmal ihre Zahl ohne neue Recrutirung erhalten konten? Obgleich viele Sclaven freygelassen, und zu Römischen Bürgern aufgenommen wurden, nahm doch die Zahl dieser nicht zu, bis die Freyheit der Hauptstadt auch den fremden Provinzen ertheilt wurde.

Die männlichen und weiblichen Bedienten bey den neuern Völkern tragen freylich im Ganzen nicht sehr viel zur Bevölkerung bey. Aber die Alten ließen außer der persönlichen Aufwartung und den Geschäfften des innern Haushalts, auch alle übrige Arbeiten durch Sclaven verrichten, und es gab reiche Eigenthümer, die deren gegen zehntausend besaßen. Wenn also die Sclaverey überhaupt der Bevölkerung nachtheilig ist, in wie hohem Grade muß sie es in den Staten des Alterthums gewesen seyn! Manche

Römer hatten mehrere hundert Sclaven in ihren Häusern. Wie wäre dies möglich gewesen, wenn diese verheyrathet gewesen wären, und Kinder gehabt hätten? Die alten Schriftsteller reden auch so oft von einer bestimten Portion Lebensmittel, die jedem Sclaven zugetheilt wären, daß man auch deswegen annehmen muß, die Sclaven können nicht verheyrathet gewesen seyn. Selbst die Landeigenthümer scheinen nicht auf Sclavenfamilien geachtet zu haben.

Gegen die Sclaverey der Alten könte man bey den neuern Völkern die klösterliche Lebensart anführen, wodurch auch der Bevölkerung so sehr geschadet wird. Hume giebt zu, daß die Klöster sehr verderbliche Institute sind; aber er meynt, daß man bey den Völkern des Alterthums wegen der Sclavenmenge, die meistens unverheyrathet blieben, fast jedes große Haus wie ein Kloster betrachten könne. Auch hat die Stiftung der Klöster manche gute Folgen, die man dabey nicht ganz übersehen muß; und die Absicht, welche manche Familie in den neueren Zeiten dadurch zu erreichen sucht, daß Söhne und Töchter dem Kloster gewidmet werden, um sich einer zu zahlreichen Nachkommenschaft zu entledigen, suchten die Alten noch außerdem dadurch zu bewerkstelligen, daß sie die Kinder gleich nach der Geburt aussetzten. Dies Verfahren war bey den Alten so gewöhnlich, daß man kaum einen Schriftsteller antrifft, der es mit Abscheu bemerkte, oder auch nur misbilligte. Solon, der berühmteste Gesetzgeber der Griechen, gab das Gesetz, welches den Eltern erlaubte, ihre Kinder zu tödten. Plutarch, der sonst sehr wohlwollende Gesinnungen gegen die Menschheit äußert, rechnet es dem Attalus, Könige von Pergamus, zum Verdien-

dienste an, daß er alle seine eigenen Kinder tödtete oder aussetzte, um die Krone dem Sohne seines Bruders Eumenes zu überlassen, und dadurch dem Eumenes seine Dankbarkeit und Zuneigung auszudrücken, weil ihm dieser einen Erben gegeben habe, der vorzüglicher, als sein eigener Sohn war.

Wenn man die Errichtung der Klöster, und das Aussetzen der Kinder, allein in Ansehung ihrer Folgen für die Bevölkerung mit einander vergleicht; so dürfte doch der Vorzug auf Seiten des Alterthums seyn. Vielleicht trug wohl gar der barbarische Gebrauch der Alten dazu bey, die Bevölkerung zu befördern. Vor einer zu zahlreichen Familie hatte sich Niemand zu fürchten, und dieses konte Manchen zum Heyrathen bewegen, der sonst nicht geheyrathet haben würde. Die elterliche Liebe aber ist so groß, daß verhältnißmäßig Wenige hernach sich entschließen konten, ihren vorherigen Entschluß auszuführen, sich der Kinder zu entledigen. China, das einzige Land, wo die grausame Gewohnheit der Aussetzung der Kinder noch itzt herrschend ist, ist das volkreichste, welches wir kennen, und Jedermann heyrathet dort noch vor dem zwanzigsten Jahre. Ein so frühes Heyrathen kann nicht leicht in einem Volke allgemein werden, wenn die Menschen nicht die Aussicht zu einer leichten Art haben, sich von den Kindern zu befreyen.

Ueberhaupt giebt es keine Wissenschaft, bey deren Gegenständen der erste Anschein trieglicher ist, als die Politik. So scheinen die Findlingshäuser beym ersten Blicke die Bevölkerung zu vermehren, und sie mögen es wirklich thun, wenn die Aufnahme von Kindern unter den nöthigen Einschränkungen statt findet. Aber werden alle ohne Unterschied aufgenommen,

so haben sie wahrscheinlich die entgegengesetzte Wirkung, und werden dem State schädlich. Man rechnet, daß in Paris ein Neuntheil aller neugebohrenen Kinder nach dem Hospitale gebracht wird, obgleich entschieden ist, daß nicht der hundertste Theil dieser Kinder Eltern hat, welche zur Erziehung derselben unvermögend wären. Der unendliche Unterschied in Beziehung auf Gesundheit, Industrie und Moralität, zwischen der Erziehung in einem Hospitale, und in einer Privatfamilie, sollte den Stat bewegen, die Aufnahme der Kinder in ein Hospital nicht so leicht zu machen, und nicht dadurch die Eltern selbst zu verführen, daß sie diesen Ausweg benutzen, um die Kinder los zu werden. Sein eigenes Kind zu tödten, empört die Natur, und ist daher auch sehr ungewöhnlich. Aber die Sorge für die Erziehung desselben auf Andere zu wälzen, ist für die natürliche Trägheit der Menschen sehr verführerisch.

Bey der Vergleichung des häuslichen Lebens der neuern Völker mit dem der alten scheint also der Vorzug in Ansehung der Bevölkerung im Ganzen genommen jenen zu gebühren. Itzt komt es nun auf die öffentlichen Statseinrichtungen in beyden Zeitaltern an, inwiefern sie die Bevölkerung mehr oder weniger begünstigten.

Ehe die Römische Macht zu ihrer Größe emporstieg, waren alle Nationen Europa's, Africa's und Kleinasiens, die in der Geschichte eine Rolle spielen, in Staten vertheilt, unter deren Bürgern eine große Gleichheit des Vermögens obwaltete, und wo der Hauptsitz des Stats gewöhnlich nicht weit von den Grenzen desselben entfernt war. Dieser Zustand der Staten mußte nothwendig die Bevölkerung außerordentlich befördern. Obgleich der Reiche nicht mehr verzeh-

ren

ren kann, als ein anderer, und sein Vermögen mit denen theilen muß, die für ihn arbeiten, und ihm dienen; so ist doch das Eigenthum dieser letztern, und der Besitz desselben, sehr zufällig und veränderlich; und sie haben bey weitem nicht den Antrieb zum Heyrathen, als wenn Jeder ein kleines, aber sicheres und unabhängiges Vermögen hätte. Große Städte sind überdem der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig; sie erzeugen Laster und Unordnungen aller Art; bewirken Mangel und Noth in den entfernteren Provinzen, und leiden selbst davon, durch die Erhöhung der Preise der Lebensbedürfnisse, welche sie verursachen. Hat hingegen Jeder seine kleine Hütte und seinen Acker; hat jedes Ländchen seine kleinere Hauptstadt, und zwar frey und unabhängig; welch' eine glückliche Lage der Menschen! Wie günstig für die Industrie, den Ackerbau, das Heyrathen und die Bevölkerung! Könte sich die Zeugungskraft der Menschen in ihrer ganzen Fülle äußern, ohne die Hindernisse, wodurch Armuth und Noth sie beschränken, so würde mit jeder Generation die Menschenzahl verdoppelt werden; und gewiß kann ihr nichts eine größere Freyheit gewähren, als solche kleine Freystaten, und eine solche Gleichheit des Vermögens unter den Bürgern. Diese Gleichheit des Vermögens der Bürger ist eine natürliche Folge aller kleinen Staten, weil diese gar keine Gelegenheit zu größerm Reichthume darbieten; aber sie ist es noch weit mehr von kleinen Republiken durch die Theilung der Macht und des Ansehens, die ihnen wesentlich ist.

Man muß eingestehen, daß die Lage der Dinge in den neueren Zeiten in Hinsicht auf bürgerliche Freyheit sowohl, als auf Gleichheit des Vermögens,

weder der Bevölkerung, noch der Glückseligkeit der Menschen eben so vortheilhaft ist. Europa ist meistens in große Monarchieen getheilt, und diejenigen Länder, die sich wiederum in kleinere Staten scheiden, werden von Fürsten regiert, welche durch Nachahmungssucht der großen Staten im Glanze ihres Hofs und in der Zahl ihrer Truppen ihre Unterthanen ruiniren. Bloß die Schweiz und Holland (zu Hume's Zeit) gleichen den alten Republiken, und wiewohl die erstere der Vortheile des Bodens, Klima's, oder Handels entbehrt, so beweist doch die darin befindliche Volksmenge, obgleich die Schweizer zahlreich in fremde Kriegsdienste gehen, die Vorzüge ihrer politischen Einrichtungen.

Die alten Republiken stützten vorzüglich oder einzig ihre Sicherheit auf die Menge ihrer Bürger. Die Trachinier hatten einmal einen großen Theil ihres Volks verloren. Anstatt sich mit dem Eigenthume ihrer verstorbenen Mitbürger zu bereichern, wandten sie sich nach Sparta, der Hauptstadt, um von ihr einen neuen Zuwachs von Einwohnern zu erbitten. Die Spartaner sammelten sofort zehntausend Menschen, und unter diese vertheilten die übrig gebliebenen Trachinier die Aecker der Umgekommenen.

Auf der anderen Seite aber hatte die Bevölkerung der alten Staten auch manche Hindernisse vermöge der politischen Maximen und Einrichtungen derselben. So giebt es Compensationen in allen menschlichen Verhältnissen; und sind diese auch nicht immer völlig gleich, so dienen sie doch, das herrschende Princip einzuschränken. Sie zu vergleichen und ihren Einfluß zu bestimmen, ist daher sehr schwer, sogar wenn sie in demselben Zeitalter und in benachbarten

Län-

ländern statt finden. Ist aber von verschiedenen Zeitaltern die Rede, worüber uns die Schriftsteller fragmentarische zerstreute Nachrichten mittheilen, so läßt sich über diese interessanten Gegenstände nur Für und Wider sprechen, was wenigstens den Nutzen hat, alle übereilte einseitige Entscheidungen zu verhüten.

1) Die alten Republiken waren fast unaufhörlich in Kriegen begriffen, eine natürliche Folge ihres martialischen Geistes, ihrer Liebe zur Freyheit, ihres gegenseitigen Wetteifers und Hasses, der immer unter Völkern herrscht, die sehr nahe zusammen leben. Nun ist aber der Krieg für einen kleinen Stat allemal viel verderblicher, als für einen großen, sowohl weil alle Einwohner desselben an dem Feldzuge Theil nehmen müssen, als weil der Stat immer den Angriffen und Einfällen der Feinde ausgesetzt ist. Auch die alten Kriegsmaximen waren viel verderblicher, als die neueren, vornehmlich durch die Vertheilung der Beute, wobey man den Kriegern zu viel nachgab. Die gemeinen Soldaten in den neuern Heeren sind eine so niedrige Classe von Menschen, daß, wenn sie mehr als ihren gewöhnlichen Sold bekommen, dies sogleich Verwirrung, Unordnung, und eine gänzliche Auflösung der Disciplin hervorbringt. Um daher die Disciplin zu erhalten, sind die Anführer gezwungen, ihnen in Ansehung des Plünderns weniger zu gestatten, und dies macht die Angriffe der neueren Armeen weniger schädlich. Die Schlachten der Alten waren auch viel blutiger durch die Art der Waffen, deren sie sich bedienten, besonders für die überwundene Parthey. Durch den Gebrauch des Feuergewehrs sind die langen Linien der neueren Armeen ent-

entstanden; die Schlachten der Heere werden oft nur Theilweise geliefert, und der Feldherr kann, wenn er verliert, den Ueberrest seines Heers gesund und unversehrt zurückziehen; anstatt daß bey den Alten fast immer das ganze Heer, das nicht in einer so langen Linie ausgebreitet war, in die Schlacht verwickelt wurde. Dadurch daß die Schlachten der Alten lange dauerten, und Mann gegen Mann focht, entstand auch eine Erbitterung unter den feindlichen Heeren, die in einem solchen Grade in den neueren Zeiten nicht bemerkt wird. Nichts konte die Streitenden abhalten, Pardon zu geben, als die Hoffnung des Gewinnes, indem der Gefangene zum Sclaven gemacht wurde. In den bürgerlichen Kriegen waren eben deshalb die Schlachten am allerblutigsten, weil die Gefangenen hier nicht Sclaven wurden. Wie lebhaft mußte aber der Widerstand seyn, wo den Ueberwundenen ein so hartes Loos erwartete! Wie eingewurzelt der Haß, wo die Kriegsmaximen in jedem Betrachte so grausam waren! Die Beyspiele sind häufig in der alten Geschichte, daß die Einwohner belagerter Städte, anstatt die Thore den Feinden zu öffnen, lieber ihre Weiber und Kinder ermordeten, und in einem wüthenden Ausfalle sich einem freywilligen Tode entgegenstürzten, der nur durch das Gefühl der Rache an einzelnen Feinden versüßt werden konte. Alle diese Eigenheiten der Kriege im Alterthume unter kleinen benachbarten Staten müssen der Bevölkerung höchst nachtheilig gewesen seyn.

2) Es scheint, daß auch die Sitten und Gebräuche der Alten mehr, als bey den Neuern, die Bevölkerung erschwerten, nicht bloß in Kriegeszeiten, sondern auch während des Friedens, und zwar in jeder

jeder Beziehung, die Liebe zur bürgerlichen Freyheit und Gleichheit ausgenommen, die allerdings jener sehr beförderlich war. Factionen aus einer Republik zu verbannen, ist sehr schwer, wo nicht ganz unmöglich; aber ein so eingewurzelter Haß der Factionen gegen einander, und so blutige Maximen, findet man in der neueren Zeit bloß unter verschiedenen Religionsparteyen, wo bigotte Priester die Ankläger, Richter, und Henker zugleich sind. Wenn in einem alten Freystate eine Partey die Oberhand gewann, so ließ sie die Anhänger der entgegengesetzten entweder sofort hinrichten, oder diejenigen, die so glücklich gewesen waren, ihrer Wuth zu entgehen, wurden aus dem Vaterlande verwiesen. Hier war kein gerichtliches Verhör, kein regelmäßiger Prozeß, keine Verzeihung. Ein Vierthel, ein Dritthel der Einwohner des Stats, vielleicht die Hälfte, wurde durch jede Revolution gemordet oder aus dem Vaterlande vertrieben, und als Verwiesene vereinigten sie sich mit den auswärtigen Feinden, und suchten ihren ehemaligen Mitbürgern allen möglichen Schaden zuzufügen, bis das Glück sie in den Stand setzte, durch eine neue Gegenrevolution volle Rache an diesen zu nehmen. Da diese Ereignisse in solchen Verfassungen sehr häufig waren, so können wir uns itzt kaum mehr ein richtiges Bild von der Unordnung, dem Mistrauen, der Eigensucht und Feindschaft entwerfen, welche unter den Bürgern herrschten.

Es giebt nur zwey Revolutionen in der alten Geschichte, die ohne große Grausamkeit und vieles Blutvergießen ausgeführt sind, die Wiedereinsetzung der Demokratie in Athen durch den Thrasybul, und die Unterjochung des Römischen Stats durch

Ju=

Julius Cäsar. Thrasybul erklärte eine allgemeine Amnestie aller vorhergegangenen Beleidigungen, und war der Erste, der dieses Wort erfand, und auch die Praxis der Sache begründete. Inzwischen erhellt doch aus mehreren Reden des Lysias, daß den vornehmsten und selbst einigen der untergeordneten Statsverbrecher während der vorherigen Tyranney der Prozeß gemacht wurde, und daß man sie hinrichten ließ. Selbst die Gnade Cäsar's gegen seine Feinde, so allgemein gepriesen sie ist, würde doch in unserm Zeitalter kein großes Lob verdienen. Nach der Eroberung von Utica ließ er die ganze Parthey des Cato niedermetzeln, die, wie man sicher glauben kann, nicht die unbedeutendsten und unwürdigsten unter seinen Gegnern waren. Diejenigen, welche die Waffen gegen ihn getragen hatten, wurden verbannt, und durch das Gesetz des Hirtius für aller öffentlichen Aemter unfähig erklärt. Die Griechen und Römer liebten die Freyheit leidenschaftlich, scheinen es aber nicht recht verstanden zu haben, wie sie behauptet werden könne. Als die dreyßig Tyrannen zuerst ihre Herrschaft in Athen ausübten, fiengen sie damit an, alle Sykophanten und Angeber, die während der Demokratie so unruhig und gefährlich gewesen waren, durch eine willkührliche Sentenz hinrichten zu lassen. Jeder, sagen Sallust und Lysias, freute sich über diese Bestrafung. Aber beyde Schriftsteller bedachten nicht, daß von dem Momente an die Freyheit vernichtet war. Thucydides bemerkt sehr richtig: "In den bürgerlichen revolutionären Streitigkeiten hatten immer die Dummsten, und die die wenigste Vorsicht und Klugheit brauchten, das Uebergewicht. Da sie ihre Schwäche kannten, und fürchten mußten, von den Klügern verdrängt und überwältigt zu werden,

so

so giengen sie mit großer Eile ohne vorherige Ueberlegung zu Werke, mit Schwerdt und Dolch, und kamen dadurch ihren Antagonisten zuvor, die künstlichere Entwürfe zu ihrer Vernichtung zubereiteten."

Kam es auch bey den inneren Revolutionen der kleinen Griechischen Staten nicht zu solchen Extremen, was sich doch beynahe in allen zwey oder dreymal in jedem Jahrhunderte ereignete; so wurde doch durch die herrschenden Regierungsmaximen das Eigenthum der Bürger höchst precär. Xenophon giebt in seinem Gastmahle eine sehr natürliche Schilderung von der Tyranney des Atheniensischen Volks. "In meiner Armuth", läßt er den Charmides sagen, "bin ich glücklicher, als ich je war, da ich noch Reichthum besaß; sofern es überhaupt glücklicher macht, in ruhiger Sicherheit, als in steter Furcht zu leben. Ehedem mußte ich jedem Angeber schmeicheln; ich hatte beständig Abgaben zu entrichten; ich durfte nie mich aus der Stadt entfernen, wenn ich mein Vermögen erhalten wollte. Itzt, da ich arm bin, blicke ich frey umher, und bedrohe Andere. Die Reichen fürchten mich, und beweisen mir jede Höflichkeit und Achtung, und ich bin eine Art von Herrscher im State geworden." Mochte Jemand ein Fremder oder ein Bürger in Athen seyn, es war im eigentlichen Verstande nothwendig, entweder daß er selbst sich zum armen Manne machte, oder das Volk machte ihn dazu, und tödtete ihn vielleicht noch oben drein.

Ueberhaupt enthalten die Maximen der Politik des Alterthums im Allgemeinen so wenig Humanität und Mäßigung, daß es fast überflüssig scheinen kann, noch irgend einen besondern Grund wegen der

öffentlichen Gewaltthätigkeiten aufzusuchen, die in einer oder der andern Periode begangen wurden. Die Gesetze inzwischen, die in den letzteren Zeiten der Römischen Republik gegeben wurden, waren so ungereimt, daß sie die Häupter der Parteyen nöthigten, zu Extremitäten ihre Zuflucht zu nehmen. Z. B. Alle Todesstrafen wurden abgeschafft. Mochte ein Bürger noch so viele Verbrechen begangen haben, oder der Sicherheit des Stats und der Individuen noch so gefährlich gewesen seyn; er konte dem Gesetze gemäß nicht anders als mit Landesverweisung bestraft werden. Dadurch wurde es nothwendig, in den Revolutionen der Parteyen das Schwerdt der Privatrache zu ziehen; und nun war es schwer, wenn einmal das Gesetz überschritten war, diesem blutigen Verfahren Schranken zu setzen. Wäre Brutus Sieger geworden, würde er nach aller Klugheit den Octavius und Antonius haben am Leben lassen, und sich bloß begnügen können, sie etwa nach Rhodus oder Marsilium zu verbannen, wo sie neue Complotte schmieden und Rebellionen anstiften konten? Die Hinrichtung des C. Antonius, Bruders des Triumvirs, scheint seine Gesinnung über diesen Punct hinlänglich anzudeuten. Ließ nicht Cicero mit Billigung aller weisen und tugendhaften Römer die Verschwornen des Catilina hinrichten, dem Gesetze zuwider, und ohne daß ihnen der Prozeß gemacht war? Und wenn er sein Verfahren mäßigte, rührte das nicht von der Milde seines Temperaments und den besondern Zeitumständen her? Eine armselige Sicherheit in einem State, der sich seiner Gesetze und der Freyheit rühmte! So erzeugt ein Extrem das andere. Wie eine zu große Strenge der Gesetze eine große Schlaffheit in der Ausübung derselben bewirkt, so muß ihre

zu

zu große Milde Grausamkeit und Barbarey hervorbringen.

Eine Hauptursache der häufigen Unordnungen in den alten Staten scheint in der großen Schwierigkeit gelegen zu haben, irgend eine Aristokratie zu begründen, und daher die beständige Unzufriedenheit und der Aufruhr des Pöbels, wenn auch nur die gemeinsten Menschen von dem Antheile an der Legislatur und von den Statsämtern ausgeschlossen wurden. Die bloße Qualität eines Freygebohrnen im Gegensatze mit dem Sclaven verlieh einen solchen Rang, daß sie zu jedem Amte und jeder Gewalt im State berechtigte. Hier war also gar kein Mittleres zwischen einer strengen eifersüchtigen Aristokratie, die über ein misvergnügtes Volk herrschte, und zwischen einer unruhigen, factiösen, tyrannischen Demokratie.

Außerdem aber sind auch noch manche andere Umstände in Erwägung zu bringen, worin die neuern Völker den alten in Beziehung auf Glückseligkeit und Menge der Menschen weit überlegen sind. Handel, Manufacturen, Industrie, waren nirgends im Alterthume so blühend, als sie im neuern Europa sind. Die einzige Manufactur der Alten für den Gebrauch beyder Geschlechter scheint eine Art Flanell gewesen zu seyn, den sie weiß oder grau trugen, und wieder reinigten, wenn er schmutzig geworden war. Große Zinsen und große Handelsvortheile sind immer die sichersten Anzeigen, daß Industrie und Handel noch in der Kindheit sind. Eine Schiffsladung zwey Talente an Werth von Athen nach dem Adriatischen Meere brachte hundert Procent Profit, und der Redner Lysias, der dies erwähnt, führt es gar nicht als Beyspiel eines außerordentlichen Handelsgewinns an.

Dagegen bezahlte nach einem Zeugnisse des Demosthenes ein gewisser Antidorus viertehalb Talente für ein Haus, das er wieder für ein Talent jährlich vermiethete. Nie wurde eine Stadt im Alterthume blühend durch eine Manufactur. Der Handel bestand vorzüglich in dem gegenseitigen Austausche solcher Producte, die die Verschiedenheit des Bodens und Klima's erzeugte, und deren das eine Volk von dem andern bedurfte. Auch müßte die Barbarey der alten Tyrannen auf der einen, und die ungeregelte Liebe zur Freyheit auf der anderen Seite, die Kaufleute und Manufacturisten verscheucht, und den Stat entvölkert haben, wenn er hauptsächlich auf Handel und Industrie beruht hätte. Die Verfolgungen Philipp's II und Ludwig's XIV in den neueren Zeiten erfüllten ganz Europa mit den Manufacturisten Flandern's und Frankreich's.

Allerdings ist der Ackerbau der Zweig der Industrie, der am meisten für die Subsistenz einer großen Menschenmenge erfoderlich ist; und es ist möglich, daß dieser Industriezweig blühen kann, auch da, wo Manufacturen und andere Künste unbekant und vernachlässigt sind. Daß der Ackerbau in Griechenland und Italien, wenigstens in einigen Theilen dieser Länder, blühte, können wir sicher annehmen; aber es folgt daraus nicht, daß die mechanischen Künste denselben Grad der Vollkommenheit erreicht hätten; besonders wenn man auf die große Gleichheit des Vermögens in den alten Republiken achtet, wo jede Familie genöthigt war, mit der größten Sorgfalt und Industrie ihren eigenen kleinen Acker anzubauen, um subsistiren zu können. Auch ist es nichts weniger, als ein richtiger Schluß, aus einigen Beyspielen, wo der

Acker=

Ackerbau ohne Handel und Manufacturen blühte, daß er in jedem großen Lande und auf längere Zeit ohne diese bestehen könte. Der natürlichste Weg, den Wohlstand der Familien zu verbessern, ist zuverlässig, auch andere Arten der Industrie zu erwecken, und den Arbeitern einen Markt für ihre Producte zu verschaffen, wo sie wieder solche Waren einkaufen können, die zur Erhöhung ihres Lebensgenusses und Vergnügens beytragen. Diese Methode ist unfehlbar und durchgreifend, und da sie mehr in den neuern Staten beobachtet wird, als in den alten; so kann man hieraus auch die Vermuthung ziehen, daß die Bevölkerung in jenen größer war, als in diesen; ein Resultat, das sich aus der Vergleichung der Vortheile und Nachtheile überhaupt ergiebt, die bey den alten und neueren Nationen die Bevölkerung begünstigten oder erschwerten.

Man könte hier einwerfen, daß Raisonnements nichts gegen Thatsachen beweisen. Wenn aus den letzteren erhellt, daß die alte Welt volkreicher war, als die neuere, so sind gewiß die Vermuthungen des Gegentheils falsch, und es müssen wesentliche Umstände bey der Vergleichung jener übersehen worden seyn. Hume giebt zu, daß die Raisonnements trieglich seyn können, und daß sich die Vergleichung der alten und neuen Völker in Ansehung der größern oder geringeren Volksmenge und ihrer Ursachen nur auf eine sehr ungewisse und mangelhafte Art anstellen lasse. Aber wenn man sich auch bloß an die vorhandenen Thatsachen hält, wird darum der Streitpunct nicht sicherer entschieden. Gerade die Thatsachen, deren die alten Schriftsteller erwähnen, sind so ungewiß oder so mangelhaft, daß sich darauf gar keine

sichere Behauptung gründen läßt. Und eben so die Thatsachen, die wir aus den neueren Zeiten jenen entgegensetzen können, sind nicht minder unzuverlässig und unvollständig. Manche Berechnungsarten berühmter Schriftsteller sind wenig besser, als die des Kaysers Heliogabalus, der die ungeheure Größe Roms nach zehntausend Pfund Spinngewebe schätzte, die man in dieser Stadt gefunden hatte. Es ist auch nicht zu vergessen, daß alle Arten von Zahlen in alten Mspten ungewiß sind, weil sie weit leichter, als der übrige Text, verdorben werden konten. Irgend eine Veränderung in dem anderweitigen Texte betraf gemeiniglich den Sinn oder das Grammatische, und wurde also leichter von dem Leser oder Abschreiber bemerkt. Ohnehin giebt es nur sehr wenig Berechnungen der Einwohner irgend eines alten Stats, die bey glaubwürdigen Schriftstellern vorkämen, und die sich für die gegenwärtige Untersuchung benutzen ließen. Man zählte gewöhnlich auch nur die Bürger und Freygebohrnen im State; aber nicht die Sclaven, die doch einen Haupttheil der Einwohner ausmachten. Die ersten Worte des Thucydides sind der Anfang aller wahren Geschichte: "Alle alten Erzählungen sind so mit Fabeln vermischt, daß die Philosophen sie größtentheils den Dichtern und Rednern zur Verschönerung ihres Stoffs überlassen müssen." Die Zahl der Einwohner von Städten in dem entferntern Alterthume ist oft so ungeheuer groß, daß sie gar keinen Glauben verdient. Nach dem Berichte des Diodor von Sicilien stellte die Stadt Sybaris dreyhunderttausend freye bewaffnete Bürger, die einem Heere von hunderttausend Bürgern aus Croton, einer benachbrten Stadt, ein Treffen lieferten, und sie besiegten. Derselbe Schriftsteller berechnet die Zahl

der Einwohner von Agrigent, da es von den Carthagern zerstört wurde, auf 20000 freye Bürger, 200000 Fremde, und eben so viel Sclaven; so daß die ganze Summe der Einwohner beynahe zwey Millionen betragen haben müßte: eine so übertriebene Angabe, daß sie in's Lächerliche fällt.

Hume stellt nun noch eine allgemeine Vergleichung des ehemaligen Zustandes der Länder an, die der Schauplatz der alten Geschichte waren, mit ihrem gegenwärtigen in Hinsicht auf die größere oder geringere Bevölkerung derselben. Aegypten ist noch itzt sehr volkreich, obgleich die Volksmenge abgenommen haben mag. Syrien, Klein-Asien, und die Barbarische Küste haben unstreitig an Volksmenge abgenommen, und auch das heutige Griechenland ist im Verhältnisse zu dem alten höchst entvölkert. Ob aber das Gebiet der heutigen Türkey in Europa im Ganzen nicht eben so viel Einwohner habe, wie in der blühendsten Periode Griechenlands, dürfte noch sehr zweifelhaft seyn. Die Thracier scheinen, wie die heutigen Tataren, von der Viehzucht und vom Raube gelebt zu haben; die Geten und Illyrier waren noch roher, und diese Völker nahmen neun Zehntheil der heutigen Türkey ein. Die Regierungsform der Türken ist freylich der Industrie und Bevölkerung nicht günstig; aber sie erhält wenigstens Frieden und Ordnung unter den Einwohnern, (was man gegenwärtig jedoch auch nicht mehr von ihr rühmen kann), und insofern ist sie der barbarischen nomadischen Lebensweise jener Völker des Alterthums vorzuziehen. Polen und das Europäische Rußland sind verhältnißmäßig gegen andere Europäische Länder nicht sehr bevölkert, aber doch gewiß weit mehr, als das alte

Sarmatien und Scythien, wo gar kein Ackerbau getrieben wurde, und bloß das nomadische Hirtenleben herrschte. Eben diese Bemerkung gilt von Dänemark und Schweden. Die großen Horden bey der Völkerwanderung, die aus dem Norden kamen, und das westliche und südliche Europa überschwemmten, sind hiergegen kein Einwurf. Wenn eine ganze Nation, oder auch nur die Hälfte derselben, aus ihrem Wohnsitze ausbricht, da muß sie eine ungeheure Menschenmenge ausmachen; ihre Angriffe sind Wirkungen eines verzweifelten Zustandes, mit barbarischer Grausamkeit begleitet, erregen also das Schrecken der angegriffenen Nationen, und vergrößern dadurch noch ihre Zahl in der Einbildung. Schotland ist weder sehr groß, noch sehr volkreich; wenn aber nur die Hälfte der Schotten einen neuen Wohnsitz suchen sollte, würden sie einen eben so zahlreichen Schwarm ausmachen, wie die Teutonen und Cimbern, und würden auch ganz Europa in Furcht setzen, falls es noch eben so vertheidigungslos wäre, wie ehedem.

Deutschland hat gewiß itzt zwanzigmal mehr Einwohner, als im Alterthume, wo kein Ackerbau war, und jedes Völkchen seine Sicherheit darin suchte, daß es die Gegend um sein Gebiet verwüstete. Dies ist ein Beweis, daß die Zertheilung eines Volks in viele kleine Staten die Bevölkerung noch nicht vermehrt, wenn nicht der Geist des Friedens, der Ordnung, und der Industrie, hinzukommen. Der barbarische Zustand Britanniens in älteren Zeiten ist allgemein bekant, und die Bevölkerung damals ist mit der gegenwärtigen gar nicht in Vergleichung zu bringen. In Gallien müßte man freylich, wenn man den Berichten des Appian und Diodor von Sicilien Glauben

ben beymessen wollte, eine unglaubliche Bevölkerung annehmen. Der erstere sagt, daß gegen vierhundert Nationen in diesem Lande lebten; und der letzte versichert, daß die größte Gallische Nation, Weiber und Kinder ungerechnet, aus 200000 Mann, und die kleinste aus 50000 bestehe. Hier würde also die Mittelzahl von zweyhundert Millionen herauskommen in einem Lande, das wir itzt für eines der volkreichsten halten, und dessen Volksmenge nach dem von Hume angenommenen Ueberschlage zwanzig Millionen beträgt. Solche Berechnungen verdienen keinen Glauben. Ueberdem fand bey den alten Galliern keine Sicherheit des Eigenthums statt; sie führten unaufhörlich Kriege gegen einander; und Strabo bemerkt, daß Gallien freylich angebaut war, aber mit sehr geringem Fleiße, da der Genius seiner Einwohner sie mehr zu den Waffen, als zu den Künsten des Friedens trieb, bis ihre Unterwerfung unter die Römische Herrschaft den Frieden unter ihnen bewirkte.

Julius Cäsar rechnet das Heer, welches die Belgier seinem Angriffe entgegenstellten, auf 208000 Mann. Dies begriff inzwischen nicht alle waffenfähige Männer in dem alten Belgien; denn Cäsar meldet auch, daß die Bellovacer hätten 100000 Mann in's Feld stellen können, obgleich sie sich nur zu 60000 Mann anheischig machten. Man kann folglich die ganze Summe streitbarer Männer in Belgien auf 350000 Mann anschlagen, und alle Einwohner auf anderthalb Millionen. Nun war Belgien damals ohngefähr der vierte Theil von Gallien, und so würde sich die Volksmenge im alten Gallien auf sechs Millionen belaufen, was noch nicht ein Drittheil der itzigen Volksmenge ist.

Das alte Helvetien enthielt 250 Meilen in die Länge, und 180 in die Breite, und begriff nur 360000 Einwohner. Itzt enthält der Canton Bern allein ohngefähr eben so viel. Spanien hat in den neueren Zeiten sehr verloren in Vergleichung mit dem, was es vor 300 Jahren war. Geht man indessen 2000 Jahre zurück, und erwägt den wilden, rohen, unruhigen Zustand seiner alten Bewohner, so muß man doch geneigt werden, es itzt für ungleich volkreicher zu halten, als es im Alterthume war. Viele Spanier tödteten sich selbst, als sie von den Römern ihrer Waffen beraubt wurden. Auch ist es wahrscheinlich, daß Räuberey unter den Spaniern allgemeine Sitte war. Hirtius stellt die Lage des Landes zu dieser Zeit in einem solchen Lichte dar. Er sagt, daß Jeder genöthigt gewesen sey, in Lägern oder ummauerten Städten zu leben, wenn er für seine persönliche Sicherheit habe sorgen wollen; und diese Unordnungen hörten nicht eher auf, als bis die Eroberung Spaniens unter der Regierung des August ganz vollendet war. Wie sehr muß daher unsere Idee von der Volksmenge in den Staten des Alterthums sinken, wenn Cicero Italien, Africa, Gallien, Griechenland und Spanien vergleicht, und die große Zahl der Bewohner des letztern Landes als den Grund anführt, wodurch es besonders furchtbar sey!

Von Italien kann man allenfalls annehmen, daß es an Volksmenge verloren habe. Wie manche große Städte enthält es inzwischen noch itzt, außer den schon im Alterthume vorhandenen, die ehedem entweder gar nicht existirten, oder doch sehr unbeträchtlich waren, wie Venedig, Genua, Pavia, Turin, Mayland, Neapel, Florenz, Livorno, u. a.?

Wenn

Wenn die Römischen Schriftsteller sich beklagen, daß Italien, statt daß es in früheren Zeiten Korn ausführte, hernach von den Provinzen wegen der Zufuhr des Getraides abhängig wurde; so erklären sie diese Veränderung nicht aus der Vermehrung der Volksmenge, sondern aus der Vernachlässigung des Ackerbaus. Eine natürliche Wirkung jenes verderblichen Gebrauchs, Korn aus fremden Ländern einzuführen, um es umsonst unter die ärmern Bürger zu vertheilen. Auch die Spenden, welche die Reichern ihren Clienten machten, konten nichts anders als Trägheit, Schwelgerey, und Abnahme der Volksmenge nach sich ziehen.

Wollte man eine Periode bestimmen, wo die alte Welt vielleicht mehr Einwohner gehabt hätte, als gegenwärtig; so würde es das Zeitalter des Trajan und der Antonine seyn müssen. Das Römische Reich war damals in seinem ganzen Umfange civilisirt und cultivirt; fast überall herrschte innerer und äußerer Frieden, und der Stat wurde regelmäßig verwaltet. Aber die Erfahrung, daß alle große Staten, zumal uneingeschänkt monarchische, der Bevölkerung nachtheilig sind, würde sich auch hier bestätigen, wenn sich eine genauere Untersuchung darüber anstellen ließe.

Hume hat seine Ideen über die Theorie der Statswirthschaft nicht zu einem Systeme verarbeitet; aber gewisse leitende Principlen sind unverkennbar, so wie ein wissenschaftlicher Zusammenhang unter ihnen, und er hätte sie also leicht zu einem Systeme verarbeiten können, wenn ihm darum zu thun gewesen wäre. Ungeachtet er inzwischen kein vollständiges System einer statswirthschaftlichen Theorie aufgestellt

gestellt hat, und aufstellen wollte, so haben doch seine dahin gehörigen Versuche erst eine richtigere Ansicht derselben in England verbreitet, auf die von ihm hervorgehobenen richtigern Principien die Aufmerksamkeit hingelenkt, zur weiteren Verfolgung, Entwickelung, Anwendung derselben angereizt, und so eine größere Vollendung der statswirthschaftlichen Theorie auch im systematischen Betrachte vorbereitet. Wenn man von Hume's Versuchen zur Lectüre des Werkes seines Freundes, des Adam Smith, vom Nationalreichthume, übergeht, das in diesem wissenschaftlichen Fache in und außerhalb England Epoche gemacht hat; so bemerkt man sehr bald eine solche Gleichheit, Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Grundsätze, daß man geneigt wird, zu vermuthen, Smith habe seine Principien vom Hume entlehnt, oder die Versuche dieses haben wenigstens auf seine Theorie entscheidenden Einfluß gehabt. Gerade weil in den Versuchen Hume's über statswirthschaftliche Materien die Keime der folgenden besseren Theorie liegen, habe ich auch geglaubt, sie umständlicher entwickeln zu müssen; und ich kann mich nun bey der Charakteristik der weiteren Bemühungen der Philosophen in Beziehung auf eben diese Materien um desto kürzer fassen. Nur das genannte Werk des Adam Smith, als das erste und vollkommenste System der statswirthschaftlichen Theorie, welches England aufzuweisen hat, verdient, wie die Humeschen Versuche, eine genauere Analyse. Die in Hume's Aufsätzen einzeln zerstreuten, oft nur angedeuteten, statswirthschaftlichen Principien erscheinen hier zuerst mit größerer Bestimtheit, Klarheit, Vollständigkeit, in ein zusammenhängendes Ganzes vereinigt, und zu den fruchtbarsten Folgerungen benutzt, in Bezie-

ziehung auf die vorhandenen Ursachen, welche den Flor und die Glückseligkeit der Staten hindern oder befördern.

Adam Smith war zuerst Lehrer der Moralphilosophie auf der Universität zu Glasgow, und nachher königlicher Commissar bey dem Zollamte in Schottland. Sein unsterbliches Werk über den Nationalreichthum erschien zuerst im J. 1776, und von diesem Zeitpuncte ist der Zustand der Dinge zu verstehen, welchen er vor Augen hatte, eben so wie man bey den Humeschen Versuchen auf eine etwas frühere Epoche rechnen muß; denn manche Ansichten und Behauptungen beyder Schriftsteller würden, besonders im Einzelnen, auf den gegenwärtigen Zustand der Dinge nicht passen, da sich seitdem sehr große Veränderungen zugetragen haben. Das Werk machte großen Eindruck, und fand so lebhaften und allgemeinen Beyfall, daß der Verfasser mehrere Ausgaben desselben besorgen mußte, von denen die zweyte und dritte Zusätze und Verbesserungen von seiner Hand erhalten haben; die übrigen aber nach der dritten abgedruckt sind *).

Das Werk besteht überhaupt aus fünf Büchern, von denen das erste die allgemeinen Gründe entwickelt, auf denen das Statsvermögen im weitern Sinne, und die Vermehrung oder Verminderung desselben beruht;

*) An Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations. By Adam Smith. London 1776. Ed. II. London 1777; Ed. III. 1784. 2 Voll. 4. Die erste deutsche Uebersetzung erschien Leipzig 1776. 2 B. 8. Eine andere von Garve; Breslau 1794. vier Bände; 8. Auch die letztere Uebersetzung ist nicht ohne große Mängel.

ruht; das zweyte betrifft den Begriff und die Entstehung eines Capitals oder Fonds in einer Nation, durch allmäliges Anhäufen der Producte der Arbeit, und die verschiedenen zweckmäßigen oder zweckwidrigen Anwendungen desselben; das dritte und vierte beurtheilen die bis dahin geltenden allgemeinen Theorieen der Statswirthschaft, ihren Werth, die Veranlassung und Einführung derselben in den Europäischen Staten. Alle diese vier Bücher haben also zum gemeinschaftlichen Gegenstande, zu zeigen, aus was für Quellen, und auf was für verschiedene Arten das Einkommen eines ganzen Volks hervorgehe. Das fünfte Buch endlich handelt von den Einkünften des Stats als politischen Körpers oder des Regenten. Es werden hier theils die nothwendigen Ausgaben überhaupt bestimt, die der Stat hat, und für deren Herbeyschaffung von den Bürgern gesorgt werden muß, theils diejenigen unterschieden, welche allen Gliedern des Stats ohne Ausnahme zur Last fallen, und welche nur von besondern Individuen und Classen der bürgerlichen Gesellschaft zu entrichten sind. Außerdem verbreitet sich Smith auch über die verschiedenen Methoden der Besteuerung, und über die Ursachen und den Einfluß des Fundirungssystems auf den Reichthum des Volks.

Hume hatte schon den Satz eingeschärft, daß die Wohlfarth und der Reichthum eines Volks nicht sowohl von der Fruchtbarkeit seines Bodens, von der Ergiebigkeit desselben an mannichfaltigen rohen Naturproducten, sondern vielmehr von der Arbeit des Volks, dem Grade, und der Art der Anwendung derselben abhänge. Er hatte gezeigt, daß selbst die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, indem sie die Träg-

heit

heit begünstigt, und Verhältnisse in der Gesellschaft erzeugt, welche der Industrie hinderlich sind, oft dem größern Nationalflore im Wege stehen könne. Industrie, Manufacturen und Künste waren gleichsam bey ihm die Losungswörter, an welche als Bedingungen er das Fortschreiten eines Volks zum größern Wohlstande, zur größeren Bevölkerung, zur größeren politischen Macht knüpfte. Aber Hume hatte doch seine richtigen ökonomisch-politischen Grundbegriffe nicht als Principien in ihrer Allgemeinheit dargestellt, noch weniger aus denselben entwickelt, wie Arbeit, Manufacturen und Künste die Wirkungen hätten und haben müßten, die er ihnen zuschrieb, und die sie der Erfahrung nach wirklich haben. Dies letztere that hingegen Adam Smith.

Alle Nothwendigkeiten und Bedürfnisse des Lebens, welche eine Nation jährlich verbraucht, haben ihren Fond in der Arbeit, welche sie jährlich verrichtet. Jene sind entweder das unmittelbare Product dieser, oder werden für dieses Product von anderen Nationen erkauft. Die Natur spendet zwar die Materialien der Arbeit, aber sie können ohne diese nicht gewonnen, noch weniger veredelt werden; und so ist es zuletzt hauptsächlich immer Arbeit, welche als Quelle des Unterhalts in Betrachtung komt. Eine Nation wird aber um desto besser oder schlechter mit den Nothwendigkeiten und Bedürfnissen des Lebens versehen seyn, in je größerm oder kleinerm Verhältnisse die Quantität des Products der Arbeit oder des dafür Erkauften mit der Anzahl derer steht, die ihre Bedürfnisse davon befriedigen wollen. Dieses Verhältniß richtet sich nach zwey Umständen: 1) nach der Einsicht, Geschicklichkeit und dem Fleiße, welchen

chen eine Nation im Ganzen bey ihrer Arbeit anwendet; 2) nach dem Verhältnisse der Zahl der müssigen und der nützlich beschäfftigten Menschen. Wie diese beyden Umstände beschaffen sind, wird auch der jährliche Zuschuß zu den Bedürfnissen der Nation reichlicher oder sparsamer seyn, und die Verschiedenheit des Bodens, Klima's, des Umfangs des Gebiets einer Nation, ändern hierin nichts.

Auf Einsicht, Geschicklichkeit und Fleiß einer Nation komt es hierbey noch mehr an, als auf die Menge der Beschäfftigten. Unter den Wilden, die von der Jagd oder Fischerey leben, kann Jeder beschäfftigt seyn, um sich und seine Familie mit den nothwendigen Bedürfnissen zu versorgen; dennoch sind solche Völkerschaften so arm, daß sie oft ihre Kinder, ihre Alten und Kranken tödten, verlassen, und dem Hunger oder den wilden Thieren Preis geben müssen. Dagegen findet sich bey einer civilisirten und blühenden Nation eine große Menge müssiger Menschen, wovon Viele zehn und hundertmal mehr Producte verzehren, als der größte Theil der Arbeitenden. Dennoch aber beträgt das Product der sämtlichen Arbeit der Nation so viel, daß nicht nur alle ihre Glieder reichlich versorgt werden, sondern auch der niedrigste Arbeiter, wenn er fleißig und haushälterisch ist, sich einen größern Vorrath von Nothwendigkeiten und Bedürfnissen des Lebens verschaffen kann, als es irgend einem Wilden möglich ist.

Was vornehmlich sowohl die hervorbringende Kraft der Arbeit vermehrt, als die nöthigen Kentnisse und Geschicklichkeiten zu ihrer nützlichen Anwendung erweitert, ist die Theilung der Arbeiten. Am auf-

auffallendsten ist dies bey solchen Manufacturen, die Kleinigkeiten hervorbringen, und wo die Arbeiter in einer Werkstätte vereinigt sind, so daß die unter sie vertheilten Zweige der Arbeit übersehen werden können. Smith führt hier als Beispiel eine Stecknadelnfabrik an. Wer diese nicht zu machen versteht, würde in einem Tage kaum Eine Nadel zu Stande bringen, und selbst ein geübter Handwerksmann, wenn er allein arbeitete, könte kaum mehr als zehn Nadeln in der Zeit verfertigen. Nun wird aber die Arbeit vertheilt; ein Mensch zieht den Drath, ein anderer streckt ihn, ein dritter schneidet ihn in Stücke, ein vierter spitzt ihn, ein fünfter schleift ihn am andern Ende, um den Knopf drauf zu setzen, ein sechster ist mit den Knöpfen beschäfftigt u. s. w. Von dieser Vertheilung der Arbeit ist die Folge, daß Smith eine Fabrik anführt, in welcher nur zehn Menschen arbeiteten, und die dennoch, wenn sie sich angriffen, zwölf Pfund Nadeln in einem Tage machten, deren jedes über 4000 Nadeln mittlerer Größe enthält. Diese zehn Menschen verfertigten also nun in einem Tage mehr denn 48000 Nadeln, so daß auf jeden Einzelnen 4800 kommen. Welch' ein Unterschied in der Production, der lediglich aus der Theilung der Arbeiten entspringt! Was hier von der Stecknadelnfabrik die Erfahrung lehrt, lehrt sie auch verhältnißmäßig von allen übrigen Künsten, Handwerken, Fabriken und Manufacturen.

Hieraus ist auch ursprünglich die Absonderung der verschiedenen Arten der Handwerke und Gewerbe in der bürgerlichen Gesellschaft hervorgegangen, und je weniger sie statt hat, desto roher ist eine Nation; anstatt daß die Theilung der Arbeiten immer weiter

 geht,

geht, das Product der gesamten Arbeit eines Volks also auch immer größer und vollkomner wird, je größer die Cultur des Volks ist. Nur der Ackerbau läßt eine solche Theilung der Arbeit, wenigstens in dem Grade, nicht zu, wie die übrigen Künste und Handwerke, und daher komt es, daß auch in dem cultivirtesten Lande die Vollkommenheit jenes nicht mit der Vollkommenheit dieser gleichen Schritt hält. Der Ackerbau eines cultivirten Volks ist allerdings vollkomner, als der eines uncultivirten; aber der Ueberschuß der Productenmenge beträgt selten mehr, als die Summe der neu hinzugekommenen Arbeit und Kosten.

Die Gründe aber, warum die Vertheilung der Arbeit die Quantität des Products so außerordentlich vermehrt, sind folgende: 1) Die Geschicklichkeit jedes einzelnen Arbeiters in dem, was er zu thun hat, wird größer; die Arbeit wird auf eine einzige einfache Operation eingeschränkt; die unaufhörliche Uebung bewirkt Leichtigkeit, Fertigkeit, Sicherheit in den Handgriffen, und läßt manche Vortheile bemerken und benutzen, auf die der Ungeübte, oder der mancherley Arbeiten zugleich betreiben muß, nicht verfällt. Ein so geübter Arbeiter kann alsdenn in seinem Fache ungleich mehr ausrichten, als jeder andere. 2) Wenn ein Mensch mehr Arbeiten hat, so verliert er sehr viel Zeit, indem er von der einen zur anderen übergeht, und diese Zeit wird durch die Theilung der Arbeiten erspart. Dieser Umstand ist wichtiger, als er beym ersten Blicke scheint. Soll der Leinweber auf dem Lande zugleich Ackerbau treiben, so verliert er die Zeit, die er darauf wenden muß, von seinem Weberstuhle mit seinen Geräthschaften in's Feld, und von diesem

wieder an seinen Weberstuhl zu gehn. Ueberhaupt entsteht zumal bey der gemeinen Classe der Arbeiter ein Zaudern, wenn die eine Arbeit beendigt ist, ehe die andere wieder anfängt, und dies hat leicht durchgängige Lässigkeit und Faulheit zur Folge. 3) Die Vertheilung der Arbeiten giebt Veranlassung zur Erfindung von Maschinen, wodurch die Arbeit so abgekürzt und erleichtert wird, daß nun Ein Mensch im Stande ist, die Arbeit von Vielen zu verrichten. Wie sehr dies insbesondre auf die Erweiterung der Industrie, und die Vermehrung der Quantität des Products der Arbeit wirkt, bedarf keines Beweises. Daß aber gerade die Vertheilung der Arbeiten wiederum die Erfindung von Maschinen veranlaßt, hat eben darin seinen Grund, weil jeder bey der ihm angewiesenen oder von ihm übernommenen einzelnen Operation viel aufmerksamer ist, und viel leichter zu ihrer Abkürzung Mittel und Methoden entdeckt. Smith bemerkt, daß ein großer Theil der Maschinen, welche itzt bey den Manufacturen gebraucht werden, wo die Vertheilung der Arbeiten am größten ist, ursprünglich von gemeinen Arbeitern erfunden wurden, die, weil sie nur eine einzige und noch dazu ganz einfache Sache zu thun hatten, natürlicherweise darauf bedacht waren, wie sie dieselbe noch leichter und geschwinder verrichten könten. Er erwähnt einer der merkwürdigsten Erfindungen, die ein Knabe bey einer Feuermaschine machte, wo er zur Arbeit angestellt war, und mittelst welcher ohne sein Zuthun die Arbeit verrichtet wurde, so daß er derselben überhoben seyn, und nach seinem Wunsche, der ihn zu der Erfindung antrieb, mit seinen Cameraden spielen konte.

Aus der Vertheilung der Arbeiten entspringt nun sowohl für die Arbeiter selbst, als für das Publicum, ein großer Gewinn überhaupt. Jeder Arbeiter kann itzt in seinem Fache, außer dem was er selbst bedarf, so viel produciren, daß er einen beträchtlichen Ueberschuß bekomt, den er an Andere ablassen kann. Und da diese Andere in demselben Falle sind, so kann Jeder gegen den andern seine überflüssigen Producte austauschen; so daß eben hierdurch ein allgemeiner Ueberfluß an Producten für die ganze Gesellschaft entsteht. Man erwäge nur, wie viel und mancherley Menschen gegenwärtig zu dem Unterhalte selbst eines gemeinen Tagelöhners beytragen. Seine Nahrung, seine Kleidung, seine Wohnung, wie viele Handwerker müssen sich vereinigen, um ihm diese einzelnen Bedürfnisse herbeyzuschaffen!

Smith forscht nun weiter der allgemeinen Ursache nach, welche die Vertheilung der Arbeiten unter den Individuen der bürgerlichen Gesellschaft theils zuerst hervorbringt, theils befördert. Er findet diese in dem in der menschlichen Natur liegenden Hange zum Tausche, der erst langsam erscheint, und stufenweise sich entwickelt, aber, wenn er sich entwickelt hat, um desto wirksamer ist. Er läßt dabey unentschieden, ob jener Hang zum Tausche eine ursprüngliche Eigenschaft der menschlichen Natur ist, von der sich weiter keine Rechenschaft geben läßt; oder ob er aus der Vernunft und Sprachfähigkeit des Menschen nothwendig hervorgehe; genug der Hang ist allen Menschen gemein, und die Thiere haben ihn nicht. Der Mensch bedarf beständig der Hülfe seiner Brüder; in der Gesellschaft ist er sich selbst nie genug; und doch würde er diese Hülfe in den meisten Fällen vergeblich bloß von ihrem Wohlwollen erwarten. Weit

eher gelangt er zu seinem Zwecke, wenn er ihre eige-ne Selbstliebe in sein Interesse zu ziehen weiß, und ihren Vortheil als eine Folge der Befriedigung sei-ner Wünsche darstelle. Gieb mir das, sagt er dem Andern, was ich verlange, und ich will Dir geben, was Du verlangst. Das ist der wesentlichste Inhalt des Tauschcontracts, und mit-telst desselben erhalten wir das Meiste dessen, was wir von Andern bedürfen. Nur der Bettler und Faullenzer mag gerne von dem Wohlwollen seiner Nebenmenschen allein abhängen, und daher auch die Verächtlichkeit eines Bettlers, der es aus bloßer Faul-heit ist.

Fände der Hang zum Tausche nicht statt, so würde jeder Mensch selbst für die Bedürfnisse und Be-quemlichkeiten des Lebens sorgen müssen. Alle hätten also ohngefähr denselben Beruf, und einerley Arbeit. Es würde folglich auch keine solche Verschiedenheit von Beschäfftigungen entstehen können, die zu einer beträchtlichen Verschiedenheit der Talente Anlaß gäbe. So wie aber aus dem Hange zum Tausche nach und nach die auffallendste Verschiedenheit der Talente ent-steht, so ist es eben derselbe, der diese Verschieden-heit erst nützlich macht. Weil den Thieren der Hang zum Tausche fehlt, so können sie auch die Verschie-heit ihrer Fähigkeiten nie zu ihrem gegenseitigen Vor-theile benutzen; sie können dieselben nicht zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke vereinigen, und wenn auch die Vereinigung derselben noch so leicht scheint. Hingegen im menschlichen Geschlechte können Perso-nen von den unähnlichsten Fähigkeiten einander nütz-lich werden. Vermöge des Hanges zum Tausche, sagt Smith, werden die Producte aller in der Mensch-

heit vertheilten Talente gleichsam auf einen gemeinschaftlichen Markt gebracht, wo Jeder das, was er von den Früchten des Fleißes und der Geschicklichkeit Anderer bedarf, sich zu eigen macht, indem er dem Andern mittheilt, was er selbst hervorgebracht hat.

Die Vertheilung der Arbeit hat auch inzwischen ihre natürlichen Schranken, die durch die Größe und Ausdehnung des Markts bestimt werden. Ist der Markt klein und eingeschränkt, so kann Niemand Muth bekommen, sich auf eine einzige Verrichtung zu legen, weil alsdenn Niemand hoffen kann, den Ueberschuß seiner Erzeugnisse über seinen eigenen Verbrauch gegen die Erzeugnisse der Arbeit Anderer umtauschen zu können. Daher können gewisse Arten der Betriebsamkeit, gewisse Handwerke, nur in großen Städten mit Glücke betrieben werden. Ein Tagelöhner hat in einem Dorfe, einem Marktflecken, nicht Arbeit genug; er muß sich in eine größere Stadt begeben, wenn er für immer seinen Unterhalt finden will. Einzelne Landeigenthümer, die von Städten entfernt wohnen, müssen außer der Bestellung des Ackers und der Wartung des Viehs, zugleich Bäcker, Brauer, Fleischer, für ihre eigene Familie seyn. Ein Dorfhandwerker muß gewöhnlich mehrere Zweige der Betriebsamkeit vereinigen, wenn er sein Auskommen haben will; ein einzelner, der in einer großen Stadt einen darauf beschränkten Handwerker bereichert, gewährt ihm nicht Absatz genug.

Hieraus läßt sich auch erklären, warum Völker, die an Seeküsten wohnen, an den Ufern schiffbarer Ströme, da sie durch die Wasserfracht sich einen viel größern Markt eröffnen können, auch die

größ-

größten Fortschritte in allen Arten des Kunstfleißes machen, und warum die innern Continentalvölker es ihnen selten oder nie darin gleich thun können. Es kann selbst an der Küste eines Landes ein großer Kunstfleiß herrschen, während er im Innern des Landes unverhältnißmäßig gering ist. Sollte man die Waren zu Lande von England nach Ostindien und zurück bringen müssen, so wären die Kosten der Landfracht nicht zu bestreiten; denn die Waren würden so übertheuert werden, daß Niemand sie zu kaufen im Stande wäre. Die Fracht wäre auch wegen der vielen zu passirenden barbarischen Völker höchst unsicher. Hingegen die Wasserfracht läßt einen höchst beträchtlichen Handel zwischen England und Asien zu, der wiederum dem Kunstfleiße sowohl der Engländer als der Einwohner Ostindiens Nahrung und Aufmunterung giebt. Daß an den Seeküsten und den Ufern großer Flüsse zuerst vorzüglich cultivirte Völker entstehen, erhellt auch aus der älteren und neueren Geschichte. Die ersten civilisirten Völker des Alterthums erscheinen an den Küsten des mittelländischen Meers, und gerade dieses Meer, das keine Ebbe und Fluth hat, war der Schiffarth in den Zeiten ihrer Kindheit, wo man den Gebrauch des Compasses nicht kannte, und sich nicht weit vom Ufer entfernen durfte, außerordentlich günstig. In Bengalen und dem östlichen China wurden Ackerbau und Manufacturen schon im hohen Alterthume getrieben; hier bilden aber auch der Ganges und einige andere große Flüsse eine Menge schiffbarer Kanäle. In den neueren Zeiten sind in den Nord-Americanischen Colonieen die Pflanzungen der Seeküste und den Ufern der großen Flüsse unaufhörlich nachgegangen, und fangen erst itzt an, sich weiter in das Land hinein zu erstrecken.

Anfangs befriedigten also die Menschen ihre Bedürfnisse durch Tausch, und in diesem Sinne war Jeder ein Kaufmann. Aber je weiter die Cultur stieg, und je mehr mit ihr die Vertheilung der Arbeiten zunahm, desto schwieriger mußte der Tausch in vielen Fällen werden. Mancher hatte vielleicht Erzeugnisse in Vorrath, für welche er gerne von den Erzeugnissen des Andern etwas eingetauscht hätte; aber dieser war mit jenen versorgt, und so konte kein Tausch unter ihnen zu Stande kommen. Dies bewirkte wohl anfangs, daß Jeder sich mit einer allgemein beliebten Ware versorgte, um in allen vorkommenden Fällen sich den Tausch sichern oder erleichtern zu können. Im Alterthume war es Vieh; in Abessinien Salz; in Africa und Ostindien war es eine gewisse Art Muscheln; Toback in Virginien; Zucker in den Westindischen Colonieen u. w. Inzwischen scheinen die Menschen bald durch unwiderstehliche Motive dahin gebracht zu seyn, die edeln Metalle zu allgemeinen Tauschmitteln zu wählen.

Es ist merkwürdig, daß ursprünglich nicht alle Völker sich derselben Metalle als Zeichen des Werths bedient haben. Gold und Silber wurden es jedoch bey allen reichen und Handel treibenden Nationen. Anfangs gebrauchte man die Metalle in ihrem rohen Zustande, ohne Gepräge, als Barren oder Stangen, und bestimte ihren Werth nach dem Gewichte. Da dieses aber im Verkehre viele Schwierigkeiten verursachte nicht nur in Ansehung des Wägens, sondern auch der Probirung, besonders bey kleineren Quantitäten; so mußte man dadurch auf die Idee geleitet werden, bestimte Quantitäten der Metalle, die im Handel gebraucht wurden, mit einem öffentlichen

lichen Stempel zu bezeichnen, und dies war der Ursprung des gemünzten Geldes. Dieser Stempel sollte zuerst wohl nichts weiter, als die Güte der Metalle andeuten. Nach und nach aber wurden geprägte Geldmünzen eingeführt, die nicht bloß die Güte, sondern auch die Quantität des Metalls bestimt angaben. So ist Geld bey allen civilisirten Nationen das Werkzeug des Handels geworden, wodurch der Tausch aller Arten von Waren erleichtert, und in den eigentlichen Kauf und Verkauf verwandelt wird.

Smith geht nun zur Festsetzung und Entwickelung der allgemeinen Regeln fort, welche bey dem Tausche der Güter gegen einander, oder gegen Geld, von den Menschen beobachtet werden. Der Werth einer Sache ist in einer zwiefachen Hinsicht bestimbar 1) als Werth der Sache im Gebrauche, und 2) als Werth der Sache im Tausche. Dinge können im Gebrauche den größten Werth haben, denen im Tausche ein sehr geringer, oder gar keiner zukomt, wie z. B. das Wasser einen sehr hohen Werth im Gebrauche hat, aber selten sich etwas dafür kaufen läßt. Umgekehrt können Dinge im Tausche hohen Werth haben, wie ein Diamant, oder andere Edelsteine, die im Gebrauche einen sehr geringen haben. Es entstehen also die Fragen: Welches ist der wahre Maaßstab des Tauschwerths, oder worin besteht der wirkliche Preis einer Ware? In welche Elemente läßt sich dieser Preis auflösen? Endlich: Welche Ursachen sind es, die zuweilen den einen oder den andern dieser Theile des Preises entweder über sein gewöhnliches Maaß hinauftreiben, oder unter dasselbe erniedrigen?

Der Reichthum oder die Armuth des Menschen findet in dem Grade statt, in welchem er die Mittel besitzt, sich die Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens zu verschaffen. Nach der eingeführten Vertheilung der Arbeiten aber ist es nur der kleinste Theil der Bedürfnisse, welchen sich ein Mensch durch seine eigene Arbeit verschaffen kann; einen weit größern Theil muß er von der Arbeit Anderer erwarten. Reichthum oder Armuth hängen also itzt davon ab, wie groß die Quantität der Arbeit ist, worüber Jemand schalten kann, oder die Quantität der Mittel, um die Arbeit Anderer zu erkaufen. Der Werth einer jeden Ware, die Jemand nicht selbst verbrauchen, sondern gegen die Arbeit Anderer vertauschen will, beruht also auf der Quantität der Arbeit, welche er sich dadurch verschaffen kann, und so folgt zum Resultate: **Arbeit ist der wahre Maaßstab des Tauschwerthes aller Güter, und der wahre Preis eines jeden Dinges verhält sich, wie der Grad der Mühe, welchen die Erwerbung desselben gekostet hat.**

Gerade diese Natur des Reichthums ist es, welche den Besitzer desselben so mächtig macht. Sie giebt diesem das Vermögen, zu kaufen, d. i. eine Gewalt, über die Arbeit anderer Menschen zu gebieten. Inzwischen obgleich Arbeit der reellste und letzte Maaßstab des Tauschwerthes der Güter ist, so ist sie doch nicht der gewöhnliche, wonach diese wirklich geschätzt werden. Es tragen vielerley Ursachen dazu bey, warum sich das Verhältniß der einen Arbeit zu der anderen nicht genau angeben läßt; und wenn sie auch an sich selbst gleichen objectiven Werth haben; so

so haben sie ihn doch nicht in der subjectiven Beurtheilung. Jemand erkauft dieselbe Ware bald mit einer größeren, bald mit einer geringeren Zahl anderer Güter; und er hält dem zufolge den Preis der Arbeit für eben so veränderlich, wie den Preis aller andern Dinge. Zu der einen Zeit scheint sie ihm theuer, zu der anderen wohlfeil; in der That aber sind es seine dagegen vertauschten Waren, welche ihm in jenem Falle wohlfeil, in diesem theuer zu seyn scheinen.

Es giebt also in Ansehung des Werthes der Arbeit, wie jeder Ware überhaupt, einen doppelten Preis, den wirklichen und den Nominal-Preis. Jener besteht in der Quantität von Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, die dem Arbeiter für seine Arbeit zu Theile wird; dieser besteht in einer gewissen Geldsumme, die ihm dafür bezahlt wird. Ein Arbeiter ist reich oder arm, nicht nachdem die Benennung des Preises, sondern nachdem der wirkliche Preis seiner Arbeit groß oder klein ist.

Der Unterschied zwischen dem wirklichen Preise und dem Nominal-Preise hat für das praktische Leben sehr bedeutende Folgen. Jener bleibt sich gleich; dieser ist wegen der Abwechselungen des Werthes von Gold und Silber sehr veränderlich. Wer sich beym Verkauf eines Landguts die erblichen Zinsen in Naturallieferungen ausbedingt, ist sicher, daß er sie im wirklichen Werthe immer empfängt; wer sie in Gelde, wohl noch dazu in gewissen Münzsorten ausbedingt, muß sich gefallen lassen, daß in Münzsorten derselben Benennung bald eine größere, bald eine kleinere Quantität edler Metalle enthalten ist, und daß diese Metalle selbst bald von größerem, bald

bald von geringerem Werthe sind. Es ist in den neueren Zeiten eine politisch-ökonomische Maxime der Staten geworden, nicht den Münzgehalt zu verbessern, sondern zu verschlechtern; und eine Rente in barem Gelde muß also aller Erfahrung nach wegen dieser Geldveränderungen nach und nach immer vermindert werden. Der Werth des Goldes und Silbers ist auch seit der Entdeckung von America beträchtlich verringert worden, und wenn diese Verringerung auch nicht noch immer fortgeht, so hat sie wenigstens ihre letzte Grenze noch nicht erreicht. Wenn auch also eine Rente nicht in bestimten Münzsorten, sondern nach dem Gewichte von Gold und Silber einer gewissen Feine festgesetzt wäre, würde dennoch der Eigenthümer derselben stets dabey verlieren. Smith bemerkt, daß der Getreidezins unter allen Naturalzinsen, zwar nicht von einem Jahre zum andern, aber doch im Ganzen, z. B. im Laufe eines Jahrhunderts, sich am meisten gleich bleibe; so daß man noch itzt mit derselben Quantität Getreide beynahe dasselbe kaufen kann, was man vor ein paar hundert Jahren damit kaufen konte; anstatt daß man mit derselben Summe Geldes bey weitem nicht so viel kaufen kann, wie ehedem.

Uebrigens hat doch die Unterscheidung des wirklichen und des Nominal-Preises nur Einfluß auf die Festsetzung von immerwährenden Renten, oder auf viele Jahre; hingegen nicht auf den alltäglichen Verkehr; denn bey diesem stehn zu einerley Zeit und an demselben Orte der Nominal- und der reelle Preis aller Waren immer mit einander in dem genauesten Verhältnisse; wiewohl dieses nicht wiederum eben so der Fall zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten

ten ist. Ungeachtet jedoch das Verhältniß des Nominal- und reellen Preises der Waren in der letzteren Hinsicht verschieden ist, so hat doch der Kaufmann nur auf den erstern zu achten, um danach den Gewinn oder Verlust bey seinem Handel zu beurtheilen.

Der Preis aller Waren überhaupt läßt sich aber in mehrere Elemente auflösen. Ursprünglich war das Verhältniß der Quantität von Arbeit, welche die Hervorbringung der Lebensbedürfnisse erfoderte, der einzige Maaßstab des Werthes derselben. Ist eine Arbeit schwerer und anstrengender, als die andere, oder setzt sie einen ungewöhnlichen Grad von körperlicher Geschicklichkeit und von Geisteskräften voraus; so muß dieses vergütet werden, und der Werth des Productes der Arbeit wird also erhöhet. Ungewöhnliche Geschicklichkeiten und Einsichten können nur durch langes Studium und große darauf gewandte Kosten erworben werden; der höhere Preis ihrer Producte ist also dafür ein Ersatz; und ein Amt oder Geschäfft ist natürlich mit einer desto größeren Belohnung verbunden, je mehr Kentnisse und Geschicklichkeiten dazu nöthig sind. Daher werden dem Künstler und Gelehrten die Producte seiner Arbeit theurer bezahlt, als dem Handwerker, weil jener, ehe er sie hervorbringen konte, unverhältnißmäßig mehr Kräfte, Zeit und Kosten anwenden mußte, als dieser zu seinen Producten, deren Verfertigung weniger natürliche Talente, weniger Geschicklichkeit bedarf, und die er also auch in kürzerer Zeit, höchstens in einigen Jahren, erlernt.

Anfangs gehören die Producte der Arbeit bloß dem Arbeiter zu. Nach und nach aber häuft sich in den

den Händen einzelner Personen eine größere Zahl nützlicher Producte, oder es entsteht ein Capital. Dieses Capital kann nun von ihnen dazu benutzt werden, andern fleißigen Leuten Arbeit zu verschaffen, indem diese mit den Materialien und Werkzeugen der Arbeit versehen werden, und zwar in der Absicht, aus dem Verkaufe der producirten Ware einen Gewinn zu ziehen. Bey dem Verkaufspreise muß also außer dem, was zur Bezahlung des Materials und des Arbeitslohnes nöthig ist, auch etwas für den Gewinn des Unternehmers, der sein Capital dabey angelegt hat, gerechnet werden. Der Werth demnach, welchen die Materialien durch die Fabrication empfangen, löst sich in zwey Bestandtheile auf, in den Arbeitslohn, und den Gewinn des Unternehmers von dem Gelde, womit er die Materialien und den Arbeitslohn bezahlt hat. Hätte der Letztere gar keinen Gewinn, so hätte er auch kein Interesse, sein Capital anzulegen; eben so wenig hätte er Interesse, ein großes Capital statt eines kleinen anzulegen, wenn nicht sein Gewinn verhältnißmäßig mit der Größe des angelegten Capitals stiege. Der Gewinn des Unternehmers ist keinesweges Lohn für seine eigene Arbeit, etwa bey der Direction; denn die muß, wie jede Arbeit, besonders vergütet werden; vielmehr jener Gewinn richtet sich nach ganz andern Gesetzen und Gründen. Namentlich richtet er sich nach dem Werthe und der Größe des angewandten Capitals.

Hängt der Arbeiter von dem Vorschusse des Capitalisten ab, so gehört das Product der Arbeit nicht mehr jenem allein ganz zu. Vielmehr er muß es in den meisten Fällen mit dem Capitalisten theilen, und zu dem Werthe der Arbeit muß im Verkaufspreise auch

auch etwas für den Gewinn des Capitalisten hinzu kommen.

Endlich sobald Grund und Boden in einem Lande Privateigenthum geworden sind, so fodert der Eigenthümer selbst für die Naturerzeugnisse des ihm zugehörigen Bodens, z. E. für das Holz im Walde, das Gras auf dem Felde, eine Rente. Es komt hier nicht mehr, wie ehedem, da Grund und Boden Gemeingut der Menschen war, allein auf die Mühe des Einsammelns an; sondern auch die Erlaubniß dazu muß dem Grundherrn durch eine Abgabe abgekauft werden. Diese Abgabe, oder der Geldpreis dafür, macht den sogenannten Grundzins oder die Landrente aus, und diese ist der dritte wesentliche Bestandtheil des Verkaufpreises der meisten Waren. Der wirkliche Werth aller dieser verschiedenen Bestandtheile des Warenpreises richtet sich aber doch immer nach der Quantität Arbeit, welche man dadurch erkaufen, oder in seine Gewalt bekommen kann. Der Marktpreis jeder Ware folglich in der bürgerlichen Gesellschaft ist entweder aus dem Preise der eigentlichen Arbeit, dem Gewinne von dem angewandten Capitale, und dem Grundzinse zusammengesetzt; oder er enthält wenigstens einen und den andern dieser Theile. Ist die Gesellschaft schon sehr in der Cultur fortgeschritten, so sind gemeiniglich alle drey Theile in dem Marktpreise vereinigt. Man nehme z. B. den Kornpreis. Mit einem Theile desselben wird dem Gutsbesitzer seine Rente bezahlt; ein andrer gehört für den Arbeitslohn oder Unterhalt der beym Ackerbaue beschäfftigten Menschen und Thiere; und ein dritter gehört für den Gewinn des Pachters. Werden die Producte durch eine zusammengesetztere Arbeit her-

hervorgebracht, so ist auch der Marktpreis aus noch mehr Theilen zusammengesetzt. Z. B. Der Preis der Leinwand ist, außer den Theilen des Flachspreises, noch aus dem Arbeitslohne für die Zurichtung des Flachses, für das Spinnen, Weben und Bleichen, nebst dem Gewinne derer, die zu diesen verschiedenen Arbeiten das Geld vorgeschossen haben, zusammengesetzt. Je nachdem eine Ware bey der Fabricirung durch mehr oder weniger Hände geht, übertrifft im Preise der Ware der Theil, welcher das Arbeitslohn und die Gewinste der Unternehmer bezahlt, an Größe den andern Theil, welcher dem Grundbesitzer als Landrente zufließt. Die späteren Arbeiten bei einer Manufactur erfodern gemeiniglich größere Capitalien, als die vorhergehenden früheren; dafür ist aber auch der Gewinn von jenen ansehnlicher, als von diesen. So muß das Capital, welches die Weberey im Gange erhält, größer seyn, als das, welches zu der Spinnerey die Vorschüsse thut; aber der Gewinn von jenem ist verhältnißmäßig größer.

Wie der Preis einzelner Waren sich in die drey oben erwähnten Grundbestandtheile auflösen läßt, so auch der Totalpreis aller Waren, welche die Arbeit eines ganzen Volks in einem Jahre hervorbringt. Demnach Arbeitslohn, Capitalgewinst und Landrente sind die ursprünglichen Quellen aller Einkünfte eines Volks, so wie sie die letzten Bestandtheile aller Preise sind.

Der Arbeitslohn, der Capitalgewinn, und die Landrente, haben in jedem Lande zu einer gewissen Zeit einen allgemeinen Maaßstab, nach welchem bestimt ist, wie viel auf diese Weise erworben werden könne. Dieser Maaßstab hängt ab theils von der allgemei-

gemeinen Lage der Gesellschaft, ihrem Reichthume oder ihrer Armuth, dem Vorwärtsgehen, Stillestehen, oder Zurückgehen ihres Wohlstandes, theils von der besonderen Natur einer jeden Beschäfftigung.

Das gewöhnliche Maaß des Arbeitslohnes, des Capitalgewinns, und der Landrente, kann man als das natürliche betrachten. Stimt der Preis einer Ware damit zusammen, so wird sie für das verkauft, was sie wirklich werth ist, d. i., was sie der Person, die sie zu Markte bringt, wirklich kostet. Hingegen der Preis, für welchen eine Ware gewöhnlicherweise wirklich verkauft wird, heißt der Marktpreis derselben, und dieser kann bald über, bald unter dem natürlichen Preise, bald demselben gleich seyn.

Der Marktpreis jeder Ware wird bestimt durch das Verhältniß zwischen der Quantität der zu Markte gebrachten Ware, und der Nachfrage derer, welche den natürlichen Preis dafür zu bezahlen bereit sind. Ist jene Quantität geringer, als die Zahl der Begehrenden, so wird der Marktpreis über den natürlichen steigen; denn manche Käufer werden lieber für die Ware etwas mehr bezahlen, als daß sie derselben ganz entbehren sollten. Es komt auch darauf an, inwiefern die Ware mehr oder weniger wichtig oder entbehrlich ist. Daher der ungeheure Preis der Lebensmittel in einer belagerten oder blokirten Stadt. Uebersteigt hingegen die Quantität der zu Markte gebrachten Waren die Quantität der Nachfrage, so fällt der Marktpreis unter den natürlichen, weil einzelne Verkäufer lieber etwas weniger nehmen, als daß sie gar nicht verkaufen sollten, und dieses wiederum auf den Preis des ganzen Vorraths der verkäuflichen Ware so einwirkt, daß derselbe überhaupt fällt.

Stimt endlich die Quantität der zu Markte gebrachten Ware mit der Quantität der Nachfrage überein, so sind der Marktpreis und der natürliche Preis einander gleich.

Das Interesse der Menschen bringt es mit sich, daß sie so viel wie möglich die Quantität der zu Markte zu bringenden Waren mit der Quantität der Nachfrage in ein Gleichgewicht zu setzen suchen. Wird jene beträchtlich größer, als diese, so ist die unmittelbare Folge, daß die Waren im Preise sinken, und der Verlust wird entweder auf die Grundeigenthümer, oder auf die Arbeiter, oder auf die Unternehmer, die das Capital vorschießen, zurückfallen. Unter diesen Umständen wird den Grundeigenthümer sein Interesse bewegen, den Theil seines Bodens, welchen er bisher der Producirung von Materialien zu den zu wohlfeil gewordenen Waren widmete, auf eine andere Art anzulegen, die für ihn vortheilhafter ist; die Arbeiter werden ihre Zeit und Kräfte aus demselben Grunde auf etwas Anderes wenden; die Capitalisten werden einen Theil ihres Capitals, oder dieses ganz, jenen Waren entziehen. Nunmehro kömt eine geringere Quantität dieser Waren zu Markte; das gleiche Verhältniß mit der Quantität der Nachfrage wird hergestellt, und der Preis jener steigt wieder bis zu ihrem wirklichen Werthe. Ist aber der Fall umgekehrt, daß die Quantität der zu Markte gebrachten Waren beträchtlich kleiner ist, als die Quantität der Nachfrage; so fällt auch der Gewinn aus dem höhern Preise der Waren entweder den Grundeigenthümern, oder den Arbeitern, oder den Capitalisten, oder allen zugleich zu. Die Folge hiervon wird seyn, daß die Grundeigenthümer mehr Land

anwenden, um die zu der Ware erfoderlichen Materialien in größerer Menge zu liefern, daß mehr Arbeit, ein größeres Capital, auf die Producirung der Ware angelegt wird. Nach und nach kömt eben so die Quantität der Waren mit der Quantität der Nachfrage in's Gleichgewicht, und der Marktpreis jener trifft mit ihrem wirklichen Preise zusammen. Der natürliche Preis der Ware ist also gleichsam das Centrum, gegen welches die wandelbaren Marktpreise aller Waren beständig graviriren.

Der natürliche Preis der Waren selbst ändert sich, so wie sich der eine oder der andere seiner Bestandtheile, die Rente, der Arbeitslohn, und der Capitalgewinn, ändern. Die Aenderungen der beyden letzten Bestandtheile haben aber hier den größten Einfluß. Smith untersucht also auch zunächst die Ursachen, welche die Größe des Arbeitslohnes und Capitalgewinns bestimmen.

Ursprünglich gehört das ganze Product der Arbeit dem Arbeiter, und dieses macht seinen Lohn aus. Aber dieser Zustand dauert nur so lange, als bis Grund und Boden Eigenthum geworden sind, und Capitalien sich gesammelt haben. Ist das Land Eigenthum geworden, so verlangt der Eigenthümer eine Rente von den Producten, die auf seinem Gebiete erzeugt und eingesammelt werden, und diese Rente wird zuerst von dem Producte der Arbeit abgezogen. Es ist ferner selten, daß der wirkliche Arbeiter, z. B. beym Ackerbaue, Vermögen genug hat, um sich bis zur Ernte zu unterhalten. Dieser Unterhalt muß ihm also von dem Capitale eines Andern vorgeschossen

werden, und dieser Andere ist der Pachter, welcher ihn in Arbeit setzt. Der Pachter aber erwartet wiederum einen Gewinn von seinem angelegten Capital, und dies ist der zweyte Abzug, welchen das Product des Arbeiters leiden muß. Das Verhältniß, worin beym Ackerbaue der Pachter zum Arbeiter steht, ist im Wesentlichen dasselbe mit dem Verhältnisse des Meisters zu seinen Gesellen bey Handwerken, des Fabrikunternehmers zu seinen Fabricanten. Der Arbeitslohn hängt hier freylich von der Beschaffenheit der Arbeit, aber auch von den Bedingungen des Vertrages ab, der zwischen Meistern und Unternehmern, Gesellen und Fabricanten, obwaltet. Bey diesem Vertrage ist im Ganzen allemal der Nachtheil auf Seiten der Gesellen und Fabricanten. Die Meister und Unternehmer können sich leichter vereinigen, um den Arbeitslohn zu erniedrigen, und es ist das Interesse des Stats, sie hierin zu begünstigen. Man hat keine Gesetze, die den Meistern verböten, den Arbeitslohn willkührlich herabzusetzen; wohl aber Gesetze, die den Gesellen verbieten, den Arbeitslohn willkührlich zu erhöhen. Dazu komt, daß die Meister, die Kaufleute, die Fabrikunternehmer, allenfalls ein Jahr oder ein paar Jahre von ihren Capitalien leben können, so daß die Arbeiter brodtlos werden; und diese sind also gezwungen, in den Preis einzuwilligen, der ihnen für ihre Arbeit zugestanden wird. Hieraus fließt das Resultat: Der Lohn der Arbeit ist in der Regel verhältnißmäßig der kleinste, der er nach Beschaffenheit der Arbeit seyn kann. Unter diesen Maaßstab kann er nicht, wenigstens nicht auf die Länge, erniedrigt werden, weil der Mensch doch von seiner Arbeit muß leben können, und zwar in dem Zustande und unter den Bedingungen, die seine

ne Arbeit voraussetzt, wenn er überhaupt soll arbeiten können.

Gleichwohl giebt es gewisse Umstände, wodurch der Lohn der Arbeit über das gewöhnliche Maaß, welches immer das kleinste ist, wobey ein Mensch, vollends mit einer Familie, bestehen kann, erhöht wird. Dahin gehört erstlich und vornehmlich die entstehende größere Nachfrage nach Arbeitern, die eine Concurrenz derer, welche Arbeiter bedürfen, veranlaßt, wodurch sie einander überbieten, und den Lohn erhöhen. Diese größere Nachfrage nach Arbeitern kann aber nicht anders geschehen, als wenn die Fonds wachsen, aus welchen der Arbeitslohn bezahlt wird, und also kann sie überhaupt nur bey der Zunahme des Nationalreichthums statt finden. Nicht in dem bereits vorhandenen Nationalreichthume liegt der Grund des steigenden Arbeitslohnes, sondern in dem fortwährenden Wachsthume jenes. Oder nicht in den reichsten Ländern, sondern die im Begriffe sind, reich zu werden, ist der Tagelohn am höchsten. England ist viel reicher, als Nordamerica; aber der Tagelohn ist in dem letztern unverhältnißmäßig höher, weil es zu höherm Reichthume emporstrebt, wie auch die außerordentlich schnelle Zunahme seiner Einwohner beweist. Bleibt hingegen der Reichthum eines Landes auf einem Puncte stehen, so bleibt sich auch der Arbeitslohn gleich, und er wird vielmehr sinken, weil die Zahl der Arbeiter nach und nach zunimt, während die Quantität der Beschäfftigungen im Ganzen dieselbe ist. China ist schon seit Jahrhunderten eines der reichsten, fruchtbarsten, cultivirtesten Länder gewesen, scheint aber auch keine weitere Fortschritte gemacht zu haben. Daher ist schwerlich in

irgend einem Lande der Arbeitslohn geringer, als hier. Die Handwerker, anstatt in ihren Werkstätten zu bleiben, und Bestellungen ihrer Kunden abzuwarten, laufen hier mit ihrem Handwerkszeuge auf der Straße herum, und betteln um Arbeit; und die Art, wie sich die ärmste Classe in China ernährt, von Aas, todten Hunden und Katzen, übertrifft alle Vorstellung. Inzwischen, obgleich die Cultur und der Flor China's im Stillstande ist, kann man doch auch nicht sagen, daß sie zurückgiengen; es wird also nur dieselbe Quantität Arbeit verrichtet, die immer seitdem verrichtet wurde, daß China seine gegenwärtige Stufe der Cultur erreichte.

Aus dem Bisherigen kann man also im Allgemeinen schließen: Der hohe Arbeitslohn in einem Lande überhaupt ist die natürliche Wirkung und auch das sicherste Kennzeichen des steigenden Nationalreichthums. Der kärgliche Unterhalt der arbeitenden Armen ist ein natürliches Symptom des Stillestandes desselben; und wenn der Arbeiter Noth leidet, so ist dies ein Beweis, daß die Nation schnell rückwärts gehe.

Man könte fragen, ob die Erhöhung des Arbeitslohnes ein Vortheil oder Nachtheil für das gemeine Wesen im Ganzen sey, sofern sie eine bequemere und opulentere Lebensweise der arbeitenden Classe nach sich zieht? Smith entscheidet für das Erste. Die Arbeiter machen den größten Theil einer Nation aus, und diese kann nicht blühend und glücklich seyn, wenn jene nicht in einem verhältnißmäßigen Wohlstande sich befinden. Auch ist dies nicht mehr als billig, da sie durch ihre Arbeit dem ganzen Körper der Nation Nahrung, Kleidung und Wohnung verschaf-

schaffen. Ferner die Armuth erschwert zwar das Heyrathen, aber hindert es nicht ganz. Was sie hingegen hindert, ist das Auferziehen der Kinder. Von zwanzig Kindern, die eine halb verhungerte Bergschottin zur Welt bringt, bleiben oft nur zwey am Leben. Werden nun aber durch eine reichlichere Belohnung die Arbeiter in den Stand gesetzt, ihre Kinder selbst zu ernähren und zu erziehen; so wird die Sterblichkeit der Kinder dieser Classe ungleich geringer werden, und dadurch wird die Bevölkerung außerordentlich vermehrt. Die reichlichere Belohnung befördert auch nicht bloß die Fortpflanzung beym gemeinen Manne, sondern auch den Fleiß desselben. Durch den höhern Arbeitslohn wird der Fleiß ermuntert, und dieser nimt, wie jede Vollkommenheit des Menschen, in dem Grade zu, in welchem er ermuntert wird. Ein höherer Arbeitslohn verschafft dem Arbeiter reichlichere Nahrung, also auch eine bessere Gesundheit und mehr Kräfte; er erweckt in ihm die Hoffnung, das Leben im Wohlstande und Ueberflusse hinbringen und enden zu können, und dadurch bekomt der Geist Muth und Lust zur Anstrengung. Deswegen sind die Arbeiter da immer thätiger, wo der Arbeitslohn hoch ist, als da, wo er niedrig ist. Es giebt freylich Arbeiter, die, wenn sie in vier Tagen so viel erarbeiten können, wie sie die Woche über nöthig haben, drey Tage müssig gehen; aber dies gilt doch nur von dem kleinsten Theile derselben; im Gegentheile findet man bey den Handwerksgesellen, daß sie sich überarbeiten, wenn sie reichlich bezahlt werden, um immer noch mehr zu verdienen, und daß sie dadurch ihre Gesnndheit zu Grunde richten. Von den Zimmerleuten in London rühmt Smith einen solchen Fleiß, weil sie gut bezahlt werden, daß ein

Zimmermann nicht über acht Jahre seine vollen Kräfte behalte.

So wie das Steigen und Fallen des Arbeitslohnes von dem wechselnden oder abnehmenden Reichthume der ganzen Gesellschaft abhängt, so auch das Steigen und Fallen der Capitalgewinste; nur daß die Wirkungen dieser Ursache in dem einen oder dem andern Falle verschieden sind. Durch die Zunahme der Capitalien wird der Arbeitslohn erhöht, aber der Capitalgewinn verringert. Legen viele Kaufleute ihre Capitalien in demselben Handelszweige an, so muß nothwendig die daraus entstehende Concurrenz den Gewinn kleiner machen, und erstreckt sich die Zunahme der Capitalien über alle Zweige des Handels und Gewerbes in einer Nation, so muß auch der Gewinn aller Capitalien überhaupt sich vermindern. Es läßt sich für eine gewisse Zeit und einen gewissen Ort nicht der bestimte Grad des gewöhnlichen Arbeitslohnes angeben, und eben so wenig der bestimte Grad eines Capitalgewinnes. Dieser ist so schwankend und veränderlich, daß oft der Unternehmer selbst nicht anzugeben weiß, was ihm sein Capital im Durchschnitte einbringe; die Preise der Waren sind abwechselnd; es komt auf das Glück oder Unglück der Mitwerber und der Kunden an; auf tausend Zufälle, denen die Kaufmannsgüter, wenn sie zu Wasser oder zu Lande verführt, oder in Speichern aufbewahrt werden, ausgesetzt sind. Daher ändert sich der Capitalgewinn nicht bloß von Jahr zu Jahre, sondern von Tage zu Tage, und selbst von Stunde zu Stunde. Noch schwerer ist es aber, den Totalgewinst der in allen Gewerben eines großen Reichs angelegten Capitalien anzugeben, und besonders aus entfernteren Zeitperioden.

Indessen lassen sich doch die Gewinste überhaupt aus der Höhe der Geldzinsen einigermaßen beurtheilen. Es ist ein gültiger Grundsatz: Wo sich das Geld mit Vortheil in einem Gewerbe anlegen läßt, da wird auch für die Erlaubniß, fremdes Geld zu nutzen, viel gezahlt; und wenn wenig dafür gegeben wird, so ist nur wenig damit zu gewinnen. Hat also der gewöhnliche Zinsfuß in einem Lande sich verändert, so müssen auch die Gewinne von angelegten oder anzulegenden Capitalien verändert worden seyn. Beyde steigen und fallen zugleich. Deswegen läßt die Geschichte der Veränderungen in dem Zinsfuße der Länder auf die Abwechselungen mit Sicherheit schließen, die in den Gewinsten aus den verschiedenen Gewerben erfolgt sind.

Smith zeigt historisch, wie nach und nach die Zinsen in England gefallen sind. Seit der Regierung der Königinn Anna scheinen Fünf Procent eher über als unter dem Marktpreise gewesen zu seyn, und von dieser Periode an hat der Reichthum Englands mit stufenweise beschleunigter Geschwindigkeit zugenommen. In eben dem Verhältnisse sind während dieses Zeitraums die Arbeitspreise gestiegen, dagegen aber die Gewinne aus den verschiedenen Gewerbs- und Handelszweigen kleiner geworden sind. In einer großen Stadt bedarf es eines größern Capitals, um ein gewisses Gewerbe zu treiben, als in einem Dorfe. In jener machen die ansehnlichen auf jeden Gewerbszweig angewandten Fonds, und die Menge reicher Mitwerber, das Verhältniß des Gewinns zum Capitale kleiner. Der Tagelohn ist in großen Städten immer höher, als in kleinen. In jenen können die Unternehmer oft nicht Arbeiter genug bekommen; sie überbieten also

einander, um wenigstens so viel Arbeiter, wie möglich, zu erhalten, und dadurch treiben sie selbst den Arbeitslohn in die Höhe. Hingegen auf dem Lande sind der anzulegenden Capitalien wenig; und der arbeitenden Leute viele; diese bieten sich also um die Wette zum Arbeiten an; und indem sie freywillig ihren Lohn herabsetzen, vergrößern sie den Gewinn des Unternehmers.

Wenn die Gewinne abnehmen, so klagen die Kaufleute über den Verfall des Handels. Aber eben diese Verminderung des Gewinnes entsteht aus dem Flore des Handels, und beweist ihn; denn sie beweist, daß größere Capitalien darin angelegt werden. Die Holländer haben große Summen in den Englischen und Französischen Fonds; und haben auch viel in Ländern, wo der Zinsfuß höher ist, an Privatpersonen ausgeliehen. Sie müssen also viele Capitalien überflüssig haben, oder wenigstens mehr, als sie im Gewerbe und Handel ihres Landes anzulegen wissen. Jedoch folgt daraus nicht, daß Handel und Gewerbe bey ihnen abgenommen haben. Das Capital eines Privatmanns kann zu groß werden, als daß er es ganz in den Geschäfften, wodurch er es gewonnen, mit Nutzen anlegen könte; dem ungeachtet können sich diese Geschäffte selbst immer erweitern; und so kann es sich auch mit dem Reichthume und den Gewerben einer ganzen Nation verhalten. In den Nordamericanischen und Westindischen Colonieen ist nicht nur der Tagelohn, sondern auch der Zinsfuß, und folglich der Capitalgewinn, höher als in England. Dies ist sonst selten an einem Orte vereinigt, läßt sich aber aus den besondern Umständen erklären, in welchen sich neue Colonieen befinden. Eine neue Colonie hat

lange Zeit hindurch für den Umfang ihres Gebiets zu wenig Fonds, und vornehmlich zu wenig Menschen. Es ist mehr Land da, das angebaut werden kann, als Capital, um den Anbau zu bewirken. Die wirklich vorhandenen Fonds werden also zuerst bloß auf den Anbau der fruchtbarsten Ländereyen gewandt, und derer, die am vortheilhaftesten liegen, wie an der See, oder an den Ufern schiffbarer Ströme. Auch solche Ländereyen werden oft noch unter dem Werthe verkauft, welchen sie nach der bloßen Berechnung der darauf wachsenden freywilligen Erzeugnisse haben sollten. Die Capitalien nun, welche auf den Ankauf und Anbau solcher Ländereyen gewandt werden, müssen nothwendig große Gewinste bringen, und, wenn sie erborgt sind, große Zinsen abwerfen können. Da hierdurch das Capital schnell wächst, so ist der Pflanzer im Stande, mehr Arbeiter zu beschäfftigen; dieser sind aber zu wenig vorhanden; er muß also diejenigen, die er erhalten kann, reichlich bezahlen. Je mehr indeß die Colonie zum Wohlstande fortschreitet, desto geringer werden auch die Capitalgewinne. In den Nordamericanischen Colonien ist der Zinsfuß in den leztern Decennien schon sehr herabgesunken, so wie Reichthum, Bevölkerung und Landbau zugenommen haben.

Mit dem Gewinne der Capitalisten fällt der Arbeitslohn nicht immer zugleich. So wie der Capitalien mehr werden, nimt die Nachfrage nach Arbeitern zu, die Gewinne von jenen mögen steigen oder fallen. Ja ein Capital kann noch immer zunehmen, und schneller, als zuvor, auch wenn die Gewinne vermindert sind. Der Erwerb von Reichthümern ganzer Völker schreitet eben so fort, wie bey Privat-

personen. Ein großes Capital mit kleinen Gewinnen vermehrt sich schneller, als ein kleines mit großen Gewinnen. Geld macht Geld, ist ein wahres Sprichwort. Hat man einmal erst etwas Weniges erworben, so ist es oft nicht schwer, einen größern Erwerb damit zu machen; aber jenes Wenige zu erwerben, das ist für einen Menschen, der nichts hat, die größte Schwierigkeit.

Wenn in einem Lande die Reichthümer schnell wachsen, so kann durch die Hinzufügung eines neuen Gebiets, oder durch die Entdeckung neuer Erwerbszweige, der Gewinn von Capitalien, und eben damit der Zinsfuß vom Darlehn, plötzlich steigen. Für die durch die neue Acquisition erweiterten Geschäffte reicht das Capital des Landes nicht mehr zu; dieses wird also zunächst nur auf die vortheilhaftesten Gewerbe gewandt, und andern minder vortheilhaften entzogen. In Ansehung dieser entsteht also eine geringere Concurrenz. Der Markt wird mit Waren gewisser Art nicht mehr hinlänglich versehen; mithin steigt der Preis derselben; nun werden die Capitalgewinne vermehrt, und die Unternehmer sind also auch im Stande, höhere Zinsen davon zu zahlen.

Unterdessen kann auch die Abnahme der gesammten Fonds einer Nation, indem sie den Tagelohn herunterbringt, die Gewinne, und so auch die Zinsen der Capitalien in die Höhe treiben. Der geringere Arbeitslohn bewirkt eine größere Wohlfeilheit der Waren; weniger Capitalisten bewirken weniger Concurrenz auf dem Markte; die Waren werden theurer verkauft, die Gewinne vermehrt, und es entstehen also höhere Geldzinsen. In Ostindien lassen sich sehr

schnell durch Handel und Gewerbe große Reichthümer erwerben, weil den Arbeitern nur ein sehr geringer Lohn bezahlt wird; aber den Landpächtern wird auch Geld zu vierzig, funfzig und sechzig Procent geliehen; wovon denn freylich die Folge ist, daß der Gewinn des Pachters wie des Grundeigenthümers durch diese wucherhaften Darlehne verschlungen werden, und die Leute gänzlich verarmen, da der Betrag der nächsten Erndte für die Rückzahlung des Darlehns nebst den Zinsen verpfändet wird. Denn das höchste Maaß, wozu die ordentlichen Gewinne des Capitalisten steigen können, ist, wenn sie so groß sind, daß sie in den Preisen der Waren den Theil, welcher dem Grundeigenthümer zukomt, verschlingen, und für den Arbeiter nur einen so kleinen Lohn übrig lassen, als durchaus nothwendig ist, wenn der Arbeiter leben, und folglich die Ware überhaupt zubereitet und zu Markte gebracht werden soll. Der Arbeiter muß nothwendig unterhalten werden; der Besitzer von Grund und Boden braucht seine Rente nicht nothwendig zu bekommen, zumal wenn er selbst Arbeiter ist; geht der Wucher des Capitalisten aber so weit, daß er auch den nothwendigsten Arbeitslohn verschlingt; so hört alle Producirung von Waren auf.

In einem und demselben Lande müssen die Vortheile und Nachtheile, welche mit den verschiedenen Arten der Anlegung des Fleißes und der Capitalien verbunden sind, im Ganzen entweder in völligem Gleichgewichte seyn, oder sich doch demselben immerfort zu nähern suchen. Ist eine Art der Anwendung augenscheinlich vortheilhafter, als die übrigen, so wird eine größere Concurrenz entstehen, und das Gleichgewicht des Einkommens wird dadurch zwischen jener

ner und anderen Arten der Beschäfftigung hergestellt. Ist eine Art der Anwendung nachtheiliger, so wird der entgegengesetzte Fall einer Verminderung der Concurrenz eintreten, und dieselbe Folge wird aus dem entgegengesetzten Grunde hervorgehen. Hierbey wird aber vorausgesetzt, daß die Dinge in einem Staate ihrem natürlichen Laufe überlassen bleiben, und die vollkommenste Freyheit herrscht, eine Beschäfftigung zu wählen, wie es Jedem beliebt. Dann wird der Eigennutz einen Jeden dahin bringen, das für ihn vortheilhaftere Gewerbe aufzusuchen, und es dem minder einträglichen vorzuziehen.

Die Verschiedenheit des Arbeitslohns und Capitalgewinns fast in ganz Europa, besonders nach Geld berechnet, von den verschiedenen Gattungen der Arbeit und Capitalanlegung, ist sehr merkwürdig. Sie rührt her theils von den Eigenthümlichkeiten der Beschäfftigungen selbst, die entweder wirklich oder in der Einbildung der Menschen bey einigen den Mangel großer Geldvortheile ersetzen, bey anderen den Ersatz großer Geldvortheile fodern; theils von den Europäischen Polizeyverfassungen, die überall mehr oder weniger den natürlichen Gang der Dinge stören.

Smith giebt fünf Umstände an, durch welche die Natur der Beschäfftigungen selbst eine Ungleichheit ihres Ertrags nach sich zieht. Erstlich: Der Lohn einer Arbeit ist größer oder geringer, je nachdem die Arbeit leicht oder schwer, angenehm oder verdrüßlich, sicher oder gefährlich, reinlich oder unreinlich, entehrend oder ehrenvoll ist. Ist eine Arbeit mit Ehre verknüpft, so wird diese als ein Theil der Belohnung betrachtet, und der Arbeitslohn ist verhältnißmäßig; ist sie entehrend, so ist der Arbeitslohn

lohn verhältnißmäßig größer, wie z. B. für die Verrichtungen eines Scharfrichters.

Zweytens: Der Lohn einer Arbeit ist größer oder kleiner, je nachdem die dazu nöthige Geschicklichkeit leichter oder schwerer, wohlfeiler oder kostbarer, zu erwerben ist. Von einer kostbaren Maschine in einer Manufactur erwartet der Unternehmer einen angemessenen Gewinn. So erwartet auch ein Mensch, dessen Erziehung viel gekostet hat, daß ihm seine Geschicklichkeit die angelegten Kosten wieder einbringen werde. Hierauf beruht der Unterschied zwischen dem Lohne einer Arbeit, wozu ein besonderes Talent, und einer, wozu nur Kraft und Fleiß nöthig sind, zwischen Künstlerarbeit und gemeiner Arbeit. Die Arbeit der Landbauer wird als gemeine Arbeit betrachtet, und ist nach den Europäischen Polizeygesetzen jedem erlaubt; hingegen die Arbeit der Handwerker, mechanischen Künstler und Fabricanten, sieht man als kunstvoll an; niemand darf sie verrichten, der sie nicht von einem Meister erlernt hat, dem er dafür entweder eine Zeitlang umsonst arbeiten, oder Lehrgeld bezahlen mußte; es ist also billig, daß auch der Arbeitslohn hier größer sey. Zu einem Gelehrten gehört noch mehr Vorbereitung und Aufwand; es ist also natürlich, daß der Arbeitslohn hier der höchste ist.

Drittens: Der Lohn der Arbeit in den verschiedenen Arten der Beschäfftigung ist größer oder kleiner, je nachdem die Beschäfftigung selbst ununterbrochen fortgehen kann, oder Gelegenheiten erfodert, die nur von Zeit zu Zeit wiederkommen. Die meisten Manufacturarbeiter sind sicher, daß sie das ganze Jahr hindurch, einen Tag wie den andern, Arbeit bekommen; und daher ist oft der Verdienst

der

der Manufacturisten nicht größer, als gemeines Tagelohn. Die Maurer, Dachdecker, können nicht immer arbeiten; ihr Lohn muß höher seyn, und ist es auch im Ganzen genommen, weil sie auch die Tage über, wo sie ohne Arbeit sind, davon leben müssen. Die Auslader der Schiffe bekommen mehr Lohn, eben weil ihre Arbeit zufällig ist. Die Gewinne der in einem Gewerbe angelegten Capitalien leiden durch die Unbeständigkeit der Beschäfftigungen des Gewerbes nichts, weil es immer von dem Eigenthümer abhängt, wie er sein Capital in der Zwischenzeit nutzen will.

Viertens: Der Lohn einer Arbeit ist größer oder geringer, je nachdem das Vertrauen größer oder geringer ist, welches dabey in den Arbeitenden gesetzt werden muß. Daher werden Goldschmiede, Juweliren, Uhrmacher, theurer bezahlt als Andere, nicht bloß wegen der größeren Künstlichkeit der Arbeit; sondern weil ihnen Materialien von Werthe anvertraut werden, und sie also Leute von Vermögen seyn müssen, die nicht bloß um's Brodt arbeiten. Der Arzt wird theurer bezahlt. Man vertraut ihm das Liebste, was man hat, Gesundheit und Leben, an. Der Sachwalter wird theuer bezahlt. Er hat für die Sicherheit und Vertheidigung unsers Vermögens und unserer Ehre zu sorgen; er muß also selbst ein Mann von Ansehn und Ehre seyn, und dem gemäß bezahlt werden.

Fünftens: Der Lohn der Arbeiten wechselt in den verschiedenen Beschäfftigungsarten ab, nachdem die Wahrscheinlichkeit des Gelingens in denselben größer oder geringer ist. Mehr Menschen, die sich zu einer Beschäfftigung bilden, sind mehr oder weniger dazu

dazu fähig. Bey Handwerken ist im Ganzen der Erfolg gewiß; ein Schuster, Schneider oder Tischler wird Jeder wohl so weit, daß er sein Brodt erwerben kann; aber unter denen, die sich den schönen Künsten oder Wissenschaften auf einer Universität widmen, sind bekantlich viele, die es nicht so weit bringen, daß sie sich von ihrer Kunst oder Einsicht ernähren könten. Daher die vielen Advocaten, die nichts zu leben haben, und dadurch verleitet werden, auf eine Art zu handeln, die sie als Sachwalter der Gerechtigkeit sich am wenigsten erlauben sollten. Daß bey allen von der gelehrten Lebensart abschreckenden Umständen dennoch so viele Unberufene sich dazu drängen, hat theils in der Ehre und Achtung seinen Grund, die ein Gelehrter von ausgezeichneter Vortrefflichkeit genießt; theils in dem natürlichen Vertrauen, das Jeder selbst zu seinen Fähigkeiten und noch mehr zu seinem Glücke hat, oder das auch die Eltern zu den Talenten und dem Glücke ihrer Kinder haben. Ein Genie wird bewundert und berühmt; dieser Ruhm ist für Manche so verführerisch, daß sie damit allein zufrieden sind, und lieber — Hunger und Sorgen ertragen, als etwas Einträglicheres, wie — Philosophie und Poesie, treiben. Es giebt Talente, die Andern Vergnügen gewähren, und der Person, welche sie besitzt, Bewunderung zuziehen; die aber gleichwohl, wenn sie als Erwerbsmittel gebraucht werden, eine Art von Unehre mit sich führen. Aus diesen beyden Gründen lassen sich die ausschweifend hohen Gehalte erklären, welche Schauspieler, Opernsänger, Operntänzer bekommen: aus der Seltenheit und Anmuth ihrer Talente, und aus der Unehre, welche mit der Art, wie sie davon Gebrauch machen, verbunden ist. Hätte das Publicum gegen diese Art von

von Beschäfftigung kein Vorurtheil, so würde sich auch sehr bald die Concurrenz vermehren, und die Geldbelohnung würde alsdenn geringer werden.

Smith macht die feine Bemerkung, daß das Vertrauen der Menschen auf ihr Glück noch größer sey, als das auf ihre natürlichen Fähigkeiten, und daß hieraus die meisten Misgriffe in der Wahl der Lebensart und der Beschäfftigungen entspringen. Er beweist dies auffallend durch den Hang der Menschen in Lotterieen zu setzen, durch die mäßigen Assecuranzprämien, die doch immer noch nicht mäßig genug sind, daß nicht Leute wagen sollten, selbst im Kriege, ihre Schiffe unversichert in See gehen zu lassen, um jene Kleinigkeit zu ersparen, die sie vor der Gefahr eines großen Verlustes schützte. Am meisten aber beherrscht den Menschen das Vertrauen auf sein Glück gerade in dem Alter, wo er seine künftige Lebensart wählt. Welcher junge Mann, der sich zum Soldaten oder Seedienst freywillig anwerben läßt, spiegelt sich nicht die Hoffnung vor, dereinst wenigstens ein Regiment oder ein Kriegsschiff zu commandiren? Und doch macht diese romantische Hoffnung den ganzen Preis aus, für welchen er seine Gesundheit und Leben verkauft; denn der Sold ist geringer, als gemeiner Tagelohn, und im wirklichen Dienste, vornehmlich dem Seedienste, ist die Arbeit weit beschwerlicher, als die Arbeit des Tagelöhners. Doch ist die Lotterie, welche der Seedienst darbietet, wie sich Smith ausdrückt, nicht ganz so unvortheilhaft, wie die der Landtruppen. Gemeine Matrosen haben eher die Aussicht, zu einigem Vermögen zu gelangen, oder zu einem höhern Posten befördert zu werden, als gemeine Soldaten.

In

In Ansehung der Gewinne von angelegten Capitalien ist die größere oder geringere Gewißheit, mit der man in bestimter Zeit darauf rechnen kann, sein Capital wieder zu haben, eine allgemeine und sichere Ursache, welche jene Gewinne vermehrt und vermindert. Weil diese Gewißheit beym inländischen Handel größer ist, als beym ausländischen, und bey einigen Zweigen des letztern mehr, als bey andern, so ist auch der Gewinn bey jenen kleiner, als bey diesen. Bey allen Handelszweigen, wo viel auf's Spiel gesetzt wird, giebt es auch die meisten Bankrotte. Der Schleichhandel, wenn er gelingt, kann freylich sehr bereichern; aber da er der gefährlichste ist, so ist er in der Regel für einen Kaufmann der sicherste Weg zum Ruine.

Da also von den Umständen, welche den Lohn der Arbeit abändern, die wenigsten auf den Capitalgewinn Einfluß haben, so kann der Unterschied des Lohnes bey den verschiedenen Beschäfftigungen sehr groß seyn, wenn der Capitalgewinn davon sich ziemlich gleich bleibt. Man spricht im gemeinen Leben so viel von dem Gewinne, welchen die Apotheker mit ihren Waren machen. Aber dieser ist größtentheils Arbeitslohn, und nicht Capitalgewinn. Die Verrichtungen eines Apothekers erfodern eine mannichfaltigere Geschicklichkeit und eine sorgfältigere Aufmerksamkeit, als die Arbeiten der meisten Künstler. Der Apotheker vertritt oft die Stelle des Arztes; seine Belohnung muß also seiner Geschicklichkeit, seinem Fleiße, und dem in ihn gesetzten Vertrauen entsprechen. Nun kann aber der Apotheker diese Belohnung nicht anders erhalten, als durch einen erhöhten Preis der Waren, die er verkauft. Wenn er also

so auch mit tausend Procent Gewinn verkauft, so ist dies nur der billige Lohn für seine Arbeit, und gar nicht nach dem Maaßstabe eines gewöhnlichen Capitalgewinns zu beurtheilen.

Sollen gleichwohl Vortheil und Nachtheil verschiedener Gewerbe in einem Lande im Gleichgewichte seyn, so sind außer der vollkommensten Freyheit, noch drey Bedingungen erfoderlich. Erstlich die Gewerbe müssen sämtlich in dem Lande schon lange eingeführt und wohl bekant seyn; zweytens sie müssen sich in dem Zustande befinden, welchen man den natürlichen nennen kann; drittens eines wie das andere muß die ganze und einzige Beschäfftigung derer ausmachen, die sich damit abgeben.

Unter übrigens gleichen Umständen ist der Arbeitslohn bey einem neuen Gewerbe immer höher, als bey einem alten; denn nur durch höhern Lohn kann der Unternehmer des neuen Gewerbes die Arbeiter von den alten zu dem seinigen herüberlocken. Daher ist der Lohn bey den Manufacturen, die für die Mode und für eingebildete Bedürfnisse arbeiten, höher, als bey solchen, deren Erzeugnisse des Nutzens und wirklichen Bedürfnisses wegen gesucht werden. Jene verändern sich beständig, und sind von Zeit zu Zeit als ganz neu entstehende Gewerbe zu betrachten; diese verändern sich nicht, oder doch ungleich weniger. Gelingt denn ein neues Gewerbe, so sind anfangs die Vortheile sehr groß; bald aber entsteht größere Concurrenz, und der Capitalgewinn wird mit dem aller übrigen Gewerbe gleich.

Der natürliche Zustand eines Gewerbes kann sich auch verändern, und dadurch den Arbeitslohn

und

und Capitalgewinn erhöhen oder vermindern. Werden in Kriegszeiten die Matrosen von den Kauffahrteyschiffen genommen, um die königliche Flotte zu bemannen, so werden die Matrosen für jene selten, und dies treibt ihren Arbeitslohn zuweilen um das Doppelte in die Höhe. Geräth hingegen ein Gewerbe in großen Verfall durch ähnliche äußere Ursachen, so sind die Arbeiter anfangs mit einem geringern Lohne zufrieden, ehe sie sich entschließen, sich in eine neue Lebensart einzulassen. Zu dem Gewinne des Capitalisten kann auch der sogenante Speculationshandel beytragen, daß gewisse Waren aufgekauft werden, weil vorauszusehen ist, daß sie im Preise steigen werden, oder verkauft werden, wenn es wahrscheinlich ist, daß sie im Preise fallen.

Manche Beschäfftigungen endlich füllen nicht die ganze Zeit der Arbeiter aus; dadurch werden sie geneigt, in den leeren Zwischenräumen noch andere Arbeiten zu verrichten, und zwar für einen geringern Lohn, als sonst diesen Arbeiten zukommen würde. Die Erzeugnisse dieser Zwischenarbeiten kommen also vermöge des geringern Arbeitslohns wohlfeiler zu Markte, als sie anderswo nach dem gewöhnlichen Arbeitslohne geliefert werden können. Inzwischen kann man mit Recht behaupten, daß die Betreibung mehrer Gewerbe zugleich nur auf dem Lande in größerer Entfernung von Städten, und in kleinen Marktflecken häufig vorkomme. Findet sie auch in den größeren Städten eines Landes statt, so ist dies ein Beweis der Armuth derselben; denn in reichen Ländern und Städten beschäfftigt meistens ein einziges Gewerbe das Capital und den Fleiß der Menschen hinlänglich, die sich damit abgeben.

Wenn also auch die Menschen der vollkommensten Freyheit bey ihren Gewerben genießen, so bringt doch der Mangel einer der vorher gefoderten Bedingungen zwischen den verschiedenen Arten, Geld oder Arbeit anzulegen, mancherley Unterschiede in Absicht der Vortheile und Nachtheile hervor, welche damit verknüpft sind. Aber die Polizey der Europäischen Staaten läßt nirgends die Freyheit der Gewerbe ungestört, und dadurch entstehen noch viel wichtigere Ungleichheiten.

1) Die Polizey schränkt gewöhnlich in gewissen Gewerben die Concurrenz auf eine geringere Zahl von Mitbewerbern ein, als sich sonst damit abgeben würden; und zwar thut sie dies durch die ausschließenden Privilegien der Zünfte (Corporationen). Wer an dem Gewerbe Theil nehmen will, muß gewisse Lehrjahre ausgestanden, als Geselle gedient, unter gewissen Bedingungen Meister geworden seyn: Umstände, die alle die freye Concurrenz hindern und erschweren. Smith eifert besonders gegen die Festsetzung einer langen Lehrzeit. Sie ist kein sicheres Mittel, zu bewirken, daß nicht schlechte Arbeit zu Markte komme, und noch weniger gewöhnt sie die jungen Leute zum Fleiße; vielmehr sie gewöhnt sie zum Schlendern und Faullenzen. Ein Geselle, der für seine Arbeit Lohn bekomt, zumal wenn er nach dem Stücke arbeitet, ist fleißiger, als ein Lehrbursche, der keinen bekomt; denn dieser hat keinen Vortheil dabey, fleißig zu seyn. Bey den Gewerben, wo auch die Lehrburschen einen verhältnißmäßigen Lohn bekommen, sind sie ungleich thätiger. Es ist natürlich, daß junge Leute eine entschiedene Abneigung gegen alle Arbeit fassen, wenn sie gar zu lange ohne allen Lohn arbeiten

ten müssen, und viele werden eben dadurch zu Taugenichtsen. Auch ist eine lange Lehrzeit in allen Fällen unnöthig. Die Erfindung und Vervollkomnung eines Handwerks oder einer Kunst konte langes Nachdenken, mancherley Versuche und Uebungen erfodern; aber da sie einmal erfunden und ausgebildet ist, bedarf es nur der Erklärung, der Nachahmung, der Uebung, um es zur Fertigkeit zu bringen. Die meisten Handwerke und Künste würden von einem nicht ganz dummen jungen Menschen in einem oder ein paar Jahren gelernt werden können, wenn man den Eifer und das Interesse der jungen Leute mehr weckte, als bey der gewöhnlichen Einrichtung geschieht. Man gebe auch dem Lehrburschen für das Wenige, was er an Arbeit verrichtet, seinen Lohn; lasse ihn hingegen bezahlen, was er durch Unfleiß und Ungeschicklichkeit an Materialien verdirbt; er wird alsdenn bald auf seinen Vortheil aufmerksam werden, und in kurzer Zeit es den Gesellen gleich thun. Die Meister würden freylich dabey verlieren; auch die Lehrburschen würden am Ende selbst verlieren durch die größere Concurrenz, die nun entstehen würde; aber das Publicum würde dabey gewinnen; die Producte der Arbeit würden wohlfeiler und besser, (da itzt das Publicum durch die Lehrburschenarbeit in der Regel betrogen wird), und die Erziehung der jungen Leute würde für die minder bemittelte Classe allgemein erleichtert werden, die bey der gegenwärtigen Einrichtung für die Eltern oft eine so drückende Last ist.

Daß durch die Zünfte die Freyheit der Concurrenz in den Gewerben eingeschränkt wurde, lag in dem natürlichen Gange der Cultur und Industrie. Die Regierung der Städte, sofern sie die Hauptsitze

des Bürgerstandes, der eigentlichen industriösen Classe des Volks, wurden, war ehedem ganz oder größtentheils in den Händen der Handwerker und Gewerbsleute. Diese hatten zu ihrem vornehmsten Augenmerke, zu verhüten, daß der Markt mit den Waren, die ihr Gewerbe hervorbrachte, nicht überfüllt wurde, oder vielmehr zu bewirken, daß er nie mit der Ware vollständig versorgt war. Es wurden also schickliche Anordnungen für diesen Zweck ausgedacht und eingeführt, und was die Unternehmer des einen Gewerbes sich erlaubten, mußten sie denen eines andern gestatten. In dem städtischen Verkehre selbst gewannen die Zünftigen hierdurch nicht; sie vertheuerten sich gegenseitig ihre Waren und Arbeiten; aber sie gewannen sämtlich im Verkehre mit dem platten Lande, der allein die Industrie der Städte aufrecht erhält, und die Einwohner derselben bereichert. Jede Stadt zieht den Unterhalt ihrer Einwohner und die Materialien der Industrie meistens vom Lande. Diese bezahlt sie theils damit, daß sie die Materialien verarbeitet auf's Land zurückschickt, und also den Arbeitslohn und die Zinsen des dabey angelegten Capitals gewinnt; theils daß sie rohe Producte, oder Fabrikwaren, die aus anderen Gegenden des Landes oder aus fremden Ländern in die Stadt eingeführt sind, versendet; wo gleichfalls der ursprüngliche Preis durch den Lohn der Fuhrleute und Schiffer, welche die Waren herbeyführen, und durch den Gewinn der Kaufleute, welche die Fuhrleute und Schiffer in Bewegung setzen, erhöht wird. Der Gewinn aus dem ersten Verkehre der Stadt mit dem Lande macht den Nahrungszweig der Manufacturen; der Gewinn aus dem andern den Nahrungszweig des in- und ausländischen Handels aus. In beyden Zweigen besteht der sämtliche Gewinn

winn der Stadt aus dem Lohne ihrer Arbeiter, und den Zinsen der Capitalisten, welche jene Arbeiter beschäfftigen. Alle Einrichtungen daher, welche darauf abzielen, Arbeitslohn und Gewinn über den Grad zu erhöhen, welchen sie natürlich erreichen würden, setzen die Städter in den Stand, mit einer geringeren Quantität ihrer Arbeit eine größere Quantität von Arbeiten der Landleute zu erkaufen. Dadurch bekommen die Gewerbsleute und Handwerker in der Stadt ein Uebergewicht über die Landleute. Alle Jahre wird das gesamte Erzeugniß der jährlichen Arbeit eines Landes zwischen den Städtern und Landleuten getheilt; durch die Zunfteinrichtungen aber, welche die Concurrenz erschweren, komt ein größerer Theil dieser Summe in die Hände der Städter, und so werden diese nach und nach im Ganzen wohlhabender, als die Bauern.

Der Vortheil, welchen die städtische Industrie überhaupt über die Arbeit der Landleute hat, erhellt auch aus folgender Beobachtung. Es giebt in einem Lande vielleicht hundert Menschen, die durch Manufacturen und Handel aus armen zu reichen Leuten geworden sind, gegen Einen, der ohne Vermögen den Landbau anfieng, und durch ihn reich wurde. Der Lohn der Arbeit und der Gewinn vom Capitale muß also in der Stadt größer seyn, als auf dem Lande; was sich auch sehr gut aus dem Verhältnisse der städtischen Industrie zur ländlichen erklären läßt.

Nicht bloß die Zunftgesetze und die durch sie bewirkten Einschränkungen der freyen Concurrenz sind es, welche der städtischen Industrie in Europa Ueberlegenheit über die ländliche verschaffen; sondern auch andere Polizeyeinrichtungen tragen dazu bey. Vor-

 nehm-

nehmlich gehören dahin die hohen Zölle auf auswärtige Fabrikwaren und Producte. Durch die Zunftgesetze werden die Städter gesichert, daß ihre Mitbürger nicht dieselben Waren zu niedrigern Preisen verkaufen; durch jene Zölle aber werden sie auch vor der Concurrenz der Ausländer gesichert. Und diesen erhöhten Preis müssen allein — die Landleute tragen, die weder Neigung, noch Einsicht, noch Mittel haben, sich der Errichtung solcher Monopolien der Städter zu widersetzen. Steigt indessen der Reichthum in den Städten so hoch, daß der Gewinn von den Capitalien zu geringe wird, so strömen die Capitalien auch wieder auf das Land über; Ackerbau und Viehzucht werden auf die mannichfaltigste Weise vervollkomnert, und das Verhältniß des Ertrags der ländlichen Industrie zu dem der städtischen komt mehr in's Gleichgewicht.

Eine dritte Störung des natürlichen Gleichgewichts der Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Gewerbe verursacht die Polizey auf die entgegengesetzte Weise, indem sie die Concurrenz in gewissen Gewerben künstlich vermehrt, und mehr Menschen in dieselben hineinzwingt, als sonst sich dazu entschließen würden. Solche Einrichtungen sind die Stipendien, Freyschulen, Freytische, für junge Leute, die sich den Studien widmen; wodurch mehrere bewogen werden, den gelehrten Stand zu wählen, welchen sie sonst aus Mangel an Vermögen nicht gewählt haben würden und könten. Der gelehrte Stand wird also nicht nur überfüllt, sondern die Concurrenz der Aermern vermindert auch den Lohn der Reichern. Smith konte aus der Kirchenverfassung seines Vaterlandes sich insbesondre auf die geringe Besoldung der Pfarrer berufen,

rufen, die oft nicht so groß, als der Lohn ist, welchen ein gemeiner Handwerksgeselle in England bekomt.

Endlich verursacht das in Europa befolgte System der Statsverwaltung eine Ungleichheit in den Vortheilen und Nachtheilen, welche mit den verschiedenen Beschäfftigungsarten verbunden sind, durch die Hindernisse des freyen Umlaufs der Capitalien und der Arbeiten, sowohl von einem Orte zum andern, als von einer Art des Geschäffts zur andern.

Wo durch das Gesetz eine bestimte Lehrzeit für ein Gewerbe als nothwendig erklärt ist, da kann der Arbeiter seine Beschäfftigung nicht verändern. Komt nun das Gewerbe in Abnahme und Verfall, so hat er kein Brodt, und es fehlt ihm das Mittel, es sich auf eine andere Art zu erwerben. Daher werden so manche fleißige Manufacturisten, wenn die Waren nicht mehr gesucht werden, Bettler, die sonst sich würden haben sehr gut ernähren können, sobald sie bey einer anderen Manufactur hätten arbeiten dürfen, ohne erst eine bestimte Lehrzeit auszuhalten. Eben dieses hindert aber auch auf gleiche Weise den Capitalisten, seine Gelder aus irgend einem Gewerbe herauszuziehen, und sie bey irgend einem andern anzulegen; weil die Größe des in einem Industriezweige anwendbaren Capitals meistens von der Anzahl der darin beschäfftigten Arbeiter abhängt. Doch stören die Zunftgesetze den freyen Umlauf der Capitalien von Ort zu Ort weniger, als den freyen Umlauf der Arbeiten.

Von dem Arbeitslohne und Capitalgewinne ist im Preise der Waren der dritte Hauptbestandtheil dieses,

ses, die Rente, durch manche Eigenthümlichkeiten verschieden. Hoher Arbeitslohn und große Gewinne sind die Ursachen theurer Warenpreise; hohe Renten sind die Wirkungen derselben. Es giebt aber Landesproducte, die immer eine Rente einbringen; andere, die bald eine Rente, und bald keine abwerfen; dann komt es auch auf die Abwechslungen an, die bey verschiedenen Graden der Landescultur theils in dem verschiedenen Werthe der rohen Producte unter sich, theils im Verhältnisse ihres Werths gegen den Werth von Manufacturwaren vorgehen. Smith geht also zur genaueren Untersuchung der verschiedenen Beschaffenheit der Rente über.

Zu den Producten, welche immer eine Rente abwerfen, gehören die nothwendigen Lebensbedürfnisse. Nun bringt aber der Grund und Boden fast immer eine größere Quantität von Nahrungsmitteln hervor, als zur Unterhaltung der Arbeiter nöthig ist, und der Ueberschuß reicht hin, den erwarteten Capitalgewinn zu gewähren. Etwas bleibt also sicher für den Grundherrn als Rente übrig.

Die Landrente ändert sich aber bey gleicher Fruchtbarkeit des Bodens nach der Lage eben so, wie sie bey einerley Lage sich nach der Fruchtbarkeit abändert. In der Nachbarschaft einer großen Stadt trägt ein fruchtbarer Acker mehr Rente, als in einer entfernten Gegend des Landes, weil es hier mehr kostet, die Producte zu Markte zu bringen, als dort. Dazu komt, daß in abgelegenen Gegenden auch die Gewinne größer sind, die man von Capitalien verlangt und erwartet, als in Hauptstädten und den umliegenden Gegenden. Die größte aller Verbesserungen, die in einem Lande vorgenommen werden kann, ist daher die

An-

Anlegung guter Landstraßen, Kanäle, die Reinigung und Sicherung schiffbarer Ströme, weil dadurch auch die entferntern Theile eines Landes mit den Hauptstädten in Verbindung kommen, und der Anbau jener aufgemuntert wird. Dem Monopole der Landschaft, welche die Hauptstadt umgiebt, wird dadurch gesteuert, und es wird also sowohl den Städten, als den entfernteren Gegenden genützt.

In jedem wohlangebauten Lande wird der größte Theil seines Bodens angewandt, Nahrungsmittel für Menschen oder für Vieh zu erzeugen. Die von diesem Theile zu erhaltenden Renten und Gewinne bestimmen die Renten und Gewinne aller anderen Arten des Anbaus. Bringt eine von diesen weniger ein, so wird bald das darauf gewandte Land in Kornfelder oder Wiesenplätze verwandelt; bringt sie mehr ein, so werden umgekehrt Getreide und Grasländer dazu übergehen.

Nächst Speise und Trank sind Kleider und Wohnung die größten Bedürfnisse der Menschen. Ein unangebautes Land bringt für weit mehr Menschen Materialien zur Kleidung und Wohnung, als Nahrungsmittel, hervor; ein angebautes hingegen kann oft mehr Menschen ernähren, als mit Kleidungs- und Baumaterialien versorgen, wenigstens mit solchen, wie sie dieselben begehren. Im ersten Falle ist ein Ueberfluß an Materialien, wodurch der Werth derselben herabgesetzt; im andern ist ein Mangel daran, wodurch der Werth erhöht wird. In jenem wird ein großer Theil der Materialien als unnütz weggeworfen, und was man davon wirklich braucht, wird nicht höher angeschlagen, als die Kosten der Arbeit betragen, so daß als Rente für den Grundherrn nichts übrig bleibt.

In

In diesem werden nicht nur sämtliche Materialien verbraucht; sondern es ist auch oft Nachfrage nach einer größeren Quantität, als die Fruchtbarkeit des Landes hervorbringt. Einer oder der Andere ist also dann immer bereit, etwas mehr dafür zu geben, als bloß zur Bezahlung der Unkosten nöthig ist, ohne welche die Materialien nicht zu Markte gebracht werden könten. Ihr Preis kann also einen Ueberschuß abwerfen, der dem Besitzer von Grund und Boden als Rente zu Gute komt. Dies ist der Fall bey allen Völkern, die mit den Materialien zur Kleidung einen auswärtigen Handel treiben.

Da die Materialien zur Wohnung nicht so leicht in entfernte Gegenden ausgeführt werden können, als die zur Kleidung, so werden sie auch nicht so leicht, wie diese, Gegenstände des auswärtigen Handels. Sind sie in einem Lande in zu großer Menge vorhanden, so sind sie, auch bey dem gegenwärtigen blühenden Zustande des Handels, dem Gutsbesitzer oft von gar keinem oder sehr geringem Nutzen. Steinbrüche und Bauholz sind in einem wohlangebauten Lande, in der Nähe großer Städte, von hohem Werthe und bringen ansehnliche Renten ein; in Nordamerica hingegen ist mancher Eigenthümer einem Jeden sehr verbunden, der sich die Mühe geben will, die großen Bäume von seinem Grunde und Boden wegzuschaffen. Inzwischen kann die Nachfrage reicherer Nationen, die an Baumaterialien Mangel leiden, in dem Ertrage überflüssiger Waldungen anderer Länder eine Aenderung machen. So finden die großen Waldungen Norwegens, Schwedens und Rußlands in Groß-Britannien einen Markt, und verschaffen dadurch ihren Besitzern eine Rente, welche ihnen ihr Vaterland nie würde haben verschaffen können.

Wie

Wie es sich mit den Waldungen in Ansehung der Rente verhält, welche der Eigenthümer dadurch gewinnen kann, so verhält es sich auch mit den Bergwerken. Der Preis jedes Metalls in jedem Bergwerke wird gewissermaßen durch den Preis bestimt, welchen es bey dem ergiebigsten Bergwerke hat; und dieser Preis ist von der Beschaffenheit, daß er bey den meisten Bergwerken wenig mehr, als die bloßen Kosten der Arbeit, und selten dem Eigenthümer von Grund und Boden eine ansehnliche Rente einbringt. An dem Preise der Metalle überhaupt hat also die Rente des Grundeigenthümers nur einen geringen, und an dem Preise der edeln Metalle den allerkleinsten Antheil. Auch der Gewinn der Unternehmer des Bergbaues ist, selbst in Peru, nicht sehr beträchtlich. Wer dort ein neues Bergwerk zu öffnen unternimt, wird als ein dem Bankrott zueilender, zu Grunde gerichteter Mensch angesehen, und deßwegen von Jedermann geflohen. Man betrachtet also auch dort, wie bey uns, den Bergbau wie eine Lotterie, in welcher die Gewinne den Nieten bey weitem nicht gleich kommen, obgleich die Größe einiger Gewinne immer eine Menge unbesonnener Glücksjäger reizt, ihr Vermögen auf ein so gefährliches Spiel zu setzen. Weil aber der Landesherr einen beträchtlichen Theil seiner Einkünfte von der Ausbeute der Bergwerke erhält, so muntert die Regierung auf alle mögliche Weise die Privatpersonen dazu auf, neue zu entdecken und zu bearbeiten; wiewohl diese höchst selten dabey gewinnen.

Der niedrigste Preis der edeln Metalle, oder die kleinste Quantität anderer Waren, gegen welche sie einen beträchtlichen Zeitraum hindurch vertauscht wer-

werden können, wird durch eben die Principien festgesetzt, welche den Werth jeder anderen Ware bestimmen. Das Capital, welches angewandt werden muß, um eine gewisse Quantität Gold hervorzubringen, und der Arbeitslohn, bestimmen den möglich kleinsten Preis des Goldes. Der höchste Preis dieses Metalls hingegen scheint durch nichts, als durch die Seltenheit oder den Ueberfluß desselben bestimt zu werden. Wenn diese Seltenheit sich vermehrte, so würde bald das kleinste Splitterchen Gold theurer, als ein Diamant seyn.

Der Werth der edeln Metalle überhaupt entspringt theils aus ihrem Nutzen, theils aus ihrer Schönheit. Da sie dem Roste und andern Verderbnissen weniger unterworfen sind, so sind sie nützlicher, als jedes andere Metall. Die aus ihnen verfertigten Geräthe sind dauerhafter, reinlicher, als andere. Vermöge ihrer Schönheit dienen sie, alle übrige Sachen zu verzieren. Keine Farbe giebt einem Hausgeräthe oder einem Kleide einen solchen Glanz, wie die Vergoldung. Dazu komt ihre Seltenheit. Der Reiche, der sie besitzt, kann mit ihnen seinen Reichthum zur Schau auslegen, eben weil sie selten sind, und ihr Besitz den Reichthum also am offenbarsten beweist. Der Werth der Edelsteine beruht auch lediglich auf ihrer Schönheit und Seltenheit.

Wenn der Ueberfluß an Nahrungsmitteln wächst, so vermehrt sich nothwendig auch die Nachfrage nach jedem andern Erdproducte, das nicht Nahrungsmittel ist, aber doch zum Nutzen, oder zur Zierde gebraucht werden kann. Das Verhältniß der Preise jener beyden Arten der Producte leidet also in dem ganzen Zeitraume fortschreitender Culturverbesserungen nur eine ein-

zige

zige ebenfalls fortschreitende Veränderung. Die Preise der nur zuweilen Rente bringenden Producte steigen unaufhörlich im Verhältnisse gegen die Preise der stets Rente einbringenden. Je mehr der Kunst- und Handwerksfleiß wächst, desto mehr müssen auch Materialien zur Wohnung und Kleidung der Menschen, nützliche Mineralien und Erdarten, edle Metalle und Steine gesucht werden, d. i. sie müssen immer theurer werden, so daß eine größere Quantität anderer Waren dafür eingetauscht werden kann. Ist dies nicht in allen Fällen geschehen, so liegt der Grund darin, daß durch besondere Umstände der Zufluß einiger dieser Producte auf dem Markte schneller angewachsen ist, als die Nachfrage. Z. B. Der Werth eines Quadersteinbruchs steigt mit der anwachsenden Cultur und Bevölkerung der umliegenden Gegend, besonders wenn er der einzige seiner Art in dieser Gegend ist. Hingegen der Werth einer Silbermine steigt nicht nothwendig bey wachsender Cultur und Volksmenge der umliegenden Gegend, selbst wenn es innerhalb tausend Meilen kein anderes Silberbergwerk gäbe. Der Markt für die Producte eines Steinbruchs kann sich höchstens nur auf fünf Meilen in die Runde erstrecken; die Nachfrage muß also in den meisten Fällen dem Ackerbaue und der Bevölkerung dieses kleinen Bezirks angemessen seyn. Aber der Markt für das Product eines Silberbergwerks erstreckt sich über die ganze bewohnte Erde. Nimt also nicht die Erde im Ganzen an Cultur und Bevölkerung zu, so kann die Nachfrage nach Silber auch durch das Aufblühen eines großen in der Nachbarschaft des Bergwerks belegenen Landes nicht vermehrt werden. Hätte die Cultur der Erde auch im Ganzen in manchen Rücksichten Fortschritte gemacht, wären aber zugleich neue mehr ergiebige

Bergwerke als alle bisherigen entdeckt worden; so könte, ungeachtet der vermehrten Nachfrage nach Silber, doch der Zufluß des Products, womit die Nachfrage des Products befriediget werden soll, in einer noch größeren Quantität gewachsen, und also der Preis dieses Metalls wirklich gefallen seyn.

Die ganze policirte und handelnde Welt ist der Markt für Silber. Wird die Erde durch die Vermehrung und Erweiterung des Menschengeschlechts mehr angebaut, und die Nachfrage auf jenem großen Markte vermehrt; indeß zu gleicher Zeit doch des Silbers nicht mehr wird; so muß der Werth dieses Metalls gegen Getreide stufenweise steigen; oder das Getreide wird, wie wir es nennen, dem Geldpreise nach wohlfeiler. Wird hingegen während der aufblühenden Cultur der Zufluß des Silbers in einem größern Maaße vermehrt, als das Bedürfniß desselben; so wird das Metall wohlfeiler, und der Getreidepreis muß steigen, troz des erweiterten und verbesserten Akkerbaues. Hält endlich der Zufluß des Silbers mit der Vermehrung der Nachfrage danach das Gleichgewicht; so bleiben auch die Preise des Silbers mit den Preisen des Getreides in dem alten Verhältnisse, d. i. die Getreidepreise bleiben unverändert. Smith bestätigt diese Resultate durch eine sehr interessante und lehrreiche Geschichte der Abwechslungen der Silberpreise in den letzten vier Jahrhunderten auf dem Europäischen Markte, die nicht weiter hierher gehört. Ich will nur der Vermuthung erwähnen, zu welcher diese Geschichte der Silberpreise die Regel der Beurtheilung liefert, daß das Silber noch gegenwärtig auf dem Europäischen Markte im Fallen ist. Alle Naturproducte, außer dem Getreide und denjenigen

Er-

Erzeugnissen des Pflanzenreichs, die ganz durch den menschlichen Fleiß hervorgebracht werden, alle andere Naturproducte, wie Vieh, Federvieh, Wildpret u. dgl. müssen immer theurer und theurer werden, je mehr Fortschritte die bürgerliche Gesellschaft an Cultur und Reichthum macht. Wenn demnach solche Waren anfangen, einer größeren Quantität Goldes und Silbers im Tausche gleich zu gelten; so ist die Ursache davon nicht nothwendig diese, daß das Silber wohlfeiler geworden ist, oder daß man dafür eine geringere Quantität Arbeit, als zuvor, erkaufen kann. Jene Waren können auch wirklich theurer, oder das Aequivalent einer größeren Quantität von Arbeit geworden seyn. Nicht der Nominalpreis bloß, sondern auch der reelle der Dinge steigt mit dem Fortgange der Cultur. Nicht das Silber ist weniger, sondern die Waren sind mehr werth geworden.

Auch auf drey verschiedene Arten der rohen Producte äußert die fortschreitende Cultur einen verschiedenen Einfluß. Die rohen Producte lassen sich nehmlich in drey Classen theilen, von denen die erste diejenigen begreift, zu deren Vervielfältigung der menschliche Fleiß nichts beytragen kann; die zweyte diejenigen, welche dieser Fleiß im genauen Verhältnisse zur Nachfrage zu vermehren im Stande ist; die dritte diejenigen, bey denen die Wirkung des menschlichen Fleißes ungewiß und Zufällen unterworfen ist.

Die Preise der ersten Art von Producten können bey fortschreitender Cultur und Reichthume eines Landes ausschweifend hoch werden, und ihr Steigen hat gar keine bestimte Grenzen. Es gehören zu solchen Producten alle, wo die Natur in ihrer hervorbringenden Kraft von Menschen weder geleitet, noch unter-

stützt werden kann, und die, da sie nur in gewisser Menge zum Vorscheine kommen, zugleich so vergänglich sind, daß sie nicht aufgespart und aufgehäuft werden können. Von dieser Art sind seltene und außerordentliche Vögel und Fische, verschiedene Arten des Wildprets, besonders die Zugvögel, und viele andere Dinge. Wenn nun Reichthum und Luxus in einem Volke wachsen, so nimt die Nachfrage nach diesen Dingen in eben dem Maaße zu, und doch kann kein menschlicher Fleiß den Vorrath derselben größer machen, als er schon vor der entstandenen Nachfrage war. Daher kann der Preis dieser Waren ohne Maaß und Ziel in die Höhe steigen. Wenn Schnepfen ein gesuchtes Gericht auf den Tafeln der Reichen werden, so kann es dahin kommen, daß das Stück für zwanzig Guineen und mehr verkauft wird.

Die Preise der zweyten Art von Producten haben bey fortschreitender Cultur und Reichthume eines Landes eine gewisse Grenze. Diese Producte sind anfangs solche nützliche Pflanzen und Thiere, welche die Natur in unangebauten Ländern in so großem Ueberflusse hervorbringt, daß sie von geringem oder gar keinem Werthe sind, und daher, so wie die Cultur fortschreitet, nützlichern Producten Platz machen müssen. Während einer langen Periode der aufblühenden Cultur nehmen nun die Producte dieser Art beständig ab, indem die Nachfrage nach ihnen zunimt; ihr reeller Werth nimt also wieder stufenweise zu; bis er endlich so hoch steigt, daß es eben so vortheilhaft wird, diese Producte künstlich anzubauen, als irgend ein anderes, welches durch menschlichen Fleiß auf dem fruchtbarsten Boden erzeugt wird. Höher kann aber der Preis nicht steigen. Denn geschähe dies,

dies, so würde bald auf ihre Vermehrung mehr Land und mehr Arbeit gewandt werden. Z. B. Wenn der Ackerbau zunimt, nimt die Zahl der Weideplätze für das Vieh ab; also die Quantität des Schlachtviehs wird vermindert; gleichwohl wächst die Anzahl der Menschen, und das Bedürfniß nach Fleisch; dadurch steigt der Preis des Viehs wiederum nach und nach so hoch, daß es vortheilhaft wird, die Fütterung für dasselbe auf angebauten Aeckern zu erzeugen; höher kann er aber nicht steigen; denn stiege er höher, so würden sogleich mehr Getreideäcker mit Futterkräutern angebaut werden, bis der Preis fiele. Vorübergehende Ursachen, die eine außerordentliche Theurung des Schlachtviehs hervorbringen können, wie im Kriege, oder bey Viehseuchen, kommen hier nicht in Anschlag.

Auch auf die Preise der dritten Art von Producten, wobey die Wirkung des menschlichen Fleißes zu ihrer Vermehrung ungewiß, oder Zufällen unterworfen ist, hat die allgemeine Verbesserung der Landescultur gewöhnlich die Wirkung, daß sie dieselben zum Steigen bringt. Weil inzwischen hier die Vervielfältigung dieser Producte abwechselnd bald aufgehalten, bald befördert wird, so kann auch bey sehr verschiedenen Graden der Landescultur doch der Preis derselben unverändert bleiben. So ist es z. B. die ungewisseste Sache, welchen Erfolg die Fischerey an einem bestimten Tage haben werde; inzwischen läßt sich doch, wenn man die Lage eines Landes als bekant annimt, mit ziemlicher Gewißheit bestimmen, wie viel Fische in einem Jahre, oder im Durchschnitte mehrer Jahre, durch den menschlichen Fleiß auf den Markt dieses Landes gebracht werden können.

In Ansehung der Manufacturwaren ist die natürliche Wirkung der fortschreitenden Landescultur, daß der reelle Preis der Manufacturwaren fällt. Die Verminderung des Preises der Arbeit zu ihrer Hervorbringung ist ohne Ausnahme unausbleiblich. Durch die Erfindung besserer Maschinen, durch Erlernung vollkomnerer Handgriffe, durch schicklichere Vertheilung der Arbeiten, was nothwendige Folgen der zunehmenden Cultur sind, wird eine weit geringere Quantität Arbeit nöthig, um eine gleiche Quantität Waren zu verfertigen. Durch den blühenden Zustand der Gesellschaft wird freylich der Arbeitslohn überhaupt erhöht; aber die große Verminderung in der Quantität der erfoderlichen Arbeiten ist mehr als hinreichend, die Vermehrung in dem Preise der Arbeit zu ersetzen.

Nur einige wenige Manufacturen giebt es, bey denen der Preis des rohen Materials durch den natürlichen Lauf der Dinge in einem wohl cultivirten Lande so hoch steigt, daß alle Ersparnisse in der Verarbeitung, welche eben diese Cultur veranlaßt, dadurch mehr, als aufgewogen werden. Der hochsteigende Preis des Holzes wiegt bey den Zimmermanns- und gemeinen Tischlerarbeiten alle Vortheile reichlich auf, welche die besten Maschinen, die größte Geschicklichkeit, und die einsichtsvollste Vertheilung der Arbeiten jenen Gewerben geben können. Aber in allen Fällen, wo das rohe Material in Absicht seines reellen Preises gar nicht, oder nicht um sehr viel theurer geworden ist, ist es unvermeidlich, daß die daraus verfertigte Ware um sehr viel wohlfeiler wird. Smith beweist dieses auf's einleuchtendste aus den Preisen der Metallwaren in den verschiednen Jahrhun-

hunderten. Eine bessere Uhrfeder, als man um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts für zwanzig Pf. Sterling kaufen konte, kann man itzt in London vielleicht für zwanzig Schillinge haben. Indessen ist auch keine andere Manufactur, die eine so große Vereinzelung der Arbeiten erlaubt, keine, die eine so große Hülfe von Maschinen erhält, als die, welche die gröbern Metalle verarbeitet.

Jede Verbesserung in dem Zustande der bürgerlichen Gesellschaft trägt übrigens unmittelbar oder mittelbar dazu bey, die reelle Landrente zu steigern, oder die wirkliche Wohlhabenheit der Grundeigenthümer zu vergrößern. Diese ist schon eine nothwendige Folge von der Erweiterung und Verbesserung des Ackerbaues. Der Antheil des Eigenthümers an den Erzeugnissen des Bodens muß sich vergrößern, wenn diese Erzeugnisse selbst sich vermehren. Eben so unmittelbar wird die Landrente durch die steigenden Preise der rohen Producte, wie das Vieh ist, vermehrt; denn diese können nur in Folge des vermehrten und verbesserten Ackerbaus im Preise steigen. Mittelbar wird auch die Landrente durch alle Verbesserungen vermehrt, die in den hervorbringenden Kräften der Manufacturarbeit vorgehen, und den Preis ihrer Producte vermindern. Der Landeigenthümer vertauscht den Theil des rohen Products, welchen er selbst nicht braucht, oder den Preis dafür gegen Manufacturwaren. Was diese also im Preise heruntersetzt, giebt jenen einen größern Werth. Eine geringere Quantität roher Producte wird das Aequivalent von einer größeren Quantität Manufacturwaren; und der Landeigenthümer ist also im Stande, mit seinem Antheile eine größere Menge von Gegenständen der Bequem-

lichkeit, der Zierde, und der Pracht, als zuvor, anzuschaffen. Auf gleiche Weise trägt jede Vermehrung des wahren Reichthums der Gesellschaft, jeder Zuwachs an der Summe nützlicher Arbeiten, die in ihr verrichtet werden, mittelbar zur Erhöhung der Landrente bey. Von dieser vermehrten Arbeit komt immer ein Theil dem Grunde und Boden zu Gute. Wenn die beym Landbaue beschäfftigten Menschen und Thiere sich an Zahl vermehren, so vermehren sich die Erzeugnisse, welche das Land giebt, und mit ihnen die Rente, die es an den Eigenthümer zahlen kann.

Aus den entgegenstehenden Ursachen entspringen die entgegengesetzten Wirkungen. Wird der Landbau vernachlässigt; fällt irgend ein Theil der rohen Erdproducte im Preise; steigen die Manufacturwaren im Preise durch den Verfall der Manufacturen; nimt überhaupt der reelle Reichthum der Gesellschaft ab; so muß auch die Landrente fallen; und der Eigenthümer von Grund und Boden muß seinen Wohlstand und sein Vermögen vermindert finden.

Smith fügt hier einige Bemerkungen hinzu über das politische Verhältniß der drey Hauptclassen von Menschen, unter welche die gesamten Einkünfte eines Landes, die Landrente, der Capitalgewinn, und der Arbeitslohn, vertheilt sind, zum Interesse des ganzen Stats. Zuvörderst die Landeigenthümer haben mit dem allgemeinen Wohle des ganzen Stats ein nothwendig verbundenes Interesse; denn was diesen reich oder arm macht, vermehrt und vermindert auch ihre Einkünfte. Nur fehlt es gerade den Mitgliedern dieser Classe am meisten an der nöthigen politischen Einsicht. Sie ist die einzige, wie

sich

sich Smith ausdrückt, welcher ihre Einkünfte we- der Arbeit, noch Sorge kosten, welche von ihren Einkünften gleichsam aufgesucht wird, und nie des- halb Entwürfe zu machen, noch Anstalten zu treffen, nöthig hat. Aber eben diese so bequeme und sichere Lage in Absicht ihrer Glücksumstände macht sie oft nicht bloß unwissend, sondern auch derjenigen An- strengung der Geisteskräfte unfähig, ohne welche man öffentliche Maaßregeln nicht beurtheilen, noch ihre Folgen voraussehen kann.

Die Classe der Menschen, welche vom Arbeits- lohne lebt, hat nicht weniger ein mit dem Wohle des Stats genau verbundenes Interesse. Der Arbeiter gewinnt nur dann höhern Lohn, wenn die Nachfrage nach Arbeit zunimt, oder wenn jedes folgende Jahr mehr, als im vorhergehenden, gearbeitet wird. Bleibt aber der Reichthum der Gesellschaft eine Zeitlang im Stillstande, so sinkt der Lohn des Arbeiters bald so weit herunter, daß er kaum hinreicht, ihn mit seiner Familie zu ernähren. Geht die Gesellschaft in Ab- sicht ihres Wohlstandes zurück, so sinkt der Arbeits- lohn sogar unter dieses Maaß. Man kann sagen, daß bey dem blühenden Zustande der Gesellschaft vielleicht der Landeigenthümer mehr gewinne, als der Lohnarbeiter; aber gewiß leidet der Arbeiter bey dem Verfalle derselben mehr, als der Landeigen- thümer. Aber auch der Arbeiter ist weder im Stande zu begreifen, worin eigentlich das Interesse des Stats bestehe, noch wie es mit seinem Vortheile verknüpft sey. Er hat erstlich nicht die Zeit, sich von dem Zu- stande der Sachen gehörig zu unterrichten; und zwey- tens macht auch seine Erziehung und Lebensweise, daß wenn ihm alle darüber nöthige Nachrichten mitgetheilt

werden, er sie doch nicht zu beurtheilen geschickt ist. Bey öffentlichen Berathschlagungen wird daher die Stimme der Arbeiter selten gehört, und noch weniger wird sie geachtet; es sey denn, daß sie in lautes Geschrey ausarte, welches aber alsdenn gemeiniglich von denen, die sich seiner Arbeit bedienen, mehr zur Erreichung ihrer eigenen Endzwecke, als der seinigen, erregt und unterhalten wird.

In einem ganz andern Verhältnisse zum Interesse des Stats steht die dritte Classe von Menschen, die vom Gewinne eines Capitals leben. Dieser Gewinn steigt und fällt nicht so, wie die Landrente und der Arbeitslohn, mit dem Flore oder dem Verfalle der ganzen Gesellschaft. Im Gegentheile ist er in armen Ländern groß, in reichen klein, und er ist nie größer, als wenn die Länder am schnellsten ihrem Untergange zueilen. Das Interesse dieser Classe von Bürgern hat also mit dem allgemeinen Interesse der Gesellschaft nicht einen eben so nahen Zusammenhang, wie das Interesse der beyden anderen Classen.

Unter den verschiedenen Unterabtheilungen, welche zu dieser Classe gehören, sind die Kaufleute und die Fabrikunternehmer diejenigen, welche gemeiniglich die größten Capitalien in Umlauf setzen, und wegen ihres Reichthums am meisten vom Publicum bemerkt und geachtet werden. Beyde, da sie ihr ganzes Leben mit der Entwerfung oder Ausführung gewisser Plane zubringen, übertreffen gemeiniglich den großen Haufen der Landeigenthümer an Scharfsinn und geübtem Verstande. Da aber ihre Gedanken gewöhnlicherweise nur mit dem Interesse ihres besondern Gewerbzweiges, nicht mit dem allgemeinen Besten der Gesellschaft, beschäfftigt sind; so kann man sich auf

ihr Urtheil, wenn sie es auch nach ihren besten Einsichten mit Aufrichtigkeit fällen (welches nicht immer geschieht), doch nicht so gut verlassen, wenn von dem leztern, als wenn von dem erstern Gegenstande die Rede ist. Ihre Ueberlegenheit über die Gutsbesitzer besteht nicht in in ihrer größeren Einsicht in das öffentliche Interesse, sondern in der bessern Kentniß ihres eigenen. Dadurch sind sie in den Stand gesezt, die Großmuth der erstern zu hintergehen, und sie zu Aufopferungen ihrer Vortheile und der Vortheile des Publicums zu bewegen, weil es sich sehr einfältiger aber ehrlicher Weise von ihnen überreden läßt, daß ihr Interesse, und nicht das seinige, das öffentliche Interesse sey. Im Grunde aber ist in allen Handels- und Manufacturzweigen das Interesse des Verkäufers von dem Interesse des Publicum's unterschieden, und selbst ihm entgegengesezt. "Das Interesse aller Kaufleute ist, den Markt zu erweitern, und die Concurrenz zu vermindern. Das Erstere, die Erweiterung des Marktes, kann auch oft dem Publicum nüzlich seyn; aber die Einschränkung der Concurrenz ist ihm allemal schädlich, und kann nur dazu dienen, den Handelsleuten einen größern Capitalgewinn in die Hände zu spielen, als billig ist, oder ihnen die Macht zu geben, ihren übrigen Mitbürgern eine unbillige Auflage aufzubürden. Deßwegen muß jeder Vorschlag zu einem neuen Handelsgeseze, der von dieser Classe herkomt, immer mit großer Behutsamkeit angehört, und niemals eher angenommen werden, als bis er, nicht nur mit sorgfältiger, sondern selbst mit argwöhnischer Aufmerksamkeit lange und reiflich untersucht worden ist. Man muß in Erwägung ziehen, daß die Classe, von welcher der Vorschlag komt, ein von dem allgemeinen Besten getrenn-

tes Interesse hat, und daß, da sie sehr oft ihren Vortheil dabey findet, das Publicum zu hintergehen, und selbst es zu drücken, sie sich auch oft verleiten läßt, beydes wirklich zu versuchen.

Nach den allgemeinen Erörterungen über die Quellen der Einkünfte eines Volkes überhaupt läßt nun Smith eine Untersuchung folgen, wie Capitalien in der Gesellschaft entstehen, von was für verschiedener Beschaffenheit sie sind, wie sie verschieden angewandt werden können, und welche Wirkungen die verschiedene Art der Anwendung habe *).

Wenn ein Mensch mehr erworben hat, als er zunächst verbraucht, so zerfällt der ganze Vorrath, welchen er besitzt, in zwey Theile, den einen, von welchem er ein Einkommen erwartet, und dieser heißt Capital, den andern, von welchem er seinen Unterhalt bestreitet. Der letztere besteht wiederum entweder in dem Theile seines gesamten Vorraths, welchen er zu dem Endzwecke zurück behielt; oder in den von Zeit zu Zeit aus irgend einer Quelle ihm zufließenden Einkünften; oder endlich in den mit diesen beyden Fonds in vorigen Jahren eingekauften und noch nicht völlig verbrauchten Artikeln, als Kleidern, Hausgeräthe u. dgl.

Durch unmittelbaren Gebrauch kann von einem Capitale auf zweyerley Art ein Einkommen gewonnen werden, und hieraus entspringt der Unterschied zwischen umlaufenden und stehenden oder fixirten Capitalien. Die erste ist, daß das Capital angewandt wird, um gewisse Güter zu erzeugen, zu verarbeiten, einzuhandeln und mit Gewinn wieder

*) Smith vom Nationalreichthume B. II.

der zu verkaufen. Hier bringt das Capital nicht eher einen Gewinn, als bis es aus den Händen des Eigenthümer herausgekommen, und in etwas Anderes verwandelt ist. Die Waren des Kaufmanns bringen ihm nicht eher Gewinn ein, als bis sie gegen Geld, und das Geld bringt ihm keinen ein, als bis es gegen Waren umgesetzt ist. Das Capital geht also immer in der einen Gestalt von dem Kaufmanne weg, und komt in einer anderen zu ihm zurück. Daher heißen solche Capitalien, die nur durch ihren Umlauf, durch die Folge von Eintauschungen mittelst desselben, Gewinn bringen können, umlaufende Capitalien. Die andere Art der Benutzung eines Capitals ist, daß es zur Verbesserung des Bodens, zur Anschaffung von Maschinen und Werkzeugen für nützliche Gewerbe, überhaupt in solchen Sachen angelegt werde, die dem Besitzer unmittelbar Gewinn verschaffen. Diese Capitalien heißen stehende oder fixirte.

Das Capital Jemandes kann theils umlaufend, theils stehend seyn, und ist in der Regel beydes, nur in verschiedener Proportion. Das Capital des Kaufmanns ist größtentheils umlaufend, und muß es seyn. Ein Kaufmann, der viel Geld in stehende Capitalien, z. B. in Häuser, liegende Gründe, verwandelt, und doch Kaufmann seyn will, so weit er es seyn kann, versteht vom Handel nichts. Bey einem Handwerker oder Manufacturisten hingegen ist immer ein größerer Theil des Capitals stehend, wegen der erfoderlichen Geräthe und Werkzeuge. Auch beym Landbaue ist verhältnißmäßig ein weit größerer Theil des Capitals stehend. Es gehören dahin die Wirthschaftsgebäude, die Ackergeräthe, das Zugvieh, das

das Samengetreide u. w. Am größten ist wohl das stehende Capital bey Bergwerken; daher, wenn diese nicht sehr ergiebig sind, auch nicht viel für den Unternehmer dabey herauskomt.

Das Capital eines ganzen Landes theilt sich nun in eben die drey Theile, aus welchen das Capital jedes Individuum's besteht. Der erste ist zum unmittelbaren Verbrauche bestimt, und bringt keinen Gewinn. Dahin gehören Wohnhäuser, Vorräthe von Lebensmitteln, Kleider, Hausgeräthe; denn in Ansehung des ganzen Publicums können diese Dinge nie als Capital angesehen werden, weil sie durch sich selbst nichts beytragen, die Einkünfte des Landes zu vermehren, sondern unmittelbar verbraucht werden, oder dazu bestimt sind. Ein Haus kann durch den Miethzins ein Einkommen verschaffen; aber der Miethsmann muß diesen aus einer andern Quelle von Einkünften bezahlen; dem ganzen Publicum bringen die Häuser u. w. nichts ein. Wenn daher eine Stadt verarmt, so kann sie die schönsten und größten Häuser enthalten; die Existenz dieser hält den Verfall nicht auf. Der Miethzins, welchen Fremde bezahlen, wird durch den aufgewogen, und oft weit übertroffen, den die Einheimischen wieder auf ihren Reisen im Auslande bezahlen müssen. London gewinnt viel durch den Miethzins der Fremden; aber wie viel müssen nicht die reisenden Engländer im Auslande geben; in Ansehung der gesamten Einkünfte der Englischen Nation macht dies keinen Unterschied. Verbietet eine Nation ihren Individuen das Reisen in's Ausland, so kommen auch keine Fremde zu ihr.

Der zweyte Theil des Nationalcapitals ist das stehende Capital, dessen eigenthümliches Merkmal ist,

ist, daß es ohne den Besitzer zu verändern oder ohne Umlauf Quelle des Einkommens wird. Dies begreift unter sich die Maschinen und Werkzeuge der verschiedenen Gewerbe; Gebäude, aus denen sich Nutzen ziehen läßt, wie Wirthschaftsgebäude, Warengewölbe, Ställe, Schüttboden, Fabrikgebäude; diese sind nicht als Wohnhäuser, sondern als Handelszweig zu betrachten, womit etwas verdient wird; Kosten, die auf Verbesserung und größere Benutzung des Bodens gewandt sind; endlich die nützlichen Geschicklichkeiten aller Einwohner des Landes.

Der dritte Theil des Nationalcapitals ist das umlaufende, welches sich dadurch auszeichnet, daß es seine Zinsen nicht anders bringt, als wenn es aus einer Hand in die andere geht. Auch dieses zerfällt wieder in vier Theile: a) das Geld, welches zugleich das Werkzeug des Umlaufs der übrigen Theile ist; b) der Vorrath an Lebensmitteln, welcher zum Verkaufe bestimt ist; c) rohe oder nur unvollkommen bearbeitete Materialien; d) vollendete Waren in den Händen der Handwerker, Künstler, Manufacturisten und Kaufleute. Von diesen vier Theilen des umlaufenden Capitals werden jährlich, oder in einem kürzern oder längern Zeitraume, drey, Lebensmittel, Materialien, und fertige Waren, aus dem umlaufenden Capitale herausgezogen, und entweder zu dem stehenden Capitale, oder dem für den unmittelbaren Verbrauch bestimten Vorrathe geschlagen.

Jedes stehende Capital komt ursprünglich aus einem umlaufenden her, und bedarf auch beständig eines solchen zu seiner Unterstützung; und ein stehendes Capital kann auch nicht anders, als durch Hülfe

se eines umlaufenden ein Einkommen bringen. Die zu einer Manufactur gehörigen Maschinen und Werkzeuge mögen in noch so gutem Stande seyn; sie werden nichts einbringen, wenn nicht durch ein umlaufendes Capital die Materialien angeschafft werden, auf welche sich jene anwenden lassen, und die Arbeiter ihren Lohn bekommen.

Der letzte Zweck sowohl des umlaufenden, als des stehenden Capitals ist aber die Erhaltung und Vermehrung des zum unmittelbaren Verbrauche bestimten Vorraths. Aus diesem bestreiten die Menschen den Aufwand für ihre Nahrung, Wohnung und Kleidung; und sie sind reich oder arm, je nachdem jene beyden Arten der Capitalien ihnen einen größeren oder kleinern Vorrath zu ihrem unmittelbaren Verbrauche verschaffen.

Da alle Jahre von dem umlaufenden Capitale der Gesellschaft ein so großer Theil weggenommen, und den anderen beyden großen Abtheilungen der gesammelten Vorräthe einverleibt wird; so muß jenes, wenn seine Existenz nicht in Kurzem aufhören soll, durch beständig neue Zuflüsse ergänzt werden. Diese haben nur drey Quellen: die Erzeugnisse des Bodens, der Bergwerke, und der Fischereyen. Aus diesen werden unaufhörlich neue Lebensmittel, und neue Materialien der Arbeit geliefert; ein Theil dieser Materialien wird ferner zu vollendeten Manufacturwaren ausgebildet, und alle drey Stücke zusammengenommen ersetzen von Zeit zu Zeit die aus dem umlaufenden Capitale herausgezogenen Lebensmittel, Materialien, und vollendeten Manufacturproducte. Auch der Theil dieses Capitals, welcher in Gelde besteht, wird aus den Bergwerken erhalten und vermehrt. Zwar wird

dieser nicht dem umlaufenden Capitale, so wie dessen drey andere Theile, in der Absicht entzogen, um den andern beyden Vorräthen einverleibt zu werden. Aber er ist doch, wie die meisten Dinge, einem Abgange unterworfen, und vermindert sich beym Gebrauche durch Abnutzung, durch Versendung außer Landes, durch Verlust; er bedarf also auch eines immer erneuerten Zuschusses, um ergänzt zu werden, obgleich in der That eines geringern.

Wiederum aber haben der Acker, die Bergwerke, und die Fischereyen sowohl eines stehenden als umlaufenden Capitals nöthig, um benutzt werden zu können; und aus ihren Producten werden nicht nur diese, sondern auch alle andere in der Gesellschaft vorhandenen Capitalien mit den ihnen zukommenden Gewinnen wieder erstattet. Der Landwirth giebt dem Manufacturisten die Lebensmittel wieder, welche dieser im vergangenen Jahre aufgezehrt, und die Materialien, welche er verarbeitet hatte; und der Manufacturist hingegen ersetzt dem Landwirthe an vollendeten Manufacturwaren, was dieser von solchen in eben der Zeit abgenutzt oder vernichtet hat. Dieser Tausch geht wirklich alle Jahre zwischen diesen beyden Classen von Leuten vor; obgleich selten des einen rohe, des andern verarbeitete Producte unmittelbar gegen einander ausgetauscht werden. Der Landwirth verkauft sein Getreide und sein Vieh, seinen Flachs und seine Wolle, selten gerade an dieselben Personen, welche ihm seine Kleider, sein Hausgeräth, und seine Werkzeuge liefern. Er verkauft seine rohen Producte für Geld; und für dieses kauft er hinwiederum, wenn und wo es ihm beliebt, die Manufacturproducte, die er gelegentlich nöthig hat.

Auch die bey der Fischerey und den Bergwerken angelegten Capitalien werden, wenigstens zum Theile, vom Acker wieder bezahlt. Durch Hülfe der Producte der Erde wird der Fisch aus dem Wasser gezogen, und durch Hülfe der auf der Oberfläche der Erde wachsenden Producte werden die in ihrem Eingeweide verborgenen Schätze an's Tageslicht gefördert. Sind Acker, Bergwerke, und Fischereyen von gleicher natürlicher Fruchtbarkeit, so richtet sich die Quantität ihrer Producte nach der Größe der auf sie gewandten Capitalien, und nach der bey ihrer Anwendung bewiesenen Geschicklichkeit. Sind die Capitalien, und die Geschicklichkeit in der Anwendung derselben, gleich, so richtet sich jenes Product nach der Verschiedenheit der natürlichen Fruchtbarkeit.

In allen Ländern, wo das Eigenthum einigermaßen sicher ist, wird jeder Mensch von gemeinem Verstande, soviel er von den gesammelten Vorräthen in seiner Gewalt hat, zu einem von beyden Zwecken anwenden: entweder zu einem gegenwärtigen Genusse, oder zu einem künftigen Gewinne. Wendet er es zu einem gegenwärtigen Genusse an, so gehört es von nun an zu den Vorräthen, die dem unmittelbaren Verbrauche gewidmet sind. Will er es anwenden, sich auf die Zukunft einen Gewinn davon zu verschaffen, so kann dieses nur geschehen, entweder indem es in seinen Händen bleibt, oder indem es aus seiner Hand in die Hände Anderer übergeht. Im ersten Falle gehört es zu dem stehenden; im andern zu dem umlaufenden Capitale. Ein Mensch, der bey mäßiger Sicherheit seines Eigenthums nicht alles Vermögen, was er in seine Gewalt bekomt, sey es eigenes oder erborgtes, auf die eine oder die andere dieser drey Arten anwendet, müßte blödsinnig seyn.

Bey

Bey dem gesamten Einkommen aller Landesbewohner muß man, wie bey dem Ertrage eines Privatgutes, den reinen Ertrag, der nach Abzug aller Kosten übrig bleibt, von dem rohen Einkommen unterscheiden, bey welchem diese Unkosten noch nicht abgezogen sind. Das reine Einkommen ist das Product des Ertrages, welches übrig bleibt nach Abzug alles dessen, was die Unterhaltung des stehenden und des umlaufenden Capitals kostet; oder mit andern Worten, es ist das, was Jemand, ohne sein Capital zu schwächen, zum unmittelbaren Verbrauche anwenden, oder für seine Unterhaltung, Bequemlichkeiten und Zeitvertreibe ausgeben kann. Der reelle Reichthum des Landes ist also nicht nach dem rohen, sondern nach dem reinen Einkommen, zu berechnen.

Das stehende Capital muß von dem reinen Einkommen abgezogen werden; bey dem umlaufenden ist der Fall verschieden. Von den vier Theilen, aus welchen dieses besteht, Geld, Lebensmittel, rohe Materialien, und vollendete Manufacturwaren, werden die drey letztern immer von Zeit zu Zeit aus demselben herausgezogen, und entweder dem stehenden Capitale, oder den zum unmittelbaren Verbrauche bestimten Vorräthen der Gesellschaft einverleibt. Was von verbrauchbaren Waren nicht dem erstern zugewandt wird, komt zuletzt unfehlbar unter die letztern, und macht einen Theil des reinen Einkommens der Gesellschaft aus. Diesem reinen Ertrage wird also durch das umlaufende Capital nichts entzogen, ausgenommen wenn ein Theil davon zu dem stehenden Capitale übergeht.

Man muß hierbey die Lage des Privatmanns von der Lage des Stats unterscheiden. Für jenen ist das umlaufende Capital nie ein Theil seines reinen Einkommens; sondern dieses kann nur aus dem Gewinne entstehen, welchen jenes bringt. Für die ganze bürgerliche Gesellschaft hingegen kann das, was heute noch umlaufendes Capital eines oder des andern ihrer Mitglieder ist, künftig einmal reines Einkommen werden. Die Waren in eines Krämers Laden gehören nicht zu den Vorräthen, welche seinem eigenen Verbrauche gewidmet sind; aber seine Käufer können sie für den ihrigen bestimmen; und dieß kann geschehen, ohne daß weder er noch sie von ihrem Capital etwas dabey einbüßen. Der Krämer bekomt den Werth seiner Waren mit Gewinne von seinen Käufern ersetzt; und diese können den Ankauf von dem bloßen Gewinne ihres Capitals gemacht haben.

Von allen Theilen des in einer Gesellschaft umlaufenden Capitals ist Geld der einzige, dessen Unterhaltung eine Verminderung des reinen Einkommens der Gesellschaft verursachen kann. In dieser Rücksicht hat das Geld, obgleich ein Theil des umlaufenden Capitals, doch mit dem stehenden eine große Aehnlichkeit.

1) Das in einer Gesellschaft umlaufende Geld muß zuerst herbey geschafft, und dann immer wieder ergänzt werden, wozu ein Aufwand nöthig ist, der von dem reinen Einkommen der Gesellschaft abgeht. Es muß nehmlich ein beträchtlicher Theil von so kostbaren Materialien, wie Gold und Silber sind, und eine Quantität so künstlicher Arbeit, als die Verfertigung des Geldes erfodert, der Bestimmung, unmittelbar zum Nutzen oder Vergnügen der einzelnen Men-

Menschen zu dienen, entzogen, und bloß auf die Hervorbringung eines Handelswerkzeuges gewandt werden, durch dessen Hülfe die nutzbaren oder die angenehmen Dinge, die in der Gesellschaft vorhanden sind, unter die verschiedenen Glieder derselben mit mehr Leichtigkeit vertheilt werden können.

2) So wie die Werkzeuge und Maschinen der Gewerbe, die das stehende Capital einzelner Bürger ausmachen, nicht zu ihrem rohen und noch weniger zu ihrem reinen Einkommen gehören; so kann auch das Geld, als das Werkzeug, mittelst dessen das ganze Einkommen der Gesellschaft unter alle Mitglieder vertheilt wird, selbst kein Theil dieses Einkommens seyn. Das große Rad, welches den Umlauf der Güter in der Gesellschaft befördert, ist von den dadurch in Umlauf gesetzten Gütern selbst durchaus verschieden. Wollen wir also das Einkommen der Gesellschaft, es sey nach dem rohen, oder nach dem reinen Betrage, berechnen: so müssen wir von der jährlich umlaufenden Summe von Waren und Gelde den ganzen Werth des baren Geldes abziehen, wovon nie ein Pfenning zu jenem Einkommen gerechnet werden kann.

Wenn wir gewöhnlich das Einkommen einer Person nach den Metallstücken berechnen, die ihr jährlich ausgezahlt werden; so geschieht es deßwegen, weil in der That das Vermögen dieser Person, sich nützliche Dinge anzuschaffen, oder der Werth der Güter, welche von ihr angeschafft werden können, durch die Summe jener Metallstücke am sichersten und genauesten bestimt wird. Immer aber ist es dieses Vermögen oder die Summe dieser Güter selbst, welche eigentlich das Wesen ihres Einkommens ausmacht.

Was in diesem Puncte von einer einzelnen Person wahr ist, gilt auch von einer ganzen Gesellschaft. Bey jener ist die Summe Geldes, welche sie jährlich einnimt, oft ein genaues Aequivalent ihres wirklichen Einkommens, und kann daher zur Bezeichnung desselben als der kürzeste und deutlichste Ausdruck gebraucht werden. Aber bey einer ganzen Gesellschaft ist die darin umlaufende Geldmasse auf keine Weise das Aequivalent von dem sämtlichen Einkommen ihrer Mitglieder. Dieselbe Guinee, welche heute dem Einen als sein wöchentlicher Gehalt ausgezahlt wird, kann morgen dazu dienen, den Gehalt eines Andern, und übermorgen den eines Dritten zu bezahlen. Nothwendig muß folglich die Summe aller Gehalte, welche die sämtlichen Einwohner eines Landes innerhalb eines Jahrs ausgezahlt erhalten, weit größer seyn, als die Summe der Metallstücke, welche jährlich in diesem Lande umlaufen. Hingegen müssen diese Gehalte dem Vermögen zu kaufen, welches sie den Empfängern mittheilen, am Werthe vollkommen gleich seyn. Diese Gehalte machen aber das Einkommen der Personen aus, welchen sie auszahlt werden, das folglich nicht nach der Summe der umlaufenden Geldstücke zu berechnen ist, die viel weniger an Werthe betragen; sondern nach der Menge der Güter, die, so wie diese Geldstücke von Hand zu Hand gehen, sich jeder Empfänger dafür anschaffen kann. Das Geld demnach, als das Umlaufsrad und Werkzeug des Handels, ist zwar ein schätzbarer Theil des Capitals der Gesellschaft, aber kein Theil ihrer Einkünfte.

Die Maschinen und Werkzeuge der Gewerbe sind 3) dem im Gelde bestehenden Theile des umlaufenden Capitals auch darin ähnlich, daß, so wie je-

de Ersparniß den reinen Gewinn der Gesellschaft vergrößert, die man bey dem Baue und der Unterhaltung jener Maschinen machen kann, ohne deshalb ihre Wirksamkeit zu schwächen, oder die hervorbringenden Kräfte der Arbeit zu vermindern; so auch Ersparnisse in den auf Samlung und Unterhaltung eines gewissen Geldschatzes zu wendenden Kosten, wenn sie möglich sind, auch der Gesellschaft gleichen Vortheil bringen. Smith wendet dieses auf den Gebrauch des Papiers statt Silbers und Goldes an, in dem jenes ein weit wohlfeileres, und doch in manchen Fällen eben so bequemes Werkzeug des Handels ist, wie diese Metalle; obgleich der Gebrauch des Papiers zu diesem Zwecke die größte Vorsicht erfodert.

Smith komt nun zu der Untersuchung, wie ein Capital durch Anhäufen entsteht, und von dem Unterschiede zwischen productiver und unproductiver Arbeit. Zu den unproductiven Arbeitern, mögen sie übrigens sehr achtungswerthe und nützliche Menschen seyn, gehören der Regent mit allen Statsbeamten, Prediger, Sachwalter, Aerzte, Schauspieler, Tonkünstler, Domestiken, u. dgl. Dagegen der Manufacturist ist ein productiver Arbeiter, weil er den Materialien, womit er sich beschäfftigt, einen höhern Werth giebt, der hernach an ihnen haftet. Alle Arbeiter müssen aber durch die jährlichen Erzeugnisse des Bodens und des Fleißes des Landes unterhalten werden, und diese Erzeugnisse haben immer einen bestimten und eingeschränkten Umfang. Je mehr also die Unterhaltung unproductiver Arbeit kostet, desto weniger wird für die Unterhaltung der productiven übrig bleiben; und umgekehrt. In demselben Verhältnisse wird denn auch das Product des nächsten

sten Jahrs größer oder kleiner seyn, weil außer den freywilligen Erzeugnissen der Natur alles übrige Frucht des Fleißes ist.

Das ganze Product des Bodens und der Arbeit eines Landes zerfällt in zwey Theile. Der eine und oft der größte Theil ist anfangs bestimt, ein Capital wieder zu erstatten, oder die Lebensmittel, Materialien und geendigten Manufacturwaren zu erneuern, die zur Hervorbringung der Sachen, wovon die Rede ist, aufgewandt worden waren. Der andere ist bestimt, das Einkommen Jemandes auszumachen, sey es nun als Gewinn für den Capitalinhaber, oder als Landrente. Der erste Theil wird niemals zur Unterhaltung unproductiver Arbeit verwendet; er dient bloß, den Lohn der productiven zu bezahlen. Hingegen die Anwendung des zweyten Theils ist unbestimt, und kann zur Bezahlung sowohl productiver als unproductiver Arbeit gebraucht werden.

Alle unproductive Arbeiter werden von dem Theile des Nationalreichthums unterhalten, welcher als Einkommen zu betrachten ist; das ist von dem Capitalgewinne und der Landrente. Diese beyden Arten des Einkommens gehören gemeiniglich solchen Eigenthümern zu, die von ihren Einkünften am meisten nach Bestreitung ihres eigenen Unterhalts erübrigen. Sie können zwar damit eben sowohl productive als unproductive Arbeiter bezahlen; scheinen aber eine Vorliebe für die letztern zu haben. Der Aufwand eines großen Herrn nährt mehr müssige, als arbeitsame Leute. Der reiche Kaufmann unterhält zwar mit seinem Capitale bloß Arbeiter; aber von seinem Einkommen macht er gewöhnlich einen solchen Gebrauch,

daß

daß er eben die Classe von Leuten dadurch ernährt, die von den Einkünften eines großen Herrn leben. Das Verhältniß also zwischen hervorbringenden und nichts hervorbringenden Händen in einem Lande hängt sehr von dem Verhältnisse ab, in welchem der Theil des gesamten Landesproducts, der zur Wiedererstattung von Capitalien bestimt ist, zu demjenigen Theile steht, welcher als Rente oder Gewinn ein Einkommen für Jemand ausmacht. Dies letzte Verhältniß ist in reichen Ländern ganz anders, als in armen.

In reichen Ländern ist der Theil des jährlichen Products, der zur Wiedererstattung angelegter Capitalien dient, nicht nur an sich größer, sondern übertrifft auch den Theil jenes Products, welcher zu Einkünften bestimt ist. Das Verhältniß der Fonds zur Unterhaltung der hervorbringenden Arbeit zu denjenigen Fonds, deren Anwendung unbestimt ist, und oft auf unproductive Arbeit gerichtet ist, ist weit größer. Nach diesem Verhältnisse richtet sich aber nothwendig der Charakter der Einwohner in Absicht des Fleißes und des Müssigganges. In Manufactur- und Handelsstädten ist die geringere Classe fleißig, sparsam, und im Wohlstande. Hingegen in Städten, deren Flor von dem beständigen oder gelegentlichen Aufenthalte eines Hofes herkomt, und deren ärmere Einwohner meistens dadurch erhalten werden, daß Andere ihre Einkünfte darin verzehren, ist das gemeine Volk gewöhnlich faul, liederlich, und arm, wie z. B. zu Rom und Versailles. Man kann daher das Resultat ziehen: Wo Capitalien, die auf productive Arbeit angelegt werden, das Uebergewicht haben, da herrscht Fleiß; wo

 mehr

mehr Einkünfte sind, als Capitalien, da herrscht Faulheit.

Nicht Fleiß, sondern Sparsamkeit, ist die unmittelbare Ursache der Vermehrung der Capitalien. Der Fleiß schafft freylich die Sache herbey, welche die Sparsamkeit aufhäuft; aber jener mag immerhin erwerben, wenn die Sparsamkeit nicht Etwas davon zurückbehält, und ein Erspartes zum andern thut, so wird nie ein Capital entstehen, oder ein vorhandenes nie vergrößert werden. Die Sparsamkeit vergrößert die Fonds, aus welchen hervorbringende Hände unterhalten werden, und dadurch wirkt sie auf die Vermehrung dieser Hände, deren Arbeit den Materialien, woran sie gewandt wird, einen neuen Werth zusetzt. Sie vergrößert also auch den Tauschwerth des jährlichen Products vom Boden und von der Arbeit des Landes. Zu der Quantität Arbeit, die bisher im Lande geschehen war, setzt sie neue Arbeiten hinzu, und diese setzen wiederum dem jährlichen Producte einen Werth hinzu, der vorher nicht darin enthalten war.

Der Verschwender entzieht an seinem Theile der arbeitenden Classe die Fonds. Indem er mehr verthut, als er einnimt, ist er gezwungen, sein Capital anzugreifen. Dadurch daß er die Fonds zur Unterhaltung hervorbringender Arbeiter vermindert, vermindert er, so weit es an ihm liegt, die Quantität der Arbeit selbst, und mit ihr den Werth des jährlichen Erzeugnisses, den wahren Reichthum des Landes, und die Einkünfte seiner Bewohner. Wenn die Verschwendung Einiger nicht durch die größere Sparsamkeit Anderer wieder vergütet würde, so würde der Verschwender, da er mit dem Producte, was

dem

dem Fleißigen gehört, den Müssiggänger ernährt, darauf losarbeiten, nicht nur sich selbst, sondern auch sein Land arm zu machen. Selbst wenn der Verschwender bloß für einheimische Waren sein Geld ausgiebt, ist dieser Fall derselbe; denn es wird von ihm jährlich eine Quantität Güter auf nichts hervorbringende Menschen gewandt; das Werk dieser fehlt an dem jährlichen Producte des Landes und der Einwohner; also muß auch dieses jährlich am Werthe verlieren. Wird der Aufwand des Verschwenders in auswärts verarbeiteten Waren gemacht, so bleibt freylich die nehmliche Quantität Goldes und Silbers im Lande; aber der Schaden aus der Verschwendung ist nicht geringer. Wäre dieselbe Quantität nützlicher Erzeugnisse, womit der Verschwender müssige Leute gekleidet und gespeiset hat, auf den Unterhalt fleißiger gewandt worden; so würde das Geld ebenfalls im Lande geblieben seyn; aber außerdem würden sich noch die verzehrten Landesproducte selbst in neuen durch die Arbeit erzeugten Gütern gleichsam wieder hergestellt haben. Das Geld und diese Früchte der Arbeit würden also beyde, als zwey Werthe, im Lande gewesen seyn, da itzt nur einer davon vorhanden ist.

Dazu komt, daß mit der Verminderung des jährlichen Productes einer Nation auch das Geld nach und nach vermindert wird. Durch das Geld werden überhaupt brauchbare Waren in Umlauf gebracht. Die Summe Geldes, welche jährlich im Lande Anwendung finden soll, wird also bestimt durch die Summe verbrauchbarer Waren, die in Umlauf gesetzt werden sollen. Diese Waren sind entweder eigene Erzeugnisse des Bodens und der Arbeit des Landes,

des, oder sie sind mit solchen Erzeugnissen erkauft. Ihr Werth muß also abnehmen, so wie der Werth der sämtlichen Erzeugnisse abnimt; und mit ihrem Werthe nimt zugleich die Quantität Geldes ab, durch die ihr Umlauf veranstaltet wird. Das Geld aber, welches durch diese Verminderung des jährlichen Landesproducts jährlich aus dem Umlaufe als überflüssig heraustritt, bleibt deßwegen nicht müssig liegen. Jeder Besitzer wird durch seinen Eigennutz angetrieben, es zu irgend einem Endzwecke anzuwenden. Da es nun zu Hause keine Anwendung findet, so wird es auswärts versandt, und zum Ankaufe von solchen Waren gebraucht, die im Lande gesucht werden. Auf diese Weise wird die jährliche Ausfuhr von Gold und Silber eine Zeitlang dasjenige ergänzen, was an dem eignen jährlichen Producte des Landes zu dessen Verbrauche fehlt. Hier ist also die Ausfuhr von Gold und Silber nicht die Ursache, sondern die Wirkung von dem Verfalle des Landes, und kann selbst für eine kurze Zeit die Noth, die mit einem solchen Verfalle verbunden zu seyn pflegt, erleichtern.

Nimt im Gegentheile das Erzeugniß eines ganzen Landes jährlich am Werthe zu, so muß auch die Geldmasse in demselben sich vermehren. Der Werth der umlaufenden Waren wird größer; es ist also auch mehr Geld erfoderlich, um diesen Umlauf zu betreiben. Natürlich wird nun ein Theil des vermehrten Erzeugnisses darauf gewandt, Gold und Silber, wo es nur immer zu haben ist, einzukaufen, um den andern Theil mit diesem Golde und Silber in Umlauf zu setzen. Hier wird demnach die Vermehrung der edlen Metalle die Folge, nicht die Ursache des vermehrten öffentlichen Wohlstandes seyn. Ueberall aber

aber werden Gold und Silber unter denselben Bedingungen eingekauft. Nahrung, Kleidung, Wohnung, Unterhalt, Gewinn aller der Menschen, durch deren Unterhalt oder Capital jene Metalle gewonnen und zu Markte gebracht werden, muß im Preise derselben sowohl in Peru, als in England, bezahlt werden. Das Land, welches diesen Preis zu bezahlen im Stande ist, wird selten lange ohne diejenige Quantität jener Metalle seyn, deren es nöthig hat, und kein Land wird lange diejenige Quantität behalten, deren es nicht nöthig hat.

Wie man also auch den wahren Reichthum und das Einkommen eines Landes bestimmen mag, als den Werth des jährlichen Erzeugnisses seines Bodens und seiner arbeitenden Einwohner, was die gesunde Vernunft haben will, oder als die Quantität der darin umlaufenden edeln Metalle, was das Vorurtheil behauptet — der Verschwender erscheint unter beyden Gesichtspuncten als ein Feind des gemeinen Wesens, und der sparsame Mann als ein Wohlthäter desselben. Mit der Verschwendung des Geldes hat übrigens eine unkluge Anwendung desselben einerley Folgen. Schlecht entworfene und unglücklich ausgeführte Projecte im Land- oder Bergbaue, in der Fischerey, im Handel, in Manufacturen, vermindern auf gleiche Weise die Fonds, die zur Unterhaltung hervorbringender Arbeit bestimt sind.

Sehr richtig sind die psychologischen Bemerkungen, welche Smith in Ansehung des Hanges zur Verschwendung, oder zur Sparsamkeit, macht. Jener entsteht aus der Begierde nach gegenwärtigem Genusse, kann sehr heftig und schwer zu beherrschen seyn, entsteht aber doch nur gelegenheitlich, und dauert kurz

ze Zeit. Dieser ist die Begierde, unsern Zustand dauerhaft zu verbessern, die gemeiniglich ruhig und nicht leidenschaftlich ist, aber uns vom Mutterleibe an bis in's Grab begleitet. Vielleicht giebt es zwischen Geburt und Tod keinen Augenblick, da ein Mensch mit seinem Zustande so vollkommen und ganz zufrieden wäre, daß er nicht die mindeste Verbesserung irgend einer Art wünschte. Die meisten Menschen wissen aber zur Verbesserung ihres Zustandes kein anderes Mittel, als die Vermehrung ihres Vermögens. Dies Mittel fällt wenigstens einem Jeden zunächst ein. Man kann aber sein Vermögen nicht anders vermehren, als wenn man von dem Erworbenen regelmäßig und jährlich etwas bey Seite legt, und dieses Ersparte zusammenhäuft. Smith zieht hieraus den Schluß, daß, obgleich der Trieb zum Aufwande fast alle Menschen zu gewissen Zeiten, und einige fast immer beherrscht; doch bey dem größten Theile der Menschen, wenn man ihr Leben im Ganzen übersieht, das Princip der Sparsamkeit das Uebergewicht, und zwar ein sehr großes Uebergewicht zu haben scheine.

Dasselbe Verhältniß findet im Ganzen statt in Ansehung kluger und gelingender und unkluger mislingender Unternehmungen. Die Zahl jener ist weit größer, als die Zahl dieser. Es wird freylich oft über Bankrotte geklagt; aber die Zahl derer, die Bankrot machen, ist sehr klein gegen die Zahl der Kaufleute und Gewerbe treibenden, die ihre Nahrung und ihren Vortheil dabey finden. Für einen ehrlichen Mann giebt es kein niederschlagenderes Unglück, als Bankrot zu machen; er wird sich also, so viel er kann, davor zu hüten suchen. Freylich giebt es Thoren und Betrieger, welche sich dadurch nicht ab-

abschrecken lassen, so wie es Diebe giebt, die bey einer Hinrichtung unter dem Galgen stehlen.

Auf den Wohlstand großer Nationen kann die Verschwendung Einzelner selten oder nie großen Einfluß haben; wohl aber kann es die Verschwendung und Unklugheit der Regierung. In den meisten Ländern werden die öffentlichen Einkünfte ganz oder größtentheils zum Unterhalte von nichts hervorbringenden Händen angewandt. Dahin gehören alle beym Hofe, zum Dienste der Kirche, in der Armee und Flotte angestellte Personen. Erwirbt eine Armee auch etwas in Kriegeszeiten, so ist dieses doch nie so viel, daß auch nur ihr Unterhalt während des Krieges selbst davon bestritten werden könte. Jene Menschen müssen also von der Arbeit Anderer ernährt werden. Wird nun ihre Anzahl unnöthigerweise über das Maaß vervielfältigt, so können sie in einem Jahre so viel verzehren, daß nicht genug zum Unterhalte so viel hervorbringender Arbeiter übrig bleibt, um das nämliche Product das folgende Jahr hervorzubringen. Diese Verkleinerung des Productes der jährlichen Arbeit des Landes nimt von Jahr zu Jahr zu, und keine Sparsamkeit einzelner Personen kann die verderbliche Wirkung einer solchen öffentlichen Verschwendung ersetzen. Inzwischen ereignet sich doch der Erfahrung nach dieses selten. Einerseits werden die Regierungen sehr bald auf die Folgen der Verschwendung aufmerksam, oder durch das Murren des Volks aufmerksam darauf gemacht; andererseits ist der Eigennuß der Privatpersonen eine so kräftige Triebfeder, den Folgen der öffentlichen Verschwendung entgegenzuwirken, daß die nöthigen Fonds für die hervorbringende Arbeit doch immer noch erhalten werden.

Smith

Smith entwickelt nun die Natur und Wirkungen der Darlehne auf Zinsen. Der Borger braucht das Geliehene entweder als Capital, um wieder damit zu gewinnen, oder als Fond zum unmittelbaren Verbrauche. Im erstern Falle kann er sowohl das Capital wiedergeben, als die Zinsen bestreiten, ohne sich irgend einer anderen Quelle seiner Einkünfte zu berauben, oder sie anzugreifen. Im andern Falle aber handelt er wie ein Verschwender, und verthut mit Unterhaltung der Müssigen, was zum Unterhalte der Fleißigen bestimt war. Er kann alsdenn weder Capital noch Zinsen bezahlen, wenn er es nicht aus einer andern Quelle von Einkünften hernimt, die er deshalb entweder veräußert oder angreift, z. B. wenn er etwas von seinem Landeigenthume verkauft.

Man kann sicher annehmen, daß die erste Art der Darlehne ungleich häufiger ist, als die andere. Ein Mensch, der borgt, um zu erwerben, wird auch allemal eher Credit bey einem Reichen finden. Borgt aber Jemand nur, um seine Ausgaben damit zu bestreiten, so wird er im Kurzen zu Grunde gerichtet seyn, und der, welcher ihm leiht, wird gemeiniglich Ursache haben, seine Thorheit zu bereuen. Zu dem leztern Endzwecke zu leihen und zu borgen, ist in allen Fällen, wenn nicht von wucherischen Zinsen die Rede ist, dem Interesse beyder Theile entgegen.

Fast alle Darlehne werden in Gelde gemacht, es sey in Gold und Silber, oder in Papiergelde. Was der Borger aber wirklich nöthig hat, und was der Leiher ihm wirklich verschafft, ist nicht das Geld, sondern des Geldes Werth, die Waren, welche er dafür einkaufen kann. Vermittelst des Darlehns über-

überträgt der Leiher dem Borger sein Recht auf einen gewissen Antheil von dem jährlichen Erzeugnisse des Bodens und der Arbeit des Landes, um denselben zu einem beliebigen Gebrauche anzuwenden. Die Quantität der Fonds also, die in einem Lande auf Zinsen ausgethan werden kann, richtet sich nicht nach der Quantität des Metall- oder Papiergeldes, das in dem Lande vorhanden ist, und das nur zum Werkzeuge der Darlehne dient; sondern nach dem Werthe des Theils des jährlichen Landeserzeugnisses, der nicht nur überhaupt zur Wiedererstattung von Capitalien, sondern zur Wiedererstattung solcher Capitalien dient, die der Eigenthümer selbst anzulegen nicht die Mühe haben will. Da solche Capitalien gemeiniglich in barem Gelde ausgeliehen, und auch in solchem wieder bezahlt werden; so machen sie das sogenannte Geldeigenthum (the monied interest) aus. Es ist nicht nur von dem Landeigenthume, sondern auch von dem im Handel und in den Gewerben steckenden Eigenthume unterschieden; weil, obgleich das Capital der Handels- und Gewerbsleute auch in Gelde besteht, solches doch von ihnen selbst auf die Hervorbringung oder Veranstaltung einer anderen Sache gewandt wird.

Wie in einem Lande der Theil des jährlichen Landesproducts wächst, welcher, so wie er aus der Erde oder den Händen der Arbeiter komt, Capitalien überhaupt wieder zu erstatten bestimt ist; so wächst auch in diesem Lande die Summe der auf Zinsen ausgethanen Capitalien. Denn die Vermehrung dieser besonderen Arten der Capitalien, deren Eigenthümer ein Einkommen davon zu ziehen wünschen, ohne sich selbst die Mühe zu geben, sie anzulegen, begleitet natürlicherweise die Vermehrung der Capitalien überhaupt.

Wächst die Anzahl der Capitalien, die zum Ausleihen auf Zinsen bestimt sind; so nehmen die Zinsen, oder der Preis, welcher für den Gebrauch dieser Capitalien bezahlt wird, nothwendigerweise ab; nicht bloß deswegen, weil sich der Marktpreis der Dinge gewöhnlich vermindert, wenn ihre Quantität sich vermehrt, sondern auch aus andern diesem Falle eigenthümlichen Ursachen. Mit der Vermehrung der Capitalien in einem Lande vermindern sich auch die Gewinne, welche durch die Anwendung derselben gemacht werden können. Ein neues Capital nützlich anzuwenden wird nach und nach innerhalb des Landes immer schwerer. Daraus entsteht eine Concurrenz der verschiedenen Capitalien, indem der Eigenthümer des einen sich bemüht, sich derjenigen Gelegenheit zur Nutzung eines Capitals zu bemächtigen, von welcher der Andere schon Gebrauch gemacht hat. In den meisten Fällen aber kann er nicht hoffen, den Andern aus seinem Besitze zu vertreiben, als wenn er den Personen bessere Bedingungen macht, mit welchen er dabey zu thun hat. Was er verkauft, muß er nicht nur etwas wohlfeiler verkaufen, sondern auch zuweilen, um es verkaufen zu können, etwas theurer einkaufen. Durch die Vermehrung der Fonds, die dazu bestimt sind, hervorbringende Arbeiter in Thätigkeit zu setzen, wird die Nachfrage nach solchen alle Tage größer. Den Arbeitern wird es immer leichter, Beschäfftigung zu finden; aber den Capitalisten wird es immer schwerer, Arbeiter zu finden, die sie beschäfftigen könten. Diese [illegible] ben also durch ihre Concurrenz eben so sehr d[illegible] beitslohn in die Höhe, als sie die Preise der [illegible] beym Verkaufe herunterbringen. [illegible] se Weise die Gewinn[illegible]

tale machen kann, [illegible] mindert werden; so [illegible] den Gebrauch derselben [illegible] wendig zugleich [illegible]

In einigen Ländern [illegible] ten, Geld auf Zinsen [illegible] gerechtes und schädliches [illegible] brauch des Geldes [illegible] den, und es ist also [illegible] brauch etwas zu bezahlen. [illegible] jenes Verbot keinesweges [illegible] der Erfahrung nach wird [illegible] Der Borger muß alsdenn [illegible] brauch des Geldes, sondern [illegible] zahlen, welcher sich der Ausleiher [illegible] er das Gesetz übertritt. Er ist [illegible] seinen Gläubiger vor den Strafen der [illegible] sicher zu stellen.

Sind Geldzinsen in einem Lande erlaubt, [illegible] stimmen die Gesetze gemeiniglich, um den [illegible] gen des Wuchers vorzubeugen, den höchsten Zins[illegible] welchen man, ohne sich einer Strafe [illegible] nehmen darf. Dieser gesetzmäßige Zinsfuß muß im[illegible] mer etwas über den niedrigsten Marktpreis gehen. Ist er niedriger, als der gewöhnliche Marktpreis, [illegible] würde die Einschränkung durch das Gesetz [illegible] ligen Verbote gleichen. Der Gläubiger [illegible] Geld nicht für weniger weggeben wollen, [illegible] brauch desselben werth ist; und der [illegible] be ihm also auch noch für die Gefahr [illegible] sen, welche er liefe, wenn er den [illegible]

[illegible] Wird [illegible]

bestimt; so erhalten diejenigen, welche nicht die vollkommenste Sicherheit zu verschaffen wissen, kein Darlehn mehr bey rechtschaffenen Leuten, welche die Gesetze ihres Landes in Ehren halten. Sie sind also genöthigt, zu den Wucherern ihre Zuflucht zu nehmen, und dadurch werden sie ruinirt. Obgleich inzwischen der gesetzmäßige Zinsfuß etwas über den gewöhnlichen niedrigsten erhoben seyn muß, so muß er doch auch nicht viel höher stehen, als dieser. Wenn die Gesetze den Zinsfuß in einem reichen Lande auf Acht oder Zehn vom Hundert setzten; so würde der größte Theil des zum Ausleihen bestimten Geldes an Verschwender und Projectmacher ausgeliehen werden, die allein jene hohen Zinsen würden geben wollen. Vorsichtige Leute, die für den Gebrauch des Geldes nicht mehr geben wollen, als einen Theil dessen, was sie durch den Gebrauch desselben wahrscheinlich gewinnen können, würden es nicht wagen, sich als Mitbewerber von diesen aufzustellen. Ein großer Theil des Landescapitals würde also denjenigen Händen entzogen werden, die am wahrscheinlichsten einen für sich und das Land nützlichen Gebrauch davon machen, und würde denen zugewandt werden, die am wahrscheinlichsten es durchbringen und vernichten. Ist hingegen der gesetzliche Zinsfuß nur um sehr wenig höher, als die niedrigsten der Zinsen, die gewöhnlich gegeben werden, da erhalten beym Geldborgen die soliden und vorsichtigen Unternehmer vor den verwegenen und verschwenderischen den Vorzug. Der, welcher Geld ausleiht, erhält von den erstern beynahe eben so viel Zinsen, als er von den letztern nehmen darf; und doch ist sein Geld in den Händen des erstern weit sicherer, als in den Händen des letztern. Ein großer Theil des Landescapitals komt also auf diese Weise wirklich in die

Hän-

Hände, von denen es am wahrscheinlichsten ist, daß sie es nützlich anwenden werden.

Uebrigens kann kein Gesetz den Zinsfuß niedriger machen, als zu der Zeit, da das Gesetz gegeben wird, der niedrigste Marktpreis für ausgeliehene Capitalien ist. Würden auch durch ein Edict die Zinsen von Fünf auf Drey Procent herabgesetzt; so würde man dennoch fortfahren, Geld auf fünf Procent auszuleihen, und man würde hundert Wege auffinden, dem Gesetze auszuweichen.

Von dem Zinsfuße hängt allezeit der Preis der Landgüter ab. Wer ein Capital besitzt, von welchem er Einkünfte ziehen will, ohne selbst die Mühe zu haben, es in einem Gewerbe anzuwenden, hat nur zwischen zwey Sachen zu wählen: Güter zu kaufen, oder das Capital auf Zinsen auszuleihen. Die größte Sicherheit, die bey dem Besitze von Grund und Boden ist, nebst verschiedenen andern Vortheilen, die fast immer mit dieser Art des Eigenthums verbunden sind, werden auch den reichen Mann fast immer geneigt machen, mit einem etwas geringern Einkommen von dem auf Landgüter gewandten Capitale zufrieden zu seyn, als es, auf Zinsen ausgethan, ihm würde gebracht haben. Diese Vortheile bey dem Landbesitze sind gemeiniglich hinlänglich, einen kleinen Verlust an der Einnahme zu ersetzen. Aber über einen gewissen Grad muß der Unterschied zwischen dem, was Güter, und dem, was ausgeliehene Gelder einbringen, nicht gehen; sonst wird kein Mensch, der Geld hat, Güter kaufen wollen; und dieß wird bald ihren Preis auf das rechte Maaß herunterbringen. Auf der anderen Seite, wenn jene Vortheile den Unterschied bey der Geldeinnahme weit überstie-

 gen,

gen; so würde Jedermann Güter kaufen wollen, welches eben so bald ihren Preis in die Höhe treiben würde. In Frankreich ist der Zinsfuß höher, und der Güterpreis niedriger, als in England. Dort werden Landgüter um das zwanzigfache ihrer jährlichen Einkünfte; hier um das dreyßigfache verkauft.

Jedes Capital kann auf eine von folgenden vier Arten angewandt werden: 1) zur Hervorbringung der rohen Naturproducte, die für den Verbrauch oder den Gebrauch der Gesellschaft erfodert werden; 2) zu Manufacturarbeiten, oder zur Umbildung jener rohen Naturproducte in diejenigen Formen, in welchen sie erst zum Verbrauche oder zum Gebrauche geschickt sind; 3) zum Handel im Ganzen, oder zur Transportirung der rohen oder verarbeiteten Producte von dem Orte, wo sie überflüssig sind, an den, wo sie fehlen; endlich 4) zum Einzelhandel, oder zur Vertheilung dieser herbeygeführten Producte in kleinen Theilen an die einzelnen Verzehrer. Von diesen vier Arten der Capitalanlegung ist jede wesentlich nothwendig, wenn die anderen drey bestehen, oder sich erweitern sollen. Jede ist auch zum allgemeinen Wohlseyn der Gesellschaft unentbehrlich.

Die Personen, deren Capitalien auf eine von den genannten vier Arten angewandt werden, sind selbst hervorbringende Arbeiter. Wenn ihre Arbeit gehörig geleitet ist, so wird sie an dem Gegenstande oder der verkäuflichen Ware, an welche sie gewandt wird, zu etwas Wirklichem und Bleibendem; und sie setzt gemeiniglich dem Werthe derselben wenigstens so viel zu, als sie selbst kostet, das heißt, als die Arbeiter verzehren. Die Gewinne des Pachters, des Fabrikunternehmers, des Kaufmanns und

des

des Krämers werden alle aus dem Verkaufspreise derjenigen Waren gezogen, welche von den beyden ersten hervorgebracht, und von den beyden letzten gekauft und verkauft werden. Jedoch wird dasselbe Capital, nachdem es auf die eine oder die andere jener vier Arten angewandt wird, sowohl unmittelbar sehr ungleiche Quantitäten productiver Arbeit veranlassen, als auch mittelbar in sehr ungleichem Verhältnisse das jährliche Landeserzeugniß vermehren.

Unter allen Capitalien ist es das auf den Landbau gewandte, welches die größte Quantität productiver Arbeit in Gang bringt. Es arbeitet hier auch die Natur mit dem Menschen gemeinschaftlich, und obgleich ihre Arbeit keinen Aufwand kostet, so hat doch das Product derselben so gut seinen Werth, wie das Werk des größten Künstlers. Die wichtigsten Operationen des Landbaues scheinen nicht sowohl darauf abzuzielen, die Fruchtbarkeit der Natur zu vermehren, als sie auf die Erzeugung derjenigen Pflanzen hinzuleiten, welche dem Menschen die nützlichsten sind. Das auf den Ackerbau gewandte Capital veranlaßt daher nicht nur eine größere Quantität productiver Arbeit, als ein gleiches auf Manufacturen gewandtes Capital; sondern es bringt auch durch eine gleiche Arbeit einen größern Werth hervor, als dieses; vermehrt also auch das jährliche Landeserzeugniß, die wirklichen Reichthümer und Einkünfte der Landeseinwohner, in einem weit größern Verhältnisse. Unter allen Methoden, wie ein Capital angelegt werden kann, ist diese gewiß die ersprießlichste für die menschliche Gesellschaft.

Die angewandten Capitalien im Ackerbaue und im Kleinhandel bleiben immer innerhalb des Stats.

Auch wohnen die Eigenthümer dieser Capitalien gemeiniglich in dem Lande, wo die Capitalien angelegt sind. Hingegen das Capital eines Großhändlers hat nirgends einen bestimten und nothwendigen Sitz, sondern kann von einem Orte zum andern wandern, nachdem es an dem einen einen wohlfeilern Einkauf, oder an dem andern einen theurern Verkauf findet. Das Capital eines Manufacturisten muß nothwendig da bleiben, wo die Manufactur betrieben wird; aber welches dieser Ort sey, ist nicht immer durch die Natur der Manufactur nothwendig bestimt. Er kann zuweilen von dem Orte, wo das rohe Material erzeugt wird, und von dem, wo die fertige Ware abgesetzt wird, gleich weit entfernt seyn.

Ob der Kaufmann, durch dessen Capital die überflüssigen Erzeugnisse eines States ausgeführt werden, ein Eingebohrner oder Fremder sey; ob er innerhalb oder außerhalb des Landes lebe; darauf komt der Gesellschaft wenig an. Lebt er außerhalb des Landes, so ist die Anzahl hervorbringender Arbeiter, die er in demselben beschäfftigt, nur um eine einzige Person kleiner; und die Größe des Werths, den er dem jährlichen Landeserzeugnisse zusetzt, ist nur um den Gewinn dieser einzigen Person geringer. Die Schiffer und Fuhrleute, deren er sich bedient, können, er mag in oder außer dem Lande wohnen, bald Einheimische, bald Fremde seyn. Den Nutzen aber stiftet er im Lande in beyden Fällen, daß er durch sein Capital dem überflüssigen Producte einen Werth giebt, indem er es dahin führt, wo es gesucht wird, und wo es gegen eine im Lande selbst gesuchte Ware ausgetauscht werden kann. Er mag in oder außer dem Lande wohnen; so erstattet er auf gleiche Weise den Personen,

nen, welche jenes überflüssige Product erzeugt haben, ihr Capital wieder, und setzt sie in den Stand, ihr Geschäfft fortzutreiben; — und dieß ist der vornehmste Dienst, durch welchen das Capital eines Großhändlers zur Unterstützung der hervorbringenden Arbeit und zur Vermehrung des Werths des Landeserzeugnisses beyträgt.

Weit mehr komt darauf an, daß das Capital des Manufacturisten innerhalb des Landes seinen Sitz habe. Es veranlaßt alsdenn nothwendig mehr Beschäfftigung, und fügt dem Landeserzeugnisse einen größern Zuwachs hinzu. Doch kann das in einer Manufactur angelegte Capital auch Ländern sehr nützlich werden, wo die Manufactur ihren Sitz nicht hat. Die Capitalien der Britischen Manufacturisten, die den von den Ländern am Balthischen Meere jährlich zugeführten Flachs und Hanf verarbeiten lassen, sind gewiß jenen Ländern sehr nützlich. Diese rohen Materialien, die in ihnen überflüssig und also ohne Werth sind, würden in ihnen auch nicht ferner erzeugt werden, wenn sie nicht anders wohin geführt, und hier gegen Waren, die zu Hause nöthig sind, ausgetauscht werden könten. Der Kaufmann, welcher den Russischen Flachs und Hanf ausführt, giebt dem Russischen Landbauer, der ihn erzeugte, sein Capital mit Gewinn wieder, und ermuntert ihn dadurch, den Anbau fortzusetzen; und der Britische Manufacturist erstattet dem Kaufmanne sein Capital wieder.

Wenn das Capital eines Landes nicht zu allen drey Arten der Geschäffte, dem Landbaue, den Manufacturen, und dem auswärtigen Handel, zureicht; so wird es sowohl in Absicht der Anzahl der dadurch beschäfftigten Menschen, als in Absicht des Werths

des dadurch erzielten Products, am nützlichsten angebracht, wenn das Meiste davon auf den Landbau gewandt wird. Den zweyten Rang in den Graden des Nützlichen hat die Anwendung auf Manufacturen. Der Theil des Capitals endlich, welcher dem Ausfuhrhandel gewidmet wird, trägt zur Beschäfftigung fleißiger Hände, und zum vermehrten Werthe des allgemeinen Landesproducts, am wenigsten bey.

Ein Land, dessen Capital noch nicht zu jenen drey Zwecken hinreicht, ist freylich noch nicht zu dem Grade des Wohlstandes gelangt, zu welchem es von der Natur bestimt scheint. Aber mit einem unzureichenden Capital zu frühzeitig zu versuchen, alle diese verschiedenen Geschäfftszweige zu bearbeiten, ist sicher für ein ganzes Land so wenig, als für einen einzelnen Menschen, der kürzeste Weg, ein zureichendes zu erwerben. Die Capitalien aller einzelnen Menschen, woraus eine Nation besteht, zusammengenommen haben ihre bestimte Grenze so gut, wie das Capital einer einzelnen Person; und sind, eben so wie dieses, nur gewisse Unternehmungen auszuführen im Stande. Beyde werden auf gleiche Weise vermehrt, nehmlich indem die Nation oder die einzelne Person etwas von ihren Einkünften bey Seite legt und dem Capitale hinzufügt. Sie vermehren sich also wahrscheinlich dann am geschwindesten, wenn sie auf die Art angelegt werden, daß sie das größte Einkommen bringen; weil alsdenn am meisten davon erspart werden kann. Das Einkommen der sämtlichen Einwohner eines Landes aber steigt oder fällt immer im Verhältnisse mit dem Werthe dessen, was sein Boden und sein Fleiß jährlich hervorbringen.

Die

Die vornehmste Ursache von den schnellen Fortschritten der vereinigten Staten in Nordamerica zu Reichthum und Größe liegt unstreitig darin, daß bisher ihr ganzes Capital zum Ackerbaue angewandt worden ist. Sie haben keine Manufacturen, ausgenommen von solchen gemeinen und groben Waren, dergleichen bey zunehmendem Landbaue unausbleiblich verfertigt werden, aber nur die Arbeit der Weiber und Kinder in jeder Privatfamilie ausmachen. Der größere Theil des Americanischen Ausfuhr- und Küstenhandels wird mit Capitalien Britischer Kaufleute betrieben. Es ist bey diesem von Smith gebrauchten Beyspiele nicht zu vergessen, daß vom Zustande Nord-America's um das Jahr 1772 die Rede ist; was indessen der Gültigkeit des Beyspiels als solchen keinen Eintrag thut. Sollten die Americaner, setzt S. hinzu, auf den Einfall kommen, entweder durch Verabredung oder auf irgend eine andere gewaltsame Weise, die Einfuhr Europäischer Manufacturwaren zu verhindern, und ihren eigenen Landsleuten, welche dieselben Waren zu verarbeiten anfiengen, den Alleinhandel einzuräumen; so würden sie dadurch, daß sie einen beträchtlichen Theil ihres Capitals vom Ackerbaue ab, und auf diese Beschäfftigung hinleiteten, nicht nur den fernern Anwachs ihres jährlichen Products nicht beschleunigen, den Fortgang ihres Landes zu Reichthum und Macht nicht befördern; sondern sie würden vielmehr den erstern aufhalten, und den letztern verhindern. Und dieß würde noch in einem weit höhern Grade geschehen, wenn sie versuchen wollten, sich auf eben diese Weise ihren ganzen Ausfuhrhandel zuzueignen. In der That, meynt Smith, scheine bisher fast nie das Glück eines großen Landes so lange ununterbrochen fortgedauert zu haben, daß es wäre in den

Stand gesetzt worden, ein für alle die drey oben angegebenen Endzwecke hinreichendes Capital zu erwerben.

Wenn die Capitalien eines Landes so sehr angewachsen sind, daß sie in der Herbeyschaffung der zum inländischen Verbrauche nöthigen Waren, und in der Unterstützung des einheimischen Fleißes, nicht mehr ganz angewandt werden können; so fließt der Ueberschuß natürlicherweise dem Zwischenhandel zu, und wird angewandt, dieselben Dienste fremden Ländern zu leisten. Der Zwischenhandel ist die natürliche Wirkung und ein Zeichen eines großen Nationalreichthums; aber er ist nicht die Ursache desselben. Diejenigen Statsmänner, die so geneigt gewesen sind, ihn durch außerordentliche Ermunterungen zu begünstigen, scheinen die Ursache mit der Wirkung und einem begleitenden Umstande verwechselt zu haben. Holland ist nach Verhältniß seines Umfanges und seiner Volksmenge das reichste Land von Europa; und hat dem zufolge auch den größten Antheil an dem Europäischen Zwischenhandel. England hat nach demselben vielleicht den zweyten Rang in Absicht des Reichthums; und man schreibt ihm gleichfalls einen beträchtlichen Antheil an diesem Zwischenhandel zu; obgleich in vielen Fällen das, was man gemeiniglich für Englischen Zwischenhandel hält, bey genauerer Untersuchung als ein durch viele Umwege geführter auswärtiger Consumtionshandel erscheint. Von dieser Art sind großentheils die Handelszweige, welche die ost- und westindischen und americanischen Waren auf verschiedene Europäische Märkte führen. Diese Waren werden gemeiniglich entweder unmittelbar mit Producten Britischen Fleißes, oder mit einer dritten Ware, die für solche Producte eingehandelt worden war,

war, eingekauft; und die Waren, welche zuletzt in diesem Handel zu dem Kaufmanne zurückkehren, sind zum Gebrauche oder Verbrauche in Groß-Britannien bestimt. Vielleicht besteht der Groß-Britannische Zwischen- und Fuhrhandel, im eigentlichen Verstande genommen, nur aus den beyden Zweigen: — dem Handel, der mit Brittischen Fahrzeugen zwischen verschiedenen Häfen des mittelländischen Meers — und einem ähnlichen, der von Brittischen Kaufleuten aus einem Ostindischen Hafen in den andern getrieben wird.

Wie weit der innere Handel soll ausgedehnt, und wie große Capitalien in demselben sollen angelegt werden können; das richtet sich nothwendig nach der Quantität und dem Werthe der überflüssigen Producte, welche in den verschiedenen Plätzen und Gegenden des Landes vorhanden sind, und welche in andern davon entfernten Gegenden und Plätzen Absatz finden. Das Maaß der möglichen Ausdehnung des auswärtigen Consumtionshandels wird durch den Werth der im ganzen Lande überflüssigen Producte, und durch den Werth derjenigen Waren, die man dafür in fremden Ländern umtauschen kann, bestimt. Die Ausdehnung des Zwischenhandels endlich hat keine andere Grenzen, als die von dem Werthe der überflüssigen Producte in allen verschiedenen Ländern der Welt. Dieser Handelszweig ist in Vergleichung mit den beyden andern gewissermaßen unendlich, und kann den größten Capitalien Beschäfftigung verschaffen.

Nunmehro erörtert Smith die Gründe, aus denen sich die verschiedenen Fortschritte verschiedener Nationen in Erwerbung des Reichthums erklären lassen.

sen. Der größte Verkehr, welcher in jeder Nation, die eine regelmäßige bürgerliche Verfassung und einen gewissen Grad von Cultur hat, getrieben wird, ist der Handel zwischen den Einwohnern der Städte und den Bewohnern des offenen Landes. Er besteht in dem Tausche roher Producte gegen Manufacturwaren, entweder einem unmittelbaren zwischen diesen beyden Sachen selbst; oder einem mittelbaren durch Dazwischenkunft des Geldes oder Geld vorstellender Papiere. Nach dem natürlichen Laufe der Dinge also ist der größere Theil von dem Capitale einer jeden emporsteigenden Nation zuerst auf den Ackerbau, dann auf Manufacturen, und zuletzt auf den auswärtigen Handel gerichtet. Diese Ordnung der Dinge ist so natürlich, daß sie in jedem State, der nur irgend einen beträchtlichen Umfang von Ländereyen besitzt, wenigstens bis auf einen gewissen Grad befolgt worden ist. Ein Theil seines Grundes und Bodens mußte wenigstens zuvor angebauet seyn, ehe beträchtliche Städte in ihm erbauet werden konten; und einiger Gewerbfleiß, wenn auch nur der gemeinen Art, mußte zuvor in diesen Städten getrieben werden, ehe irgend Jemand an den ausländischen Handel dachte. Smith bemerkt inzwischen, daß, obgleich diese natürliche Ordnung der Dinge in einigem Grade in jeder bürgerlichen Gesellschaft statt finden muß, sie doch in den neuern Europäischen Staten in mehr als einer Rücksicht gänzlich umgekehrt worden ist. Einige ihrer Städte sind zu ihren Manufacturen, die feinere Waren verfertigen, oder für den ausländischen Absatz arbeiten, erst durch den auswärtigen Handel gekommen; und die Manufacturen mit dem Handel vereinigt, haben in ihnen die vornehmsten Verbesserungen des Ackerbaues veranlaßt. Die Ursachen dieser Abweichung von der natür-

türlichen Folge der Dinge, lagen in den alten Sitten und Gewohnheiten der Europäischen Nationen, die wiederum aus ihrer Regierungsform entsprangen: — Gewohnheiten, die auch dann noch fortdauerten, als jene Verfassungen selbst schon große Abänderungen erlitten hatten. Smith hat jene Ursachen weiter historisch entwickelt, worin ich ihm aber nicht folgen kann.

Einer der wichtigsten und lehrreichsten Theile des Smith'schen Werks von den Ursachen des Nationalreichthums ist seine Kritik der verschiedenen Systeme der Statswirthschaft, durch deren Resultate erst sein eigenes völlig bewährt wird. Er unterscheidet im Allgemeinen zwey Systeme der Statswirthschaft, deren eines er das Handelssystem, das andere das System der Landwirthschaft nennt.

Es ist ein gemein herrschendes Vourtheil, daß der Reichthum im Gelde, oder im Golde und Silber, bestehe. Dieses Vorurtheil ist aus der doppelten Bestimmung des Geldes entstanden, daß es Werkzeug zum Handel, und Maaßstab des Werthes seyn soll. Nach der ersteren Bestimmung kann man mit Geld leichter, als mit jeder andern Ware, sich das Nöthige verschaffen. Nach der anderen Bestimmung wird der Werth aller andern Güter nach der Menge des Geldes geschätzt, womit man sie eintauschen kann. Daher sind Reichthum und Geld in der gemeinen Sprache gleichbedeutende Wörter. Dasjenige Land hält man für reich, in welchem Geld im Ueberflusse ist; und Gold und Silber in einem Lande aufhäufen, hält man für den nächsten Weg, es zu bereichern.

Locke unterschied zwischen dem Gelde und andern beweglichen Gütern. Diese letztern, sagt er, sind so sehr dem Verderben unterworfen, daß man auf den darin bestehenden Reichthum nicht viel rechnen kann, und daß eine Nation, die in dem einen Jahre an diesen Gütern Ueberfluß hat, in dem nächsten Jahre ohne alle Ausfuhr, und bloß durch übermäßigen Aufwand und Verschwendung, daran Mangel leiden kann. Hingegen das Geld ist ein sicherer Freund, der zwar von Hand in Hand herum wandert, aber, wenn man ihn nur verhindert, aus dem Lande zu gehen, durch den Gebrauch nicht leicht vernichtet wird. Daher sind nach seiner Meynung Gold und Silber der dauerhafteste und wesentlichste Theil des beweglichen Vermögens einer Nation, und die Vermehrung dieser Metalle ist sonach der Hauptgegenstand der Statswirthschaft.

Andere geben zu, daß, wenn eine Nation von der übrigen Welt abgesondert werden könte, wenig darauf ankommen würde, wie viel oder wie wenig Geld bey ihr im Umlaufe wäre. Die verbrauchbaren Güter, die man vermittelst dieses Geldes in Umlauf brächte, würden bloß gegen eine größere oder kleinere Anzahl Geldstücke ausgetauscht werden; aber der wirkliche Reichthum oder die wirkliche Armuth des Landes würden lediglich von dem Ueberflusse oder dem Mangel dieser verbrauchbaren Güter abhängen. Anders verhält es sich, ihrer Meynung nach, mit Ländern, die mit fremden Völkern in Verbindung stehen, auswärtige Kriege führen, und in entlegenen Gegenden Kriegesheere und Flotten unterhalten müssen. Dies kann nicht geschehen, ohne zu diesem Behufe Geld hinaus zu schicken; und eine Nation kann nicht

nicht viel Geld außer Landes schicken, wenn sie nicht viel Geld zu Hause hat. Jede Nation muß also in Friedenszeiten Gold und Silber aufhäufen, um im Nothfalle damit auswärtige Kriege führen zu können.

Nach diesen gemeinen Begriffen haben sich auch alle Europäische Völker, obwohl nicht sehr zweckmäßig, bemüht, auf alle mögliche Weise Gold und Silber in ihren Ländern aufzuhäufen. Spanien und Portugal haben die Ausfuhr davon entweder bey schwerer Strafe verboten, oder sie mit einer hohen Abgabe belegt, und in den älteren Zeiten scheint dieses Verbot auch bei den meisten anderen Europäischen Nationen einen Theil ihrer Handelspolizey ausgemacht zu haben.

Dieses Verbot war inzwischen für den auswärtigen Handel der Nationen äußerst drückend und beschwerlich. Wenn die Kaufleute fremde Güter in ihr eigenes Land einführen, oder in das Ausland versenden wollten; so konten sie oft mit Gold oder Silber vortheilhafter, als mit anderen Waren kaufen. Sie machten daher gegen dieses Verbot, als eine dem Handel schädliche Maaßregel, Vorstellungen. Unter den Schriftstellern, die besonders dagegen geeifert haben, war Mun in seinem Werke: Der auswärtige Handel, als der Schatz von England betrachtet, der vorzüglichste.

Seine Gründe sind: 1) daß die Ausfuhr von Gold und Silber zum Ankaufe fremder Waren die Quantität dieser Metalle im Lande nicht nothwendig vermindere; vielmehr dieselbe oft vergrößere. Wenn der inländische Verbrauch dadurch nicht vermehrt wird, sondern die Waren in's Ausland gehen, und daselbst

mit großem Gewinne verkauft werden, so komt durch den Verkauf mehr Reichthum in's Land, als beym Ankaufe hinausgeht. 2) Das Verbot kann die Ausfuhr des Silbers und Goldes dennoch nicht verhindern; denn der geringe Raum, welchen diese Metalle in Vergleichung mit ihrem Werthe einnehmen, erleichtert das heimliche Fortschaffen derselben. Der Ausführung könne nur durch eine genaue Aufmerksamkeit auf die sogenannte Handelsbilanz vorgebeugt werden. Wenn ein Land mehr Geldeswerth ausführt, als einführt, so bleibt ihm nach der Bilanz das Ausland etwas schuldig, was nothwendigerweise in Golde oder Silber bezahlt werden, und folglich die Quantität dieser Metalle im Königreiche vermehren müßte. Führt hingegen das Land mehr Geldeswerth ein, als aus; so bleibt es nach der Bilanz den Ausländern etwas schuldig, welches eben so bezahlt werden müßte, und die obige Quantität vermindern würde. In dem letztern Falle kann das Verbot die Ausfuhr nicht verhindern; sondern sie nur gefährlicher und folglich kostbarer machen. Der Wechselcours wird dadurch notwendig für das Land, welches die Bilanz wider sich hat, nachtheilig.

Smith erklärt dieses Raisonnement theils für richtig, theils für sophistisch. Richtig ist, daß die Ausfuhr des Goldes und Silbers durch den Handel oft für das Land Vortheile hat, und daß kein Verbot die Ausfuhr hindern kann, sobald Privatleute ihren Vortheil dabey finden. Aber falsch ist, daß die Erhaltung und Vermehrung jener Metalle im Lande eine größere Aufmerksamkeit verdiene, als die Erhaltung und Vermehrung irgend einer anderen nützlichen Ware. Denn bey der Freyheit des Handels wer-

werden jene auch ohne eine solche Fürsorge immer in der erfoderlichen Menge vorhanden seyn. Auch macht der hohe Preis der Wechsel nicht nothwendig die Handelsbilanz für ein Land nachtheilig, oder veranlaßt die Ausfuhr einer größeren Menge Goldes und Silbers. Den Kaufleuten, die Geld in's Ausland zu bezahlen haben, ist freylich dieser hohe Wechselcours sehr nachtheilig; aber es wird dadurch nicht mehr Geld aus dem Lande getrieben. Die Kosten, das Geld sicher aus dem Lande zu schaffen, bey der aus dem Verbote der Ausfuhr entspringenden Gefahr, werden gemeiniglich im Lande selbst aufgewandt, und treiben nicht leicht einen Schilling mehr aus dem Lande, als gerade die Summe der Wechsel ausmacht. Ferner nöthigt der hohe Wechselcours die Kaufleute, die Ausfuhr mit der Einfuhr in's Gleichgewicht zu bringen, damit sie diesen hohen Preis bey der möglich kleinsten Summe bezahlen. Endlich muß nothwendigerweise der hohe Wechselcours die Wirkung thun, die eine Auflage thut; er muß die fremden Waren theurer machen, und dadurch ihren Verbrauch vermindern. Er trägt also eher etwas bey, die nachtheilige Handelsbilanz, und die Gold- und Silberausfuhr zu vermindern, als sie zu vermehren.

Ungeachtet dieser Beschaffenheit der obigen Gründe gegen das Verbot der Ausfuhr von Gold und Silber bewirkten sie doch die Ueberzeugung der Regierungen. Es ward Maxime, nur über die Handelsbilanz zu wachen, als die einzige Ursache, wodurch der Vorrath der edeln Metalle vermehrt oder vermindert würde. Der auswärtige Handel ward als die wahre Quelle der Bereicherung eines Landes angesehen. Der einheimische oder inländische Handel — der wichtigste

tigste unter allen, — der, bey welchem ein gleiches Capital den größten Gewinn bringt, und den Menschen im Lande die meiste Beschäfftigung giebt, wurde nur als ein Hülfsmittel zur Unterstützung des auswärtigen betrachtet. Jener bringe, sagt man, weder Geld in's Land, noch führe er Geld hinaus; folglich könne er das Land weder reicher, noch ärmer machen, als insofern seine Aufnahme oder sein Verfall mittelbarerweise auf den Zustand des auswärtigen Handels Einfluß habe.

Wenn ein Land das Vermögen hat, Waren zu kaufen, so wird es sich gewiß die Waren verschaffen, deren es bedarf; und eben so, wenn es das Vermögen hat, Gold und Silber zu kaufen, wird es ihm nie an diesen Metallen fehlen. Gold und Silber sind, wie andere Waren, für einen gewissen Preis zu kaufen; und so wie diese Metalle den Preis aller anderen Waren bestimmen, so bestimmen diese Waren den Preis dieser Metalle. Man kann sicher darauf rechnen, daß die Freyheit des Handels ohne Einmischung der Regierung das Land mit den Waren, deren es bedarf, versehen werde; und eben so sicher kann man darauf rechnen, daß sie es mit allem Silber und Golde versehen werde, das es zu erkaufen im Stande ist, und das es entweder zu dem Umlaufe seiner Waren, oder zu anderen Absichten nöthig hat.

Die Quantität jeder Ware, welche der menschliche Fleiß durch Kauf herbeyschafft oder hervorbringt, ist in jedem Lande der wirksamen Nachfrage angemessen. Keine Ware aber richtet sich leichter oder genauer nach dieser wirksamen Nachfrage, als Gold und Silber, weil wegen des großen Werthes, den diese Metalle in einem kleinen Raume haben, keine so leicht von Oertern,

wo

wo sie wohlfeil, nach solchen, wo sie theurer sind, von Oertern, wo der Vorrath größer, nach solchen, wo er geringer ist, als die Nachfrage, gebracht werden kann. Ist in einem Lande der Vorrath des eingeführten Silbers und Goldes größer, als die wirksame Nachfrage, so kann keine Wachsamkeit der Regierung die Ausfuhr verhindern. Alle die harten Gesetze in Spanien und Portugal sind nicht im Stande, ihr Geld im Lande zu halten. Die immerwährende Zufuhr aus Peru und Brasilien übersteigt das wirksame Begehr jener Länder, und erniedigt dort den Preis dieser Metalle unter den Preis, welchen sie in benachbarten Staten haben. Wäre hingegen in irgend einem Lande der Vorrath um so viel geringer, als die wirksame Nachfrage, daß der Preis über den in benachbarten Staten vorhandenen hinaufstiege; so hätte der Stat nicht nöthig, die Einführung absichtlich zu befördern. Ja, wenn er die Einführung auch verhindern wollte, würde er damit nichts ausrichten.

Wenn dennoch ein Land, das Gold und Silber kaufen kann, einmal daran Mangel leidet, so giebt es mehr Hülfsmittel, die Stelle zu ersetzen, als bey andern Waren statt finden. Fehlt es an dem Material für die Manufacturen, so muß der Gewerbsfleiß stocken. Fehlt es an Lebensmitteln, so entsteht Hungersnoth. Fehlt es aber an Gelde, so kann der Tauschhandel, wiewohl freylich mit weit mehr Unbequemlichkeit, an die Stelle treten. Weniger Beschwerde würde es machen, wenn auf Credit gekauft und verkauft würde, und die Kaufleute alle Monate, oder zweymal im Jahre, mit einander abrechneten. Ein gut eingerichtetes Papiergeld würde

nicht nur ohne Unbequemlichkeit, sondern in einigen Fällen sogar mit Vortheil, die Stelle des Geldes ersetzen. Niemals ist also die Einmischung der Regierung so unnöthig, als wenn sie sich damit abgiebt, den Geldvorrath im Lande zu erhalten oder zu vermehren.

Keine Klage ist so allgemein, als die Klage über Geldmangel. Wer indessen Waren oder Credit hat, dem wird es selten an Gelde fehlen. In Handelsstädten und der umliegenden Gegend rührt die Klage über Geldmangel gewöhnlich von der Uebertreibung der Geschäffte her. Sparsame Leute, deren Unternehmungen aber mit ihren Capitalien nicht im Verhältnisse stehen, sind eben sowohl der Gefahr ausgesetzt, daß sie kein Geld anschaffen oder borgen können, als Verschwender, die mehr verzehren, als sie einnehmen. Ehe sie mit der Ausführung ihrer Projecte so weit kommen, daß sie etwas einbringen, ist ihr Capital und ihr Credit verschwunden. Sie wollen überall Geld borgen, und Jedermann sagt ihnen, er habe kein Geld zu verleihen. Auch beweisen die Klagen über Geldmangel nicht immer, daß weniger Münze als gewöhnlich im Umlaufe sey; sondern sie beweisen, daß viele Leute der Münze bedürfen, und sich dieselbe nicht verschaffen können. Wenn die Gewinne beym Handel einmal stärker, als gewöhnlich, sind, so fallen große und kleine Kaufleute auf übertriebene Speculationen. Sie senden nicht immer mehr Geld, als gewöhnlich, aus dem Lande; aber sie kaufen im Lande und außer demselben auf Credit eine ungewöhnliche Menge von Waren, und senden sie auf diesen oder jenen entfernten Markt, in der Hoffnung, daß das gelösete Geld früher eingehen werde,

de, als sie zu bezahlen schuldig sind. Nun bleibt das Geld zurück, und sie haben nichts in Händen, womit sie sich Geld verschaffen, oder hinlängliche Sicherheit geben könten. Also nicht der Mangel an Golde oder Silber im Lande, sondern die Schwierigkeit, welche es solchen Leuten macht, Geld aufzunehmen, und welche ihre Gläubiger haben, ihre Bezahlung zu erhalten, verursacht jene allgemeine Klage über Geldmangel.

Der Reichthum besteht freylich nicht im Gelde, sondern in dem, was man für Geld kaufen kann. Inzwischen ist doch hier ein merkwürdiger und folgenreicher Unterschied zwischen Gelde und Waren. Der Kaufmann findet es insgemein leichter, Waren mit Gelde, als Geld mit Waren zu kaufen; nicht weil das Wesen des Reichthums mehr in Gelde, als in Waren, besteht; sondern weil Geld das bekante und eingeführte Werkzeug des Handels ist, gegen welches jede Sache bequem eingetauscht werden, welches man aber nicht so leicht gegen jede andere Sache eintauschen kann. Die meisten Waren sind auch mehr dem Verderben unterworfen, als das Geld, und der Kaufmann leidet einen weit größern Verlust, wenn er jene aufbewahrt. Hat er Waren auf dem Läger, so ist er oft solchen Geldfoderungen, die er nicht befriedigen kann, mehr ausgesetzt, als wenn er den Preis der Waren in seiner Casse hat. Vor allen Dingen aber entsteht sein Gewinn unmittelbarer aus dem Verkaufen, als aus dem Kaufen, und aus allen diesen Rücksichten ist er weit mehr darum bekümmert, seine Waren gegen Geld, als sein Geld gegen Waren umzusetzen.

Inzwischen wenn gleich ein einzelner Kaufmann bey dem Ueberflusse von Waren auf seinem Lager zu Grunde gehen kann, weil er nicht im Stande ist, sie zu rechter Zeit zu verkaufen; so ist doch eine Nation oder ein ganzes Land einem solchen Unfalle nicht ausgesetzt. Das ganze Capital eines Kaufmanns besteht oft in verderblichen zum Ankaufe von Gelde bestimten Waren. Allein der Theil der jährlichen Ländereyund Arbeitsproducte eines Landes, der zum Einkaufen des Goldes und Silbers von den Nachbarn bestimt ist, kann nur sehr klein seyn. Der weit größere Theil wird im Lande umgesetzt und verbraucht; und selbst von dem Ueberschusse, der aus dem Lande geht, ist oft das Meiste bestimt, andere ausländische Waren dafür zu kaufen. Wenn also auch für die Waren, die zum Ankaufe von Gold und Silber bestimt sind, diese Metalle nicht zu haben seyn sollten; so geht deßwegen die Nation nicht zu Grunde. Sie kann dabey etwas verlieren; sie kann in Verlegenheit kommen und Hülfsmittel ergreifen müssen, die Stelle des Geldes zu ersetzen. Aber das jährliche Erzeugniß ihres Bodens und der Arbeit ihrer Einwohner bleibt ganz oder beynahe dasselbe, weil zur Erhaltung desselben noch eben so viel oder beynahe so viel verbrauchbares Capital angewendet wird. Obgleich Waren nicht so geschwind Geld verschaffen, als Geld Waren; so verschaffen sie es doch auf die Länge gewisser, als Geld Waren verschafft. Waren können zu mancherley andern Zwecken dienen — Geld zu keinem andern, als zum Wareneinkaufe. Daher sucht das Geld die Waren auf; aber die Waren müssen nicht immer das Geld aufsuchen. Wer etwas kauft, will das Gekaufte nicht allezeit wieder verkaufen; oft will er es gebrauchen oder verzehren; wer

aber

aber verkauft, hat immer die Absicht, wieder zu kaufen. Jener hat oft sein Geschäfft damit abgethan; dieser ist immer nur zur Hälfte fertig. Die Menschen lieben das Geld nicht um seiner selbst, sondern um der Dinge willen, die sie sich damit verschaffen können.

Um ein Land in den Stand zu setzen, daß es auswärtige Kriege führe, und in entlegenen Gegenden Flotten und Armeen unterhalte, ist es nicht allezeit nöthig, Gold und Silber aufzuhäufen. Flotten und Armeen werden nicht mit Gold und Silber, sondern mit verbrauchbaren Waren unterhalten. Eine Nation, die mit den jährlichen Erzeugnissen ihres einheimischen Gewerbfleißes, mit den jährlichen Einkünften von ihren Ländereyen und Arbeiten, und von ihrem verbrauchbaren Capitale, so viel gewinnt, daß sie diese zum Verbrauche bestimten Güter in entfernten Gegenden erkaufen kann, kann auch daselbst Krieg führen.

Die schicklichsten Waren zum Transporte in entfernte Länder, um da entweder den Sold und Unterhalt einer Armee zu bezahlen, oder einen Theil der zu dieser Bezahlung bestimten Münze der Handelsrepublik anzuschaffen, scheinen die feineren und mehr vervollkomneten Manufacturwaren zu seyn, die bey einem geringen Umfange einen großen Werth haben, und daher mit wenig Unkosten weit verführt werden können. Ein Land, dessen Gewerbfleiß viel von solchen Waren, welche in's Ausland zu gehen pflegen, hervorbringt, kann viele Jahre lang einen kostbaren Krieg aushalten, ohne eben viel Gold und Silber hinauszusenden, oder auch nur viel hinauszusendendes Silber und Gold zu besitzen. Freylich muß in diesem Falle ein beträchtlicher jährlicher Ueberschuß sei-

ner Manufacturwaren hinausgehen, ohne dem Lande selbst dagegen einen Ersatz zu geben, obgleich der Kaufmann einen Ersatz erhält; denn der Stat kauft dem Kaufmanne seine Wechsel auf fremde Länder ab, um da den Sold und Unterhalt einer Armee zu bestreiten. Etwas von diesem Ueberschusse kann indessen immer noch Ersatz bringen. In Kriegeszeiten erhalten die Manufacturen einen doppelt starken Absatz solcher Waren; sie verarbeiten erstlich diejenigen Waren, mit welchen die zur Besoldung und Ernährung der Armee gekauften Wechsel bezahlt werden, und zweytens die Waren, welche zur Anschaffung der im Lande gewöhnlich verbrauchten Rückladungen nöthig sind. Daher sind oft mitten in dem verderblichsten auswärtigen Kriege die meisten Manufacturen sehr blühend; sie können sogar bey der Rückkehr des Friedens in Verfall kommen. Unter den Ruinen des Vaterlandes steigen sie empor, und bey dessen wiederkehrendem Wohlstande fangen sie an, zu sinken.

Ein sehr kostbarer oder lange dauernder auswärtiger Krieg kann nicht wohl mit der Ausführung roher Erdproducte bestritten werden. Der Aufwand würde gar zu groß seyn, wenn man eine solche Quantität derselben zur Herbeyschaffung des Soldes und Unterhalts einer Armee in's Ausland senden wollte. Ueberdieß giebt es wenig Länder, die mehr rohe Producte hervorbringen, als zum Unterhalte ihrer eigenen Bewohner hinreicht. Eine beträchtliche Quantität davon versenden, hieße, dem Volke einen Theil der ihm unentbehrlichen Unterhaltsmittel entziehen. Ganz anders verhält es sich mit der Ausfuhr der Manufacturwaren. Der Unterhalt der Menschen, die dabey angestellt sind, bleibt zu Hause, und nur der Ueber-

 schuß

schuß ihrer Arbeiten geht hinaus. Die alten Könige von England waren nicht im Stande, einen Krieg von langer Dauer ununterbrochen fortzusetzen. Damals hatten die Engländer zur Besoldung und Verproviantirung ihrer Armeen außer Landes nichts weiter, als entweder ihre rohen Erdproducte, wovon sie das allermeiste zu eigenem Verbrauche nöthig hatten, oder wenig Manufacturwaren von der gröbsten Art, deren Transport, wie der Transport jener Producte, zu kostbar ausfiel. Dieses Unvermögen entstand nicht aus Geldmangel, sondern aus Mangel der feineren und vervollkomneten Manufacturwaren. Handel und Wandel wurden damals, wie itzt, mit Gelde betrieben. Aber die Landesherrn solcher Völker, die wenig Handel und Manufacturen treiben, können in Nothfällen von ihren Unterthanen nicht viel Hülfe erhalten.

Da man einmal die beyden Grundsätze, daß Reichthum in Gold und Silber bestehe, und daß diese Metalle in ein Land, welches keine Bergwerke hat, nur durch die Handelsbilanz oder durch das Uebergewicht der Ausfuhr über die Einfuhr gebracht werden könten, festgestellt hatte; so wurde es nothwendigerweise der Hauptzweck der Statswirthschaft, die Einführung fremder Waren zum inländischen Verbrauche so viel nur möglich zu vermindern, und die Ausführung der Erzeugnisse inländischen Gewerbfleißes so viel nur möglich zu vermehren. Die beyden großen Kunstgriffe, ein Land zu bereichern, waren daher Beschränkungen der Einfuhr und Ermunterungen der Ausfuhr.

Jene Beschränkungen waren von zweyerley Art. Erstlich Beschränkungen der Einfuhr solcher zum inländischen Verbrauche bestimter fremder Güter, die im

im Lande selbst erzeugt werden konten, und zwar aus allen und jeden Ländern. Zweytens Beschränkungen der Einfuhr aller und jeder Güter aus solchen Ländern, mit welchen man glaubte eine nachtheilige Handelsbilanz zu haben. Die Beschränkungen selbst bestanden bald in hohen Ausfuhrzöllen, bald in gänzlichen Verboten.

Ermunterungen der Ausfuhr waren bald Rückzölle, bald Ausfuhrprämien, bald begünstigende Handelsverträge mit fremden Staten, und bald Anlegung von Colonien in entfernten Ländern. Rückzölle gab man in zweyerley Fällen. Wenn die einheimischen Manufacturwaren einen Zoll oder eine Accise bezahlt hatten; so gab man öfters bey ihrer Ausfuhr die ganze Abgabe, oder einen Theil derselben zurück. Wenn hiernächst fremde Güter, die einer Abgabe unterworfen waren, in der Absicht, sie wieder auszuführen, eingebracht wurden, so gab man bey dieser Ausfuhr die Abgabe ganz oder zum Theile zurück. Ausfuhrprämien wurden zur Ermunterung angehender Manufacturen, oder anderer Gattungen der Industrie gegeben, die man einer besonderen Begünstigung werth hielt. Durch vortheilhafte Handelsverträge erhielten in auswärtigen Staten die Waren und die Kaufleute des Landes gewisse Vorrechte vor den Waren und den Kaufleuten anderer Länder. Durch Anlegung der Colonien in entfernten Ländern wurden den Waren und Kaufleuten desjenigen Landes, welches die Colonie anlegte, nicht nur besondere Privilegien, sondern öfters auch ein Monopol zugestanden.

Diese hier erwähnten Beschränkungen der Einfuhr und Begünstigungen der Ausfuhr machen die Hauptanstalten aus, wodurch das Handelssystem die

Handelsbilanz zum Vortheile des Stats neigen, und den Gold und Silbervorrath vermehren will. Smith erwägt jede derselben genauer, und ohne sich weiter auf die vermeyntliche Wirkung derselben, Geld in's Land zu ziehen, einzulassen, untersucht er hauptsächlich, was für Einfluß jede auf das jährliche Erzeugniß der Landesindustrie habe. Da sie nehmlich den Werth dieses jährlichen Erzeugnisses entweder größer oder geringer machen; so müssen sie offenbar auch den wirklichen Reichthum des Landes entweder vermehren oder vermindern.

Wird die Einfuhr solcher fremder Waren, die im Lande selbst erzeugt werden können, entweder durch hohe Einfuhrzölle, oder durch gänzliches Verbot, eingeschränkt; so kann der inländische Gewerbfleiß, der diese Waren verarbeitet, mit mehr oder weniger Sicherheit auf den Alleinhandel auf dem inländischen Markte rechnen. Daß dieses Monopol den Betrieb des Gewerbes, welches damit begünstigt ist, vermehre, und daß es demselben einen größern Antheil von der Arbeit und dem Capitale der Gesellschaft zuwende, als außerdem dahin gegangen seyn würde, leidet keinen Zweifel. Allein ob es zur Vermehrung der allgemeinen Landesindustrie abzwecke, und ob es dieser Industrie die vortheilhafteste Richtung gebe, hält Smith noch nicht für ausgemacht.

Der allgemeine Arbeitsfleiß der Gesellschaft kann nie weiter getrieben werden, als das Capital der Gesellschaft erlaubt, welches ihn beschäfftigt. Keine Anordnungen in Absicht des Handels können den Gewerbfleiß über den Grad hinaus treiben, den das Capital der Gesellschaft zu unterhalten vermag. Sie können bloß einem Theile desselben eine Richtung geben,

ben, die er sonst nicht würde genommen haben; und es ist noch sehr zweifelhaft, ob diese künstliche Leitung des Handels der Gesellschaft zuträglicher ist, als der Weg, den er, sich selbst überlassen, genommen haben würde.

Jeder einzelne Mensch ist immer darauf bedacht, das Capital, über welches er zu gebieten hat, auf's vortheilhafteste zu benutzen. Es ist wahr, er hat dabey seinen Vortheil, und nicht den Vortheil der Gesellschaft vor Augen. Aber natürlicher oder vielmehr nothwendigerweise leitet ihn das Studium seines eigenen Vortheils auf solche Anwendungen seines Capitals, welche zugleich der Gesellschaft den meisten Vortheil bringen. Erstlich sucht jeder Mensch sein Capital so nahe wie möglich bey seinem Wohnsitze anzulegen, und es folglich so viel wie möglich auf die Unterstützung des inländischen Gewerbfleißes zu verwenden; vorausgesetzt daß er dabey den üblichen, oder doch nicht viel weniger als den üblichen Gewinn vom Capitale zieht. So giebt bey gleichen oder fast gleichen Gewinnen jeder Großhändler dem inländischen Consumtionshandel den Vorzug vor dem auswärtigen, und dem auswärtigen Consumtionshandel den Vorzug vor dem Zwischenhandel oder Fuhrhandel. Bey dem inländischen Handel verliert er sein Capital nie so weit aus den Augen, als es oft beym ausländischen geschieht. Er kann die Gesinnung und den Zustand der Leute, welchen er Credit giebt, besser kennen, und sollte er auch betrogen werden, so ist er mit den Landesgesetzen, bey welchen er seine Entschädigung suchen muß, besser bekant. Bey dem Zwischenhandel ist das Capital des Kaufmanns gleichsam unter zwey fremde Länder vertheilt, und kein Theil desselben muß noth-

wen-

wendig nach Hause unter seine unmittelbare Aufsicht zurückkommen. Inzwischen bewegt doch den Zwischenhändler die Ungemächlichkeit, von seinem Capitale so weit getrennt zu seyn, daß er etwas von den fremden Gütern, womit er den Zwischenhandel treibt, nach seiner Heimath kommen läßt, und davon so viel wie möglich in seinem Lande selbst zu verkaufen, also den Zwischenhandel in einen inländischen Consumtionshandel zu verwandeln sucht. Die Heimath des Kaufmanns ist auf diese Weise in jedem Lande der Mittelpunct, um welchen seine Capitalien unaufhörlich umherlaufen, und gegen welchen sie beständig angezogen werden: obgleich besondere Ursachen sie auch zuweilen zurückstoßen, und zu weit entfernten Beschäfftigungen treiben können. Nun setzt aber ein im inländischen Handel angewandtes Capital den einheimischen Fleiß in weit größere Thätigkeit, und giebt einer weit größeren Anzahl von Landeseinwohnern Beschäfftigung und Einkommen, als ein gleiches Capital im auswärtigen Consumtionshandel angewandt; und wiederum hat ein in diesem letztern angewandtes Capital eben diesen Vorzug vor dem, welches im Zwischenhandel angelegt wird. Bey gleichen oder ziemlich gleichen Gewinnen also ist jeder Kaufmann von selbst geneigt, sein Capital gerade auf die Weise anzulegen, wie es zur Erweckung des einheimischen Fleißes und zur Unterhaltung und Beschäfftigung der größten Anzahl von Menschen am dienlichsten ist.

Zweytens: Jedermann, der mit seinem Capitale den inländischen Fleiß beschäfftigt, ist nothwendigerweise bemüht, ihn so zu leiten, daß dessen Erzeugnisse den möglichst größten Werth erhalten. Das Erzeugniß des Fleißes ist dasjenige, was durch die

Anwen-

Anwendung desselben dem Stoffe oder rohen Materiale zugesetzt wird. Je größer oder geringer nun der Werth dieses Erzeugnisses ist, desto größer oder geringer ist auch der Gewinn dessen, der den Gewerbfleiß beschäfftigt. Nur um des Gewinns willen legt man ein Capital beym Gewerbfleiße an; und folglich wird man die Gattung desselben wählen, deren Erzeugniß den größten Gewinn verspricht, das ist, gegen die größte Geldsumme oder die größte Quantität Waren vertauscht werden kann.

Das jährliche Einkommen jeder Gesellschaft ist aber allezeit den Tauschwerthe genau gleich, welchen das jährliche Erzeugniß des Gewerbfleißes dieser Gesellschaft hat, oder vielmehr jenes Einkommen ist nichts anderes, als dieses Erzeugniß. Wie also Jedermann sein Möglichstes thut, um sein Capital auf den inländischen Gewerbfleiß zu verwenden, und diesen Gewerbfleiß so zu leiten, daß dessen Erzeugniß den größten Werth erhalte; so bietet auch Jedermann alle Kräfte auf, das jährliche Einkommen der ganzen Gesellschaft so viel nur möglich zu vermehren. Der einzelne Mensch hat freylich die Absicht nicht, das gemeine Beste zu befördern, auch weiß er nicht, wie er dasselbe befördert. Wenn er den einheimischen Gewerbfleiß lieber unterstützt, als den auswärtigen, so denkt er bloß an seine Sicherheit; und wenn er diesen Gewerbfleiß auf den größten Werth treibt: so hat er nur seinen Gewinn vor Augen, und er wird hierbey, wie bey vielen andern Dingen, auf die Beförderung von Zwecken geleitet, welche er sich nicht vorsetzte. Es ist auch für die Gesellschaft eben kein Unglück, wenn er diese Zwecke sich nicht selbst vorsetzt. Indem er seinen Gewinn verfolgt, befördert er das gemeine Beste oft

oft wirksamer, als wenn er es absichtlich befördern wollte.

Offenbar kann jeder einzelne Mensch über die Gattung des inländischen Gewerbfleißes, welche er mit seinem Capitale am besten in den Gang bringen kann, und deren Erzeugniß von dem größten Werthe zu seyn verspricht, weit richtiger urtheilen, als der Statsmann oder Gesetzgeber. Ein Statsmann, der sich einfallen ließe, Privatpersonen über die Anwendung ihrer Capitalien Vorschriften zu ertheilen, würde sich nicht nur eine ganz unnütze Sorge anfbürden; sondern sich auch eine Gewalt anmaaßen, die keinem einzigen Manne, ja nicht einmal einem State oder Statsrathe, sicher anvertraut werden kann, und die nirgend so gefährlich seyn würde, als in den Händen eines Thoren oder Vermessenen, der sich für fähig hielte, sie auszuüben.

Wenn man in einer besonderen Kunst oder Manufactur dem inländischen Gewerbfleiße das Monopol auf dem einheimischen Markte zugesteht; so schreibt man gewissermaßen dem Privatmanne vor, wie er sein Capital anlegen solle, das heißt, man thut etwas Unnützes oder etwas Schädliches. Kann das einheimische Erzeugniß eben so wohlfeil geliefert werden, wie das ausländische, so ist die Vorkehrung offenbar unnütz. Kann es nicht so wohlfeil geliefert werden, so ist sie gemeiniglich schädlich. Jeder kluge Hausvater macht es sich zur Regel, niemals das im Hause verfertigen zu lassen, was er wohlfeiler einkaufen kann. Alle finden es ihrem Vortheile gemäß, ihre Betriebsamkeit auf diejenige Art anzuwenden, worin sie es ihren Nachbarn zuvorthun, und dann ihre übrigen Bedürfnisse mit einem Theile von dem

Erzeugnisse ihres Fleißes, oder, welches einerley ist, mit dem Preise dieses Theils, zu erkaufen. Was aber in der Haushaltung einer Privatfamilie Klugheit ist, das kann in der Verwaltung eines großen Stats wohl nicht Thorheit seyn.

Wenn uns das Ausland gewisse Waren wohlfeiler liefern kann, als wir sie zu machen im Stande sind, so ist es besser, daß wir sie mit einem Theile von dem Erzeugnisse unsers Fleißes einkaufen, den wir in einer Gattung angewandt hätten, worin wir Vorzüge vor dem Auslande besitzen. Die allgemeine Landesindustrie, welche dem darauf verwendeten Capitale immer angemessen ist, wird dabey eben so wenig leiden, als der Gewerbfleiß einzelner Handwerker; sie darf nur den Weg ausfindig machen, auf welchem sie sich am vortheilhaftesten beschäfftigen kann. Dabey aber ist gewiß kein großer Vortheil, wenn man den Gewerbfleiß auf eine Sache lenkt, die wohlfeiler zu kaufen, als zu verfertigen ist. Der Werth des jährlichen Erzeugnisses wird unstreitig geringer, wenn der Fleiß abgehalten wird, Waren zu verfertigen, welche mehr werth sind, als die, welche er verfertigen soll. Vorausgesetzt nun, daß diese Ware von Ausländern wohlfeiler gekauft, als im Lande gemacht werden konte; so war man im Stande, sie nur mit einem Theile derjenigen Waren, oder, welches einerley ist, mit einem Theile des Preises von denjenigen Waren anzuschaffen, welche der mit einem gleich starken Capitale beschäfftigte Gewerbfleiß im Lande selbst hätte verfertigen können, wenn man ihn seinem natürlichen Gange überlassen hätte. Die Landesindustrie wird also von einem Vortheil bringenden Gewerbe zurückgehalten, und auf ein minder vortheilhaftes

haftes gelenkt. Der Gesetzgeber wollte den Tauschwerth des jährlichen Erzeugnisses vermehren, und dieser Werth muß durch alle solche Anstalten vermindert werden.

Die natürlichen Vortheile, welche ein Land in Hervorbringung gewisser Waren vor dem andern voraus hat, sind zuweilen so groß, daß es nach Jedermanns Ueberzeugung vergeblich seyn würde, sie bekämpfen zu wollen. Vermittelst der Treibhäuser, Mistbeete und Mauern kann man in Schottland recht gute Weintrauben, und von diesen recht guten Wein erhalten; aber er würde ungefähr dreyßigmal so viel kosten, als ein eben so guter Wein, den man aus fremden Ländern einführt. Würde es aber eine vernünftige Gesetzgebung seyn, die Einfuhr fremder Weine zu verbieten, bloß um den Schottischen Medoc und Burgunder empor zu bringen? Wäre es nun eine auffallende Ungereimtheit, auf ein Gewerbe dreyßigmal mehr an Capital und Betriebsamkeit des Landes zu verwenden, als man zum Ankaufe eines gleich starken Warenbedürfnisses aus der Fremde nöthig hätte; so ist es eine ähnliche, obgleich nicht ganz so auffallende, Ungereimtheit, auf ein solches Gewerbe den dreyßigsten oder auch nur den dreyhundertsten Theil mehr an Capital und Betriebsamkeit zu verwenden. Ob die Vortheile des einen Landes über das andere natürliche oder erworbene sind, macht hier keinen Unterschied. So lange das eine Land diese Vortheile hat, und das andere sie entbehrt, befindet sich das letztere besser dabey, von dem erstern zu erkaufen, als selbst zu erzeugen. Auch das ist nur ein erworbener Vortheil, welchen der eine Handwerker über seinen Nachbar hat, der ein anderes Handwerk

treibt; gleichwohl finden sie es beyde zuträglicher, von einander zu kaufen, als etwas selbst zu verfertigen, das nicht ihres Handwerks ist.

Es giebt indessen zwey Fälle, in denen es allgemein genommen zuträglich scheint, den auswärtigen Gewerbfleiß zur Ermunterung des einheimischen mit einigen Lasten zu beschweren. Der erste ist, wenn diese oder jene Gattung des Gewerbfleißes zur Vertheidigung des Landes nothwendig ist. So hängt z. B. Groß-Britanniens Vertheidigung gar sehr von der Anzahl seiner Matrosen und Schiffe ab. Um deßwillen sucht die Schiffarthsacte mit Recht den Britischen Matrosen und Schiffen das Monopol bey dem Handel ihres Landes zu verschaffen; und zwar in einigen Fällen durch gänzliches Verbot, in andern durch starke Auflagen auf die Schiffe fremder Nationen.

Der zweyte Fall, wo es überhaupt Vortheil bringen kann, fremde Waren zur Begünstigung des einheimischen Gewerbfleißes mit Abgaben zu belegen, ist: wenn die Erzeugnisse dieses Fleißes im Lande selbst Abgaben unterworfen sind. In diesem Falle ist es billig, daß auch das ausländische Erzeugniß dieselbe Abgabe entrichte. Dies giebt dem einheimischen Gewerbfleiße kein Monopol auf dem inländischen Markte; es wendet keinem einzelnen Gewerbe mehr Antheil an dem Capital und der Arbeit des Landes zu, als ihm von selbst zufließen würde. Es verhindert nur, daß der Antheil, der ihm von selbst zufiele, nicht durch die Abgabe in einen minder natürlichen Canal geleitet werde, und die Concurrenz zwischen dem fremden und einheimischen Gewerbfleiße nach Einführung der Abgabe auf demselben Fuße bleibe,
als

als sie vor derselben war. Wird in Groß-Britannien eine solche Abgabe auf Erzeugnisse des einheimischen Gewerbfleißes gelegt; so pflegt man zugleich, um die lauten Beschwerden der Kaufleute und Manufacturisten, daß sie mit dem Ausländer nicht würden Preise halten können, zum Schweigen zu bringen, eine viel stärkere Abgabe auf die Einfuhr aller gleichartigen fremden Waren zu legen.

Smith geht nun zur Kritik des zweyten Kunstgriffes über, wodurch das Handelssystem die Quantität des Goldes und Silbers im Lande vermehren will. Dieser besteht in außerordentlicher Beschränkung der Einfuhr fast aller Waren aus solchen Ländern, mit welchen die Handelsbilanz für nachtheilig gehalten wird. So bezahlen die Französischen Weine in Groß-Britannien höhere Abgaben, als die Portugiesischen, oder vielmehr als alle übrigen Weine. Smith zeigt, daß diese Beschränkungen selbst nach den Grundsätzen des Handelssystems widersinnig sind.

1) Vorausgesetzt, daß die Bilanz des Handels zwischen Frankreich und England vortheilhaft für jenes ist; so folgt daraus nicht, daß dieser Handel für England schädlich seyn, oder daß dadurch die allgemeine Bilanz seines Handels überhaupt zu seinem Nachtheile ausfallen würde. Sind die Französischen Weine wohlfeiler und besser, als die Portugiesischen, oder ist die Französische Leinewand besser und wohlfeiler, als die Deutsche; so würde es auch für Groß-Britannien vortheilhafter seyn, sein Bedürfniß an Wein und fremder Leinewand von Frankreich zu kaufen, als von Portugal und Deutschland. Der Werth der jährlichen Einfuhr aus Frankreich würde sich

zwar beträchtlich dadurch vermehren; aber der Werth aller jährlichen Einfuhr überhaupt würde sich in eben dem Maaße vermindern, als die Französischen Waren bey gleicher Güte wohlfeiler wären, als die Waren der beyden andern Länder. Dies würde auch dann noch der Fall seyn, wenn alle eingeführte Französische Waren in Groß-Britannien selbst verbraucht würden.

2) Es könte aber auch ein großer Theil derselben nach andern Ländern wieder ausgeführt werden, und wenn er mit Vortheil daselbst verkauft würde, einen Gewinn zurückbringen, der vielleicht so viel an Werth betrüge, als die Kosten des ersten Ankaufs aller und jeder aus Frankreich eingeführten Waren.

3) giebt es endlich auch kein sicheres Merkmal, wodurch man unterscheiden könte, auf welche Seite die sogenannte Handelsbilanz zwischen zwey Nationen sich neige, oder welche von beyden den größten Geldeswerth ausführe. Die Grundsätze, welche insgemein das Urtheil über dergleichen Fragen bestimmen, sind Nationalvorurtheil und Nationalhaß — Eingebungen des Eigennutzes einzelner Kaufleute und Manufacturinhaber. Die beyden Kenzeichen, auf die man sich bey dieser Gelegenheit öfters zu berufen pflegt, die Zollhausbücher und der Wechselcours, sind, wie Smith umständlich darthut, im höchsten Grade trieglich.

Er bringt auch noch andere entscheidende Gründe vor gegen die außerordentliche Beschränkung der Einfuhr von Waren aus Ländern, mit denen die Handelsbilanz für nachtheilig gehalten wird, außerdem, daß sie den Grundsätzen des Handelssystems selbst

selbst widerstreitet. Ueberhaupt geht man bey der Lehre von der Handelsbilanz von dem Principe aus, daß, wenn zwischen zwey Plätzen die Bilanz gleich stehe, keiner von beyden verliere oder gewinne; daß aber, wenn sie sich nur um etwas auf die eine Seite neigt, der eine so viel gewinnt, und der andere so viel verliert, als die Abweichung von dem Gleichgewichte beträgt. Dies Princip ist gleichwohl falsch; sobald man unter Vortheil oder Gewinn nicht Vermehrung der Quantität Goldes oder Silbers, sondern Vermehrung des vertauschbaren Werthes der jährlichen Erzeugnisse des Bodens und der Arbeit des Landes, oder das Wachsthum des jährlichen Einkommens seiner Einwohner, versteht.

Ist die Bilanz gleich, und besteht alsdenn der Handel zwischen zwey Plätzen bloß in dem Tausche ihrer eigenen Landeswaren; so werden meistentheils beyde nicht nur gewinnen; sondern es wird auch der eine so viel oder beynahe so viel gewinnen, wie der andere. Jeder wird in diesem Falle einem Theile von den überflüssigen Erzeugnissen des andern einen Markt verschaffen; jeder wird ein Capital wieder erstatten, mit welchem die überflüssigen Erzeugnisse des andern hervorgebracht und zum Verkaufe geschickt gemacht worden waren, ein Capital, das unter eine gewisse Zahl seiner Einwohner vertheilt, ihnen Einkünfte und Unterhalt gegeben hatte.

Ist der Handel zwischen zwey Ländern so beschaffen, daß das eine dem andern bloß seine einheimischen Waren zuführt, und dagegen von ihm nur Waren erhält, die in einem dritten Lande erzeugt worden sind; so würde es in dem Falle, wo gleich viele Waren von beyden Seiten umgesetzt würden, heissen,

daß die Bilanz gleich stehe. Beyde Länder würden auch dabey gewinnen; aber nicht gleich viel. Die Einwohner des Landes, welches bloß seine einheimischen Waren ausführte, würden bey dem Handel am meisten gewinnen. Es giebt vielleicht nicht zwey Handel treibende Länder in der Welt, die beyde bloß einheimische Waren gegen einander austauschen; oder solche, wo das eine bloß einheimische, und das andere bloß fremde, Waren dem andern zuführt. Die allermeisten Länder setzen theils einheimische, theils ausländische Waren gegen einander ab. Dasjenige Land aber, dessen Frachten die meisten inländischen und die wenigsten ausländischen Güter enthalten, hat immer den größten Gewinn.

Es existirt eine andere Bilanz des Reichthumes der Völker, die sich von der Handelsbilanz gar sehr unterscheidet, und die, je nachdem sie zum Nachtheile oder zum Vortheile eines Volkes steht, entweder seinen Wohlstand oder seinen Verfall unfehlbar nach sich zieht. Dies ist die **Bilanz des jährlichen Erzeugnisses und der jährlichen Consumtion.** Wenn der Tauschwerth des jährlichen Erzeugnisses größer ist, als der Tauschwerth dessen, was jährlich verzehrt oder verbraucht wird: so muß das Capital der Gesellschaft nach Verhältniß jährlich anwachsen. Die Gesellschaft verzehrt in diesem Falle nicht ihr ganzes Einkommen; sondern sie thut das, was sie jährlich von ihrem Einkommen erspart, zu ihrem Capitale hinzu, und wendet es an, um das jährliche Erzeugniß immerfort zu vermehren. Ist hingegen der Tauschwerth des jährlichen Erzeugnisses geringer, als die jährliche Consumtion; so muß auch das Capital der Gesellschaft im Verhältnisse zu diesem

Ab-

Abgange jährlich abnehmen. Die Gesellschaft giebt alsdenn mehr aus, als sie einnimt, und muß nothwendig ihr Capital angreifen; folglich muß dies Capital und mit demselben der Tauschwerth des jährlichen Erzeugnisses der Betriebsamkeit geringer werden.

Diese Bilanz des Erzeugnisses und der Consumtion ist von der Handelsbilanz so verschieden, daß sie bey einer Nation statt finden könte, wenn diese auch gar keinen auswärtigen Handel triebe, und von der übrigen Welt völlig abgesondert wäre. Sie findet auf der ganzen Erdkugel statt, deren Reichthümer, Bevölkerung und Cultur immer stufenweise zunehmen oder abnehmen. Sie kann auch beständig zum Vortheile einer Nation stehen, indem die sogenannte Handelsbilanz gemeiniglich zu ihrem Nachtheile steht. Eine Nation kann ein halbes Jahrhundert lang mehr Dinge von Werth einführen, als ausführen; das Gold und Silber, das während dieser Zeit in's Land komt, kann sogleich wieder hinausgehen; der umlaufenden Münze kann immer weniger und weniger werden, weil diese oder jene Art von Papiergelde an die Stelle tritt; sogar können die Schulden, welche eine solche Nation bey ihrem Verkehre mit andern Völkern macht, stufenweise anwachsen, — und dennoch kann ihr wirklicher Reichthum, der Tauschwerth des jährlichen Erzeugnisses ihres Bodens und der Arbeit ihrer Einwohner, in eben diesem Zeitraume in noch stärkerem Maaße zugenommen haben. Daß diese Behauptung nicht ohne Grund ist, erläutert Smith aus dem Zustande der Nordamericanischen Colonieen und der Beschaffenheit ihres Handels mit Groß-Britannien vor ihrer Trennung.

Unter den Begünstigungen der Ausfuhr einheimischer Güter scheinen die sogenannten Rückzölle am vernünftigsten zu seyn. Wenn man dem Kaufmanne bey der Ausfuhr die inländische Abgabe ganz oder zum Theile wieder erstattet; so kann dieses niemals die Ausfuhr einer größeren Menge von Gütern veranlassen, als ohne jene Abgaben ausgeführt worden wäre. Dergleichen Begünstigungen wenden nicht einem besondern Gewerbe mehr von dem Vermögen des Landes zu, als diesem Gewerbe von selbst zufließen würde; sie verhindern nur, daß durch die Abgaben ein Theil dieses Vermögens auf andere Gewerbe geleitet werde. Sie heben das Gleichgewicht, welches sich unter den verschiedenen Arbeiten der Gesellschaft von selbst bildet, nicht auf, sondern verhindern nur, daß es durch die Abgabe aufgehoben wird. Die natürliche Vertheilung der Arbeit in der Gesellschaft, deren Beförderung in den meisten Fällen Vortheil bringt, wird dadurch nicht gestört, sondern befördert. Eben dieses kann man von den Rückzöllen bey der Ausfuhr vorher eingeführter fremder Güter sagen, die in England den größten Theil des Einfuhrzolles betragen.

Vermuthlich wurden die Rückzolle ursprünglich zur Ermunterung des Zwischenhandels und sogenannten Fuhrhandels bewilligt, der keiner besonderen Ermunterung werth war, sondern nur wie aller übrige Handel frey gelassen werden mußte. War inzwischen auch dieser Beweggrund thöricht, so war doch die Anstalt an sich selbst ziemlich vernünftig. Indessen lassen sich die Rückzölle nur bey der Ausfuhr in solche Länder rechtfertigen, welche völlig frey und unabhängig sind, nicht aber in solche, worin die Kaufleute

leute und Manufacturisten den Alleinhandel genießen. So würde z. B. ein Rückzoll in England bey der Ausfuhr europäischer Güter nach den nordamericanischen Colonieen (vor ihrer Trennung von Groß-Britannien) nie eine stärkere Ausfuhr bewirkt haben, als ohnehin statt gefunden hätte. Vermöge des Monopols welches die Englischen Kaufleute und Manufacturisten daselbst genossen, würde vermuthlich dieselbe Quantität dahin geschickt worden seyn, wenn man auch alle Abgaben behielt. Der Rückzoll kann daher oft ein reiner Verlust für die Accise und Zölle seyn, ohne die Beschaffenheit des Handels zu verändern, oder ihn in irgend einer Absicht zu erweitern. Uebrigens muß man immer voraussetzen, daß Rückzölle nur in den Fällen nützlich sind, wenn die Güter, für deren Ausfuhr sie bezahlt werden, wirklich in fremde Länder ausgeführt, und nicht heimlich wieder eingeführt werden durch Betriegerey.

So wie Smith die Rückzölle unter gewissen Einschränkungen zuläßt und rechtfertigt, so eifert er hinwiederum lebhaft gegen die Ausfuhrprämien. Man behauptet, daß vermittelst derselben die Brittischen Kaufleute und Manufacturisten in den Stand gesetzt werden, ihre Waren so wohlfeil oder noch wohlfeiler zu verkaufen, als ihre Mitwerber auf ausländischen Märkten. Es wird also, sagt man, eine desto größere Menge ausgeführt werden, und folglich die Handelsbilanz sich mehr zum Vortheile Englands neigen. Die Engländer können ihren Arbeitern kein Monopol im Auslande geben, wie beym inländischen Verkaufe; sie können die Ausländer nicht, wie ihre Landsleute zwingen, ihre Waren zu kaufen. Man hat es daher für das nächste beste Mittel gehalten, für

für das Einkaufen zu bezahlen; und auf diese Weise will das Kaufmännische System das ganze Land bereichern. Indessen giebt man hierbey zu, daß Prämien nur bey solchen Handelszweigen ertheilt werden sollten, die ohne sie gar nicht betrieben werden könten. Jeder Handelszweig aber, wobey der Kaufmann seine Waren zu einem Preise verkaufen kann, der ihm mit dem gewöhnlichen Gewinne das ganze Capital vergütet, welches auf die Bereitung der Ware verwendet worden ist, kann ohne Prämie betrieben werden.

Smith setzt diesem Raisonnement folgendes entgegen: Handelsgeschäffte, welche durch Prämien betrieben werden, sind die einzigen, die unter zwey Nationen eine geraume Zeit hindurch auf die Weise betrieben werden können, daß in der Regel die eine derselben beständig verliert, oder ihre Waren wohlfeiler verkauft, als sie ihr bis an Ort und Stelle des Verkaufs kosten. Wenn also die Prämie das, was der Kaufmann außerdem an dem Preise seiner Waren verliert, nicht ersetzte; so würde sein eigener Vortheil ihn bald lehren, sein Vermögen auf andere Weise zu gebrauchen, oder einen Handelszweig ausfindig zu machen, bey welchem der Preis der Ware ihm das zur Versendung verwendete Capital mit dem gewöhnlichen Gewinne vergütete. Wie alle übrige Hülfsmittel des Handelssystems, so kann auch die Prämie nur so viel bewirken, daß der Handel eines Landes in einen minder vortheilhaften Canal geleitet werde, als der ist, wohin er, sich selbst überlassen, fließen würde; wobey das Nationalvermögen nothwendig verlieren muß. Gegen die Prämie auf die Getreideausfuhr, durch die man geglaubt hat, den Ackerbau zu erhöhen, trifft noch der Einwurf, daß sie die Erzeugung

gung dieser Ware nicht befördern kann, welches sie doch der Absicht nach thun sollte. Als die Britischen Gutsherrn um die Einführung der Prämie für die Getreideausfuhr nachsuchten, ahmten sie zwar den Kaufleuten und Manufacturisten nach; aber sie waren mit ihrem eigenen Interesse nicht so vollständig bekant, wie es die beyden anderen Classen von Leuten zu seyn pflegen. Sie bürdeten den Statseinkünften sehr beträchtliche Kosten, und überdieß noch dem ganzen Volke eine sehr hohe Abgabe auf; aber sie vermehrten den wahren Werth ihrer Erzeugnisse keinesweges. Indem sie den wahren Werth des Silbers um etwas herabsetzten, schwächten sie gewissermaßen die allgemeine Landesindustrie, und anstatt den Ertrag ihrer Ländereyen, der von der Landesindustrie durchaus abhängig ist, zu verbessern, legten sie dieser Verbesserung vielmehr Hindernisse in den Weg.

Wenn die Hervorbringung einer Ware begünstigt werden soll, so sollte man glauben, daß eine Prämie auf die Hervorbringung selbst gerader zum Zwecke führe, als die Prämie auf die Ausfuhr. Ueberdieß würde dabey dem Volke nur eine Abgabe auferlegt, nehmlich der Beytrag, den es zur Bezahlung der Prämie geben muß. Diese würde die Ware beym inländischen Verkaufe nicht theurer, sondern wohlfeiler machen, und anstatt dem Volke eine zweyte Abgabe aufzubürden, möchte sie wohl derselben zuletzt einen Theil der ersteren Abgabe wieder ersetzen. Indessen sind auf die Hervorbringung sehr selten Prämien bewilligt worden. Die durch das Handelssystem eingeführten Vorurtheile haben den Wahn erzeugt, daß Nationalreichtum unmittelbarer durch die Ausfuhr, als durch die Erzeugung der Producte, entstehe; folg-

folglich ist jene als das geradere Mittel, Geld in's Land zu ziehen, mehr begünstigt worden.

Wenn gleichwohl irgend eine Manufacturware zur Vertheidigung des Stats wesentlich nöthig ist; so möchte es der Klugheit nicht gemäß seyn, sich zur Herbeyschaffung derselben von den Nachbarn abhängig zu machen; und wenn eine solche Manufactur nicht anders im Lande betrieben werden kann; so wäre es nicht unbillig, um diese zu unterstützen, alle übrige Zweige des Gewerbfleißes mit Abgaben zu belegen. Aus diesen Gründen möchten sich die Prämien auf die Ausfuhr des in Groß-Britannien verfertigten Segeltuchs und Schießpulvers vertheidigen lassen. Ob es aber gleich selten vernünftig seyn kann, den allergrößten Theil des Volks mit Abgaben zu beschweren, um eine besondere Classe von Manufacturisten zu unterstützen; so mag doch auch, wenn bey einem üppigen Wohlstande der Stat so viel Einkünfte hat, daß er nicht weiß, was er damit anfangen soll, die Ertheilung solcher Prämien an vorzüglich begünstigte Manufacturen eben so natürlich seyn, als jeder andere vergebliche Aufwand.

Uebrigens was man Prämie nennt, ist zuweilen weiter nichts, als ein Rückzoll, und folglich den Einwendungen, die man wider die Prämien machen kann, nicht unterworfen. So ist die Prämie auf aus Groß-Britannien ausgeführte Seidenzeuge als eine Wiedererstattung der Zölle auf die eingeführte rohe und gezwirnte Seide; die Prämie auf die Ausfuhr des Schießpulvers als eine Wiedererstattung der Zölle, die bey der Einfuhr des Schwefels und Salpeters bezahlt wurden, zu betrachten. Auch Preise, welche das Publicum Künstlern und Handwerkern, die

sich

sich in ihrem Gewerbe besonders hervorthun, aussetzt, sind den Einwürfen wider die Prämien nicht unterworfen. Da sie Geschicklichkeit und Erfindungskraft belohnen: so unterhalten sie den Wetteifer der Arbeiter in ihren jedesmaligen Beschäfftigungen, und sind zu unbeträchtlich, als daß sie einem dieser Gewerbe einen größern Antheil von dem Landescapitale zuwenden sollten, als ihm von selbst zufließen würde. Sie heben das natürliche Gleichgewicht der verschiedenen Gewerbe nicht auf, sondern bewirken nur den möglichsten Grad der Vollkommenheit in den Arbeiten eines Gewerbes. Ueberdies ist der Aufwand zu diesen Preisen sehr geringe; der Aufwand zu den Prämien hingegen sehr groß. Smith bemerkt, daß die Getreideprämie in seinem Vaterlande zuweilen in einem Jahre über 300000 Pf. Sterl. gekostet habe.

Auch in Ansehung der Handelsverträge unter den Nationen, und ihres Einflusses auf die Beförderung des Nationalreichthums, herrschen oft sehr unrichtige Begriffe. Wenn eine Nation sich durch einen Vertrag anheischig macht, aus einem fremden Lande die Einfuhr gewisser Waren zu erlauben, welche kein anderes Land einführen darf, oder die Waren des einen Landes von Abgaben zu befreyen, denen die Waren der übrigen Länder unterworfen sind; so müssen nothwendig das Land, dessen Handel so begünstigt wird, oder wenigstens seine Kaufleute und Manufacturisten, aus einem solchen Vertrage großen Vortheil ziehen. Diese Kaufleute und Manufacturisten genießen eine Art von Alleinhandel in dem Lande, welches ihnen dieses Vorrecht zugesteht. Ihr Warenabsatz wird ausgebreiteter und vortheilhafter; ausgebreiteter, weil die Waren anderer Nationen verboten

ten oder höheren Abgaben unterworfen sind, und sie also mehr von den ihrigen absetzen; vortheilhafter, weil die Kaufleute des begünstigten Landes, da sie eine Art von Monopol genießen, ihre Waren oft theurer verkaufen, als wenn sie der freyen Concurrenz mit allen anderen Nationen unterworfen wären.

So vortheilhaft indessen dergleichen Verträge für die Kaufleute und Manufacturisten in dem begünstigten Lande sind; so unfehlbar nachtheilig sind sie für dieselben in dem begünstigenden. Einer fremden Nation wird ein wider sie gerichtetes Monopol zugestanden; und wenn sie ausländischer Waren bedürfen; so müssen sie diese theurer einkaufen, als wenn die freye Mitbewerbung anderer Völker statt fände. Der Theil von ihren eigenen Erzeugnissen, womit eine solche Nation fremde Waren einkauft, muß folglich weniger gelten, weil, wenn zwey Sachen gegen einander vertauscht werden, die Wohlfeilheit der einen eine nothwendige Folge von der Theurung der anderen, oder vielmehr nichts anders ist, als die Theurung der anderen. Daher wird der Werth ihrer jährlich zu vertauschenden Erzeugnisse durch jeden solchen Handelsvertrag vermindert werden. Diese Verminderung wird indessen selten zu einem wirklichen Verluste, sondern ist bloß ein geringerer Gewinn. Obwohl ein solches Land seine Güter wohlfeiler verkauft, als es sie außerdem verkaufen würde; so wird es sie doch nicht leicht für weniger, als sie ihm selbst kosten, noch, wie das bey den Prämien der Fall ist, für einen Preis verkaufen, der ihm das Capital, welches auf das zu Markt bringen der Ware verwendet ist, nebst dem gewöhnlichen Gewinne des Capitals, nicht vergütet. Der Handel könte in einem

nem solchen Falle nicht lange bestehen. Selbst das begünstigende Land kann also immer dabey gewinnen, wiewohl nicht so viel, als bey freyer Concurrenz.

Nächst den Handelsverträgen mit andern Völkern kommen die Colonieen als Mittel zur Vermehrung des Reichthums des Mutterstates in Betrachtung. Die Anlegung der Europäischen Colonieen in America und Westindien entsprang nicht so aus Nothwendigkeit, wie die der Colonieen des Alterthums. Bey den letztern war das Interesse des Mutterstats einleuchtend; bey den ersteren, obgleich der daraus entstehende Nutzen sehr groß gewesen ist, war er es nicht. Man sah diesen Nutzen bey der ersten Anlage nicht ein; auch war er weder der Bewegrund bey der Anlage, noch bey den Entdeckungen, welche dazu Veranlassung gaben; und die Beschaffenheit, den Umfang und die Grenzen dieses Nutzens kennt man vielleicht bis auf den heutigen Tag noch nicht recht.

Ein Project zu einem Handel nach Ostindien veranlaßte die Entdeckung von Westindien. Ein Project von Eroberungen gab Gelegenheit zu allen Niederlassungen der Spanier in diesen neu entdeckten Ländern. Der Bewegrund zu diesen Eroberungen war das Absehen auf Gold- und Silberadern; und durch eine Reihe von Zufällen, die keine menschliche Einsicht vorhersehen konte, gelang dieses Unternehmen in größerem Maaße, als es die Unternehmer vernünftigerweise erwarten konten. Bey allen übrigen Europäischen Nationen, welche Colonieen in America anzulegen versuchten, giengen die ersten Unternehmer mit gleich schimärischen Entwürfen schwanger;

aber es gelang ihnen weit weniger. Erst über hundert Jahre nach dem ersten Etablissement in Brasilien wurden daselbst Gold- und Silberadern und Demantbrüche entdeckt. In den Englischen, Französischen, Holländischen und Dänischen Colonieen sind bisher keine entdeckt worden, wenigstens keine solche, die man itzt der Bearbeitung werth hielte. Die ersten Englischen Ansiedler in Nord-America erboten sich indessen, ein Fünftheil von allem Gold und Silber, welches sie finden würden, an den König abzugeben, und machten dieses zu einem Beweggrunde, ihre Patente zu erlangen. Außer der Hoffnung, Gold- und Silberadern zu finden, schmeichelten sich diese ersten Ansiedler auch noch, die nordwestliche Durchfarth nach Ostindien zu entdecken. Mit beyden ist es ihnen bisher fehlgeschlagen.

Die Colonie eines gesitteten Volks, die entweder von einem wüsten, oder von einem so wenig bewohnten Lande Besitz nimt, daß die Eingebohrnen den neuen Ansiedlern willig Platz machen, komt weit schneller zu Reichthum und Größe, als irgend eine andre menschliche Gesellschaft. Die Colonisten bringen eine größere Kenntniß des Landbaues und anderer nützlichen Künste mit, als unter wilden und barbarischen Völkern in vielen Jahrhunderten von selbst entstehen könte. Sie sind auch schon an Unterordnung gewöhnt, haben einen Begriff von der regelmäßigen Statsverfassung ihres Landes, von der Gesetzgebung, worauf jene gegründet ist, und von einer ordentlichen Rechtspflege; und sie führen natürlicherweise etwas Aehnliches in der neuen Ansiedlung ein. Hingegen ist unter rohen Völkern der natürliche Fortschritt der Gesetzgebung und Statsverwaltung langsamer, als

der

der natürliche Fortschritt der Künste, wenn nur Gesetze und Verfassung so weit eingeführt sind, daß sie die Künste schützen können. Jeder Colonist erhält mehr Ländereyen, als er selbst anbauen kann. Er hat keine Renten, und fast gar keine Abgaben zu bezahlen. Er braucht seinen Erwerb mit keinem Gutsherrn zu theilen, und die Abgabe an den Landesherrn ist gemeiniglich nur eine Kleinigkeit. Er hat also alle Ursache, einen Erwerb so viel nur möglich zu vergrößern, der beynahe völlig sein Eigenthum ist. Aber seine Länderey ist gemeiniglich von solchem Umfange, daß er mit aller eigenen Betriebsamkeit, und mit aller Betriebsamkeit anderer Leute, die er zu Hülfe nehmen kann, selten im Stande ist, den zehnten Theil dessen hervorzubringen, was die Länderey liefern könnte. Er beeifert sich daher, von allen Seiten Arbeiter zusammen zu bringen, und sie auf das freygebigste zu lohnen. Allein dieser reichliche Lohn, verbunden mit der Ergiebigkeit und Wohlfeilheit der Ländereyen, macht, daß ihn die Arbeiter bald im Stiche lassen, um selbst Landeigenthümer zu werden, und andere Arbeiter eben so freygebig zu lohnen, von welchen sie denn aus eben der Ursache verlassen werden, aus welcher sie selbst ihren ersten Herrn verlassen hatten. Der reichliche Arbeitslohn befördert das Heyrathen. Die Kinder werden in der zarten Kindheit gut genährt und besorgt; und wenn sie heranwachsen, so übersteigt der Werth ihrer Arbeit ihren Unterhalt um ein Beträchtliches. Kommen sie zu reifen Jahren; so setzt der hohe Preis der Arbeit und der niedrige Preis der Ländereyen sie in den Stand, sich auf eben die Weise ansässig zu machen, wie ihre Aeltern vor ihnen sich ansässig gemacht hatten. Was die Vermehrung der Bevölkerung und die Verbesserung der Länderey be-

fördert, das befördert auch die Zunahme wahren Reichthums und Wohlstandes.

Keine Colonieen haben schnellere Fortschritte gemacht, als die Englischen in Nordamerica. Ueberfluß an guten Ländereyen, und Freyheit, ihre Angelegenheiten nach eigenem Gutdünken zu betreiben, scheinen die beyden Hauptursachen des Wohlstandes aller neuen Colonieen zu seyn. In Ansehung der Menge guter Ländereyen sind zwar die Englischen Colonieen in Nordamerica ohne Zweifel sehr reichlich versorgt worden; indessen kommen sie doch hierin den Portugiesischen und Spanischen nicht gleich, und thun es auch den Französischen nicht zuvor. Aber die politische Verfassung der Englischen Colonieen ist der Aufnahme und Cultur das Landes günstiger gewesen, als die Verfassung irgend einer Colonie der drey anderen Nationen. Zuvörderst ist zwar in den Englischen Colonieen nicht ganz verhindert, daß große Strekken wüster Ländereyen in die Hände weniger Personen zusammengekommen sind; aber dergleichen Besitznehmungen sind doch wenigstens daselbst mehr eingeschränkt gewesen, als in den übrigen Colonieen. Das Coloniegesetz, welches jedem Eigenthümer die Verbindlichkeit auflegt, innerhalb eines gewissen Zeitraums einen bestimmten Theil von seinen Ländereyen anzubauen, und welches erklärt, daß im Unterlassungsfalle solche vernachlässigte Ländereyen einem Andern verliehen werden können, ist zwar vielleicht nicht sehr strenge gehandhabt worden, aber doch nicht ohne Wirkung geblieben. Zweytens das Recht der Erstgeburt ist in mehreren Provinzen aufgehoben, oder eingeschränkt, und die Ländereyen, wie bewegliche Güter, unter alle Kinder einer Familie entweder auf gleiche Wei-

Weise, oder nach einem gewissen Verhältnisse getheilt. Drittens verschafft die Arbeit der Englischen Colonisten ihnen nicht nur einen größern und wichtigern Erwerb, sondern sie behalten auch vermöge der mäßigen Abgaben einen größern Antheil ihres Erwerbes für sich, können sich etwas sammeln, und immer mehr Arbeiten unternehmen. Die Englischen Colonieen haben nichts zur Vertheidigung des Mutterstats, oder zum Unterhalte seiner Statsverwaltung beygetragen; im Gegentheile sie sind fast ganz auf Kosten des Mutterstats vertheidigt worden. Die Kosten ihrer eigenen bürgerlichen Regierung sind jederzeit sehr mäßig, und gemeiniglich nur auf die Besoldungen des Gouverneurs, der Richter, und etlicher Polizeybeamten, und auf die Unterhaltung weniger höchst nützlicher öffentlicher Anstalten eingeschränkt gewesen. Viertens haben die Englischen Colonien in Ansehung der Freyheit, mit den Ersparnissen von ihrem Erwerbe, oder mit dem, was sie nicht selbst verzehren, zu schalten und zu walten, und in Ansehung des ausgebreitetern Warenabsatzes, den man ihnen zugestanden hat, Vorzüge vor den Colonieen andrer Europäischer Völker. Jede Nation hat mehr oder weniger danach gestrebt, den Handel mit ihren Colonieen sich ausschließlich zuzueignen, und hat in dieser Absicht den Schiffen fremder Nationen den Handel mit den Colonieen, und diesen die Einführung Europäischer Güter von jeder auswärtigen Nation verboten. Allein dieses Monopol ist von verschiedenen Völkern auf verschiedene Weise ausgeübt worden, um am wenigsten drückend von der Englischen.

Einige Nationen haben allen Handel mit ihren Colonieen einer Gesellschaft ausschließlich überlassen,

von welcher die Colonisten alle ihre Europäische Bedürfnisse kaufen, und der allein sie ihre überflüssigen Erzeugnisse verkaufen müssen. Es war also der Vortheil der Gesellschaft, nicht nur die erstern auf's theuerste zu verkaufen, und die letztern auf's wohlfeilste einzukaufen; sondern auch von diesen letztern nicht mehr, auch zu dem niedrigsten Preise, zu nehmen, als sie in Europa zu einem sehr hohen Preise wieder unterbringen konte. Es war ihr Vortheil, nicht nur in allen Fällen den Werth der überflüssigen Erzeugnisse der Colonie herabzusetzen, sondern auch in vielen die natürliche Vermehrung derselben zu entkräften und aufzuhalten. Unter allen Veranstaltungen, das natürliche Wachsthum einer neuen Colonie zu erstikken, giebt es keine so unfehlbar wirksame, als eine ausschließende Handelsgesellschaft. Gleichwohl hat Holland's Politik dieses Verfahren beobachtet, und nur in dem letzten Jahrhunderte hat die Gesellschaft in vielen Stücken der Ausübung ihres Privilegiums entsagt.

Andere Nationen haben, ohne eine Gesellschaft ausschließlich zu privilegiren, allen Handel mit ihren Colonieen auf einen einzelnen Hafen des Mutterstats eingeschränkt, aus welchem entweder kein Schiff anders, als mit einer Flotte und in einer gewissen Jahrszeit, oder auch ein einzelnes Schiff nicht anders, als vermöge einer besonderen meistens sehr theuer zu bezahlenden Erlaubniß, auslaufen darf. Diese Maaßregel gestattet zwar allen Einwohnern des Mutterstats den Handel mit den Colonieen unter dem Bedinge, daß er aus dem rechten Hafen, in der rechten Jahrszeit, und mit den rechten Fahrzeugen getrieben werde. Da aber die Kaufleute, die ihre Capitalien zu

Aus-

Ausrüstung dieser privilegirten Schiffe zusammenschossen, ihren Vortheil dabey fanden, gemeinschaftliche Sache zu machen; so mußte nothwendig ein solcher Handel nach gleichen Grundsätzen als der Handel einer ausschließenden Gesellschaft getrieben werden. Der Gewinn dieser Kaufleute mußte eben so übermäßig und drückend seyn. Die Colonieen wurden schlecht bedient, und mußten theuer kaufen und wohlfeil verkaufen. Indessen hat bis kurz zuvor, da Smith sein Werk schrieb, Spanien diese Maaßregel befolgt, und der Preis aller Europäischen Güter soll daher in dem Spanischen Westindien ungeheuer hoch gewesen seyn.

Groß-Britanniens Colonieen waren bey der Ausfuhr ihrer überflüssigen Erzeugnisse nur in Ansehung gewisser Waren auf den Verkauf an den Mutterstat eingeschränkt. Diese Waren sind in der Schiffarthsacte, und in einigen nachherigen Acten, ausdrücklich genannt worden, und heissen daher genannte Waren (enumerated commodities). Die übrigen heissen ungenannte (non-enumerated), und konten unmittelbar nach andern Ländern ausgeführt werden, wofern es nur in Britischen Schiffen, oder in solchen Colonieschiffen geschah, wovon der Eigenthümer, und drey Viertheile der Seeleute Britische Unterthanen waren. Unter den ungenannten befanden sich einige von den wichtigsten Americanischen und Westindischen Producten: Getreide aller Art, Nutz- und Zimmerholz, eingesalzene Lebensmittel, Fische, Zukker und Rum. Die genannten Waren waren von zweyerley Art: erstlich solche, die eigentliche Americanische Erzeugnisse sind, und in dem Mutterstate nicht hervorgebracht werden werden können, oder wenigstens

nicht hervorgebracht werden; zweytens solche, die keine eigenen Americanischen Erzeugnisse sind, sondern die der Mutterstat zwar hervorbringen kann und hervorbringt; aber nicht in solcher Menge, daß sie zu dem Bedürfnisse hinreichten, und die daher meistens aus fremden Ländern gehohlet werden müssen. Nach der Trennung der Colonieen vom Mutterlande haben auch diese Einschränkungen des Handels derselben aufgehört.

England's großmüthigeres Regierungssystem in Absicht auf den Handel seiner Colonieen hat sich indessen meistens nur auf den Verkauf ihrer Erzeugnisse entweder in ihrem ganz rohen Zustande, oder auf der allerersten Stufe ihrer Verfeinerung eingeschränkt. Die mehr vervollkommerten oder verfeinerten Manufacturen, selbst der Americanischen Erzeugnisse, hatten die Englischen Kaufleute und Manufacturisten sich vorbehalten, und es bey der gesetzgebenden Gewalt dahin gebracht, daß ihre Anlegung in den Colonieen theils durch starke Abgaben, theils durch gänzliches Verbot verhindert wurde. Wenn aber auch Groß-Britanniens Statswirthschaft in Ansehung des Handels seiner Colonieen von eben dem Kaufmansgeiste, wie bey anderen Nationen eingegeben worden war; so ist sie doch im Ganzen nicht so eigennützig und drückend, wie bey diesen, gewesen.

Die Freyheit der Englischen Colonisten, ihre Angelegenheiten nach eigenem Gutdünken zu besorgen, war in allen Stücken, den auswärtigen Handel allein ausgenommen, ganz unbeschränkt. Sie waren hierin ihren Mitbürgern im Mutterstate völlig gleich, und ihre Freyheit ward ebenfalls durch eine Volksversammlung von Repräsentanten gesichert, die allein das Recht hatte, Auflagen zur Unterhaltung der Coloniereglerung

rung zu machen. Das Ansehen dieser Versamlung hielt die vollziehende Gewalt in Schranken, und der allerärmste oder auch der abhängigste Colonist hatte, so lange er dem Gesetze gehorchte, von der Verfolgung des Gouverneurs oder der Civil- und Militärbeamten in der Provinz nicht das Geringste zu befürchten. Die Colonieversamlungen waren zwar, wie in England das Haus der Gemeinen, keine ganz gleiche Repräsentation des Volks; aber sie näherten sich doch dieser Eigenschaft; und da entweder es der vollziehenden Gewalt an Mitteln fehlte, sie zu bestechen, oder sie bey der Unterstützung, welche sie vom Mutterstate genoß, keiner Bestechung bedurfte, so wurden sie vielleicht mehr überhaupt von dem Willen ihrer Constituenten geleitet.

Hingegen finden die unumschränkten Regierungen von Spanien, Portugal und Frankreich auch in ihren Colonieen statt; und die unbegrenzten Vollmachten, womit dergleichen Regierungen gemeiniglich alle ihre Beamten versehen, werden in der großen Entfernung immer mit mehr als gewöhnlicher Härte gehandhabt. Unter allen willkührlichen Regierungen herrscht mehr Freyheit in der Hauptstadt, als in irgend einer Provinz. Es kann nie der Vortheil des Landesherrn, oder auch nur sein Wille seyn, den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen, oder den großen Haufen des Volks zu unterdrücken. In der Hauptstadt hält seine Gegenwart alle seine Diener mehr oder weniger im Zaume; in den entfernten Provinzen hingegen, wo die Beschwerden des Volks ihn nicht so erreichen, können jene ihre Tyranney weit sicherer ausüben. Die europäischen Colonieen in America sind aber entlegener, als die entferntesten Provinzen der größten vorher be-

kant gewesenen Reiche. Die Verfassung der Englischen Colonieen war vielleicht, so lange die Welt steht, die einzige, die den Bewohnern einer so entfernten Provinz vollkomne Sicherheit gewähren konte. Indessen sind die Französischen Colonieen allezeit mit mehr Gelindigkeit und Mäßigung regiert worden, als die Spanischen und Portugiesischen. Dieses bessere Verfahren liegt theils in dem Charakter der Französischen Nation, theils in dem, was den Charakter jeder Nation bildet, der Beschaffenheit ihrer Regierungsform, die zwar in Vergleichung mit der Britischen willkührlich und despotisch, aber in Vergleichung mit der Spanischen und Portugiesischen auf Gesetze gegründet und frey ist. Der Vorzug der Englischen Regierungsform fällt jedoch am meisten bey dem Gedeihen der nordamericanischen Colonieen in die Augen.

Smith wirft hierbey die interessante Frage auf: Was für Vortheile Europa aus der Entdeckung von America und dem Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Ostindien gezogen habe? Man kann bey jenen Vortheilen unterscheiden die allgemeinen, die Europa als einzelnes großes Land betrachtet aus jenen großen Begebenheiten gezogen hat; und die besondern, die jedes Land, welches Colonieen anlegt, dadurch erhält, daß es über seine eigenen Colonieen die Oberherrschaft ausübt.

Die allgemeinen Vortheile bestehen für Europa theils in der Vermehrung seines Genusses, theils in der Vermehrung seines Gewerbfleißes. Die überflüssigen americanischen Erzeugnisse nach Europa gebracht verschaffen den Bewohnern dieses großen festen Landes eine Menge Güter, die sie sonst nicht hätten bekommen können, wovon einige zum Nutzen und zur Bequemlich-

lichkeit, einige zum Vergnügen, einige zum Putze dienen, und dadurch zur Vermehrung des Lebensgenusses beytragen. Daß die Entdeckung und Colonisirung von America den Gewerbfleiß sowohl derjenigen Länder vermehrt habe, die unmittelbar dahin handeln, dergleichen Spanien, Portugal, Frankreich und England sind, als derer, die ohne unmittelbaren Verkehr mit America ihre Erzeugnisse dahin durch den Zwischenhandel anderer Länder senden, ist Thatsache. So senden das ehemals Oestreichische Flandern und einige deutsche Provinzen, durch Vermittelung der zuerst erwähnten Länder, eine beträchtliche Menge Leinwand und anderer Waren nach America. Alle diese Länder haben offenbar mehr Abnehmer ihrer überflüssigen Erzeugnisse bekommen, und sind also ermuntert worden, dieselben zu vermehren. Aber auch auf den Gewerbfleiß solcher Länder, wie Ungarn und Polen sind, die vielleicht nie eine einzige von ihnen selbst hervorgebrachte Ware nach America gesendet haben, haben jene wichtigen Ereignisse eingewirkt. Ein Theil der Americanischen Erzeugnisse wird in Ungarn und Polen verzehrt, und man bedarf daselbst des Zuckers, der Chocolade, und des Tobacks der neuen Welt. Diese Waren müssen aber mit etwas eingehandelt werden, welches entweder der Gewerbfleiß von Ungarn und Polen erzeugt hat, oder mit einem Theile dieses Erzeugnisses erhandelt worden ist. Die Americanischen Waren sind neue Dinge von Werth, neue Aequivalente, die nach Ungarn und Polen kommen, damit sie daselbst gegen die überflüssigen Erzeugnisse dieser Länder vertauscht werden. Durch ihre Einfuhr entsteht ein neuer ausgebreiteter Markt für dergleichen Erzeugnisse. Dieser erhöhet den Werth derselben, und bewirkt dadurch ihre Vermehrung. Vielleicht zwar komt nichts davon

davon nach America, sondern Alles wird in andere Länder gebracht, die es mit einem Theile von ihren überflüssigen Americanischen Erzeugnissen einhandeln; aber es wird doch vermittelst des umlaufenden Handels abgesetzt, der ursprünglich durch die überflüssigen Americanischen Erzeugnisse in Bewegung kam.

Die Entdeckung America's und des neuen Weges nach Ostindien kann sogar den Genuß und Gewerbfleiß in solchen Ländern vermehrt haben, die nicht nur keine Waren nach America senden, sondern auch keine von daher erhalten. Auch solche Länder haben vielleicht eine größere Menge anderer Waren aus Ländern erhalten, deren überflüssige Erzeugnisse vermittelst des Handels nach America vermehrt worden sind. Dieser größere Vorrath muß unfehlbar ihren Genuß, und somit auch ihren Gewerbfleiß vermehrt haben. Es muß ihnen eine größere Anzahl neuer Aequivalente von dieser oder jener Art aufgestoßen seyn, die sie gegen die Erzeugnisse dieses Fleißes eintauschen konnten. Sie bekamen mehr Abnehmer dieser überflüssigen Erzeugnisse; dadurch wurde ihr Werth erhöhet, und ihre Vermehrung begünstigt. Die Masse von Waren, die jährlich in den großen Kreislauf des Europäischen Handels gezogen, und durch mancherley Verkehr in demselben jährlich unter die verschiedenen daran Theil nehmenden Nationen vertheilt wird, muß überhaupt durch die überflüssigen Americanischen Erzeugnisse vermehrt worden seyn. Ohne Zweifel ist also auch ein größerer Antheil von dieser größeren Masse auf eine jede dieser Nationen gekommen, und hat ihren Lebensgenuß vervielfältigt, und ihren Gewerbfleiß vermehrt. Nur durch den ausschließlichen Handel der Mutterstaten wird überhaupt der Genuß und die

Be-

Betriebsamkeit aller Nationen, und insonderheit der Americanischen Colonieen vermindert, und ihr Emporkommen, statt befördert zu werden, zurückgehalten. Denn aller Genuß und alle Betriebsamkeit, die Europa der Entdeckung und Colonisirung von America zu danken hat, entspringen aus den überflüssigen Erzeugnissen der Colonieen, und der ausschließliche Handel der Mutterstaten macht den Zufluß aus dieser Quelle geringer, als er sonst seyn würde.

Die besondern Vortheile, welche jedes Land von seinen Colonieen erhält, sind von zweyerley Art: erstlich solche, die es mit jedem andern State, unter dessen Herrschaft Provinzen stehen, gemein hat; und zweytens solche besondre Vortheile, die aus der eigenen Beschaffenheit der Europäischen Colonieen in America entstehen.

Jene gemeinschaftlichen Vortheile, welche jedes Reich von den seiner Herrschaft unterworfenen Provinzen erhält, sind 1) die Kriegesmacht, die sie zur Vertheidigung desselben hergeben; und 2) die Abgaben, durch welche sie zur Unterhaltung seiner Statsverwaltung beytragen. Die Europäischen Colonieen in America haben niemals Hülfstruppen zur Vertheidigung des Mutterlandes hergegeben. Ihre Kriegesmacht ist immer zu schwach gewesen, sich selbst zu beschützen; und wenn die Mutterstaten in Kriege verwickelt gewesen sind: so hat die Vertheidigung ihrer Colonieen gemeiniglich eine große Vertheilung ihrer Kriegesmacht veranlaßt. In dieser Rücksicht also sind alle Europäische Staten ohne Ausnahme durch ihre Colonieen eher schwächer, als mächtiger geworden. Nur die Colonieen der Spanier und Portugiesen haben zur Vertheidigung des Mutterlandes und zur Unter-

terhaltung der Statsverwaltung desselben Beyträge in Gelde gegeben.

Der ganze Nutzen also, welchen solche Colonieen ihrem Mutterlande verschaffen, besteht in den besondern Vortheilen, die man sich bey der ganz eigenen Abhängigkeit der Europäischen Colonieen in America denkt; und man räumt ein, daß der ausschließliche Handel die einzige Quelle ist, aus welcher alle diese besondern Vortheile entspringen. Dieser ausschließliche Handel fand z. B. bey denjenigen Erzeugnissen der Englischen Colonieen statt, welche genannte Waren heissen, und nach keinem andern Lande, als nach England, gebracht werden durften, wo sie alsdenn von den anderen Nationen gekauft wurden. Diese Waren sind in England wohlfeiler, als anderwärts, zu haben, und verschaffen also diesem Lande nicht nur mehr Genuß, als andern Ländern, sondern vermehren auch seinen Gewerbfleiß. Für diejenigen Theile seiner überflüssigen Erzeugnisse, mit welchen England jene genannten Waren einhandelt, kann es bessere Preise erhalten, als andere Länder für ähnliche Theile ihrer Erzeugnisse, wenn sie dieselben Waren damit einkaufen wollen. Indem der ausschließliche Handel mit den Colonieen den Genuß und Gewerbfleiß derjenigen Länder, die dieses Vorrecht nicht genießen, vermindert oder wenigstens zurückhält, verschafft er jenen, die im Besitze des Vorrechts sind, einen offenbaren Vortheil über diese. Indessen ist dieser Vortheil vielleicht mehr relativ, als absolut, und giebt dem einen Lande nur dadurch Ueberlegenheit, daß er den Fleiß und die Erzeugungskraft der andern unterdrückt, nicht aber beydes in jenem erstern Lande auf eine höhere Stufe bringt, als sie

in

in dem Falle eines ganz freyen Handels von selbst erreicht haben würde.

Smith behauptet, man habe Grund, zu glauben, daß England, um sich diesen relativen Vortheil beym Coloniehandel zu verschaffen, und in der misgünstigen und gehässigen Absicht, andere Nationen von aller Theilnehmung daran so viel nur möglich auszuschließen, nicht nur einen Theil des absoluten Vortheils, den es gemeinschaftlich mit anderen Nationen von diesem Handel gehabt haben würde, aufgeopfert, sondern sich noch oben drein einen absoluten und relativen Schaden bey allen übrigen Handelszweigen aufgebürdet habe.

1) Dieses Monopol hat jederzeit dem übrigen Handel Capitalien entzogen, welche in dem Coloniehandel angelegt sind. Groß-Britanniens Handelscapital ist zwar sehr groß, aber doch nicht unendlich; und da es seit der Schiffarthsacte zwar sehr, aber doch nicht in dem Maaße, wie der Coloniehandel, zugenommen hat; so hat dieser Handelszweig auch nicht anders, als auf Kosten anderer Handelszweige, betrieben werden können. Wäre der zunehmende Handel mit den Colonieen völlig frey geblieben, so würde der auf Groß-Britannien gekommene Antheil desselben — und es würde ohne Zweifel einen sehr ansehnlichen Theil bekommen haben — ein Zuwachs zu jenem großen Handel gewesen seyn, in dessen Besitze es schon war. Die Wirkung des Monopols hingegen hat nicht sowohl den Handel, welchen England zuvor schon hatte, vermehrt, als vielmehr ihm eine völlig veränderte Richtung gegeben.

2) Das Monopol hat nothwendigerweise viel dazu beytragen müssen, daß die Gewinste bey allen

Zwei-

Zweigen des Britischen Handels höher gestiegen sind, als sie außerdem bey dem freyen Handel aller Nationen mit den Colonieen gestiegen seyn würden. So wie das Monopol dem Coloniehandel mehr von dem Capitale Groß-Britanniens zuführte, als sich sonst von selbst dahin gewendet haben würde: so wurde auch durch Verdrängung aller auswärtigen Capitalien aus diesem Handel überhaupt die ganze Masse des darauf verwendeten Geldes geringer, als sie bey einem freyen Handel gewesen seyn würde. Die Concurrenz der Capitalien bey diesem Handel wurde vermindert, folglich wurden die Gewinne dabey vergrößert. Aber auch bey allen übrigen Handelszweigen wurde die Concurrenz der Britischen Capitalien geringer, und folglich wurden die Gewinne der Briten dabey größer. Wie auch der Zustand oder Umfang des Britischen Handelscapitals, seit der Einführung der Schiffarthsacte, in einzelnen Perioden mag beschaffen gewesen seyn, so muß das Monopol des Coloniehandels in jeder Periode die gewöhnlichen Gewinne der Britischen Kaufleute höher hinaufgetrieben haben, als sie außerdem sowohl in diesem, als in jedem andern Zweige des Britischen Handels, ausgefallen seyn würden. Wenn nun seit der Schiffarthsacte der gewöhnliche Gewinn der Britischen Kaufleute beträchtlich gefallen ist — und dies ist wirklich geschehen — so wäre er noch weit tiefer gefallen, wofern er nicht durch das Monopol wäre aufrecht erhalten worden. Was aber in einem Lande die Gewinne höher hinauftreibt, als sie gewöhnlicherweise steigen würden, muß diesem Lande unfehlbar einen absoluten und einen relativen Nachtheil in jedem Handelszweige zuziehen, bey welchem es kein Monopol genießt. Einen absoluten Nachtheil; — denn seine Kaufleute können sich

sich bey solchen Handelszweigen diesen höhern Gewinn nicht verschaffen, wenn sie nicht die in ihr Land eingeführten fremden Waren sowohl, als die einheimischen Waren, welche sie in's Ausland führen, theurer als sonst verkaufen. Ihr Vaterland muß theurer verkaufen, und theurer kaufen, muß weniger verkaufen, und weniger kaufen, muß weniger genießen, und weniger hervorbringen, als außerdem geschehen seyn würde. Aber auch einen relativen Nachtheil muß ein solches Land leiden, weil andere Länder, die jenem absoluten Nachtheile nicht unterworfen sind, dadurch mit dem erstern Lande in ein für sie besseres oder doch weniger schlechtes Verhältniß kommen. Indem jenes Land den Preis seiner Erzeugnisse höher, als er sonst stehen würde, hinauftreibt, setzt es die Kaufleute der andern Länder in den Stand, auf den auswärtigen Märkten wohlfeiler zu verkaufen, und es dadurch aus allen Handelszweigen, worin es kein Monopol genießt, zu verdrängen. So wie ferner das Monopol des Coloniehandels den übrigen Handelszweigen einen Theil des Britischen Capitals entzogen hat: so hat es diesen Handelszweigen auch viele fremde Capitalien zugeführt, welche darin nie angelegt worden wären, wenn man sie nicht aus dem Coloniehandel verdrängt hätte. In diesen andern Handelszweigen ist die Concurrenz der Britischen Capitalien vermindert, und also sind die Gewinne derselben vermehrt — hingegen ist die Concurrenz der auswärtigen Capitalien vermehrt, und also sind die Gewinne derselben vermindert worden. Auf beyderley Weise muß Groß-Britannien einen relativen Nachtheil erlitten haben.

Man muß also die Wirkungen des **Coloniehandels**, und die Wirkungen des **Alleinhandels** mit

mit den Colonieen, sorgfältig von einander unterscheiden. Die ersteren müssen allezeit wohlthätig, die letzteren allezeit schädlich seyn. Und jene sind in solchem Grade wohlthätig, daß der Coloniehandel, ob er gleich als Monopol getrieben wird, und die schädlichen Wirkungen eines Monopols hervorbringt, dennoch im Ganzen sehr wichtige Vortheile gewährt. Ohne das Monopol würden aber diese Vortheile noch viel wichtiger seyn.

Die Wirkungen des Coloniehandels in seinem natürlichen und freyen Zustande bestehen darin, daß dadurch ein großer, wiewohl entfernter, Markt für diejenigen Erzeugnisse namentlich der Britischen Betriebsamkeit eröffnet wird, die nach nähern Europäischen und am Mittelländischen Meere gelegenen Märkten nicht abgesetzt werden können. Der freye Coloniehandel entzieht diesen Märkten nichts; er ermuntert vielmehr die Briten, den Ueberschuß der Erzeugnisse immerfort zu vermehren, weil er ihnen beständig neue einzutauschende Dinge von Werthe anweist. Der freye Coloniehandel vermehrt die Quantität hervorbringender Arbeit in Groß-Britannien, ohne die Richtung, welche sie vorher gehabt hatte, im mindesten zu verändern. Wenn der Coloniehandel völlige Freyheit genießt, so verhindert die Concurrenz aller übrigen Nationen, daß auf dem neuen Markte, oder bey einem neuen Artikel, die Antheile am Gewinne das ordentliche Gleichgewicht überschreiten. Der neue Markt entzieht dem alten nichts, sondern er bringt gleichsam nur ein neues Erzeugniß für sein eigenes Bedürfniß hervor, und dieses neue Erzeugniß schaffet ein neues Capital, zur Betreibung des neuen Gewerbes, welches ebenfalls keinem der alten Gewerbe etwas entzieht.

In-

Indessen überwiegen in Groß-Britannien die natürlichen Wirkungen des Coloniehandels die schlimmen Folgen des Alleinhandels so sehr, daß dieser Handel, auch mit dem Monopole, und auf die Weise, wie er itzt getrieben wird, nicht nur überhaupt Vortheil, sondern sehr großen Vortheil bringt. Der neue Markt und die neuen Beschäfftigungen, die durch den Coloniehandel entstanden, sind von weit größerem Umfange, als was von dem alten Markte und dem alten Gewerbe durch das Monopol verloren gieng. Das gleichsam neu geschaffene Erzeugniß und Capital beschäfftigt in Groß-Britannien mehr hervorbringende Hände, als durch die Vertreibung des Capitals aus Handelszweigen, bey denen die Zahlungen schneller erfolgen, außer Beschäfftigung kamen. Wenn aber der Coloniehandel, selbst wie er gegenwärtig betrieben wird, dem Lande Vortheil bringt, so geschieht es nicht, weil dabey ein Monopol statt findet, sondern des Monopols ungeachtet.

In Spanien und Portugal haben die schlimmen Wirkungen des Monopols, durch noch andere Ursachen verstärkt, die natürlichen guten Wirkungen des Coloniehandels überwogen. Diese anderen Ursachen scheinen folgende zu seyn: mehr Monopolien von verschiedener Art; Herabsetzung des Goldes und Silbers unter den Werth, den sie fast in allen Ländern haben; Ausschließung von auswärtigen Märkten durch unschickliche Auflagen auf die Ausfuhr, und Beschränkung des einheimischen Markts durch noch unschicklichere Auflagen auf den Warentransport aus einer Provinz in die andere; vor allen aber unregelmäßige und parteyische Rechtspflege, die oft den reichen und mächtigen Schuldner gegen seinen betrogenen Gläubiger in Schutz nimt, und den fleißigen Theil der

Nation abschreckt, Waren für übermüthige große Herrn zu verfertigen, welchen man den Credit nicht versagen darf, und bey denen man doch auf die Bezahlung mit so wenig Sicherheit rechnen kann.

In England hingegen haben die natürlichen guten Wirkungen des Coloniehandels mit Hülfe anderer Ursachen die schlimmen Wirkungen des Monopols großentheils überwunden. Diese Ursachen scheinen zu seyn: allgemeine Handelsfreyheit, die, gewisser Einschränkungen ungeachtet, in England so groß, und vielleicht größer ist, als in irgend einem andern Lande; Zollfreye Ausfuhr fast aller im Lande selbst erzeugten Waren nach fast allen fremden Ländern — und was noch wichtiger ist, unbeschränkte Freyheit, diese Waren aus einem Theile des Landes in den andern zu führen, ohne irgend einem öffentlichen Beamten davon Rechenschaft geben zu dürfen, oder der geringsten Anfrage und Durchsuchung unterworfen zu seyn; vorzüglich aber gleiche und unpartheyische Justizpflege, welche die Rechte des niedrigsten Britischen Unterthans für den erhabensten ehrwürdig macht, jedermann die Früchte seines Fleißes sichert, und jeder Art von Betriebsamkeit die größte und wirksamste Aufmunterung gewährt.

Die Entdeckung von America, und die Entdeckung eines Weges nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung, sind die beyden größten und wichtigsten Begebenheiten, deren die Geschichte des menschlichen Geschlechts erwähnt. Ihre bisherigen Folgen sind schon sehr wichtig; aber unmöglich hat man in dem kurzen Zeitraume von zwey bis drey Jahrhunderten, die seit diesen Entdeckungen verflossen sind, den ganzen Umfang dieser Folgen gewahr werden können. Was für Glück oder was für Unglück dem mensch-

menschlichen Geschlechte aus diesen großen Begebenheiten in der Zukunft noch bevorstehe, dieß kann keine menschliche Weisheit vorhersehen. Man sollte glauben, die Verbindung der entferntesten Welttheile, wodurch es jedem derselben möglich gemacht wird, die Bedürfnisse des andern zu befriedigen, seinen Lebensgenuß zu vermehren, und seine Betriebsamkeit zu ermuntern, müsse auf allgemeine Wohlfarth hinwirken. Allein für die Eingebohrnen sowohl in Ost- als Westindien scheinen die Vortheile des Handels, der aus diesen Begebenheiten entsprungen ist, sich in den schrecklichen Unglücksfällen, die dadurch für sie veranlaßt worden sind, ganz zu verlieren. Doch hat es das Ansehn, daß dieses Elend mehr zufällig, und nicht in der Natur der Begebenheit gegründet ist. Zu der Zeit, da die Entdeckungen gemacht wurden, war gerade das Uebergewicht der Macht auf der Seite der Europäer so groß, daß sie alle Arten von Ungerechtigkeit in so entfernten Ländern ungestraft begehen konten. In der Zukunft werden vielleicht die Eingebohrnen dieser Länder immer stärker, und die Europäer immer schwächer werden, und so die Bewohner aller Welttheile zu der Gleichheit an Muth und Kraft gelangen, die gegenseitige Ehrfurcht einflößt, und allein im Stande ist, unabhängige Völker von gewaltsamen Eingriffen in die Rechte der andern abzuhalten. Nichts aber scheint dieses Gleichgewicht der Macht fester zu gründen, als gegenseitige Mittheilung aller Arten von Kentnissen und Verbesserungen, welche ein ausgebreiteter Handelsverkehr aller Länder mit allen Ländern natürlicher oder vielmehr nothwendigerweise mit sich führt.

Unterdessen hat eine von den Hauptwirkungen dieser Entdeckungen darin bestanden, das kaufmännische

nische System auf eine Stufe von Glanz und Herrlichkeit zu erheben, die es sonst nimmermehr erreicht haben würde. Dieses System geht damit um, eine große Nation lieber durch Handel und Manufacturen, als durch Verbesserung des Landbaues, lieber durch Betriebsamkeit der Städte, als des offenen Landes, zu bereichern. Nachdem aber diese Entdeckungen einmal gemacht waren, sind die Handelsstädte Europa's, die vorhin nur für einen sehr kleinen Theil der Welt — für die Küste des Atlantischen Meers, und für die am Mittelländischen Meere und an der Ostsee liegenden Länder — Manufacturwaren verarbeiteten und verführten, nunmehro nicht bloß Manufacturisten für die zahlreichen und betriebsamen Anbauer von America geworden; sondern sie verführen und verfertigen itzt Waren fast für alle Völker in Asien, Africa und America. Es haben sich ihrem Gewerbfleiße zwey neue Welten geöffnet, wovon eine jede mehr Umfang hat, als die alte, und wo der Markt der einen von Tage zu Tage größer wird.

Diejenigen Länder, welche Colonieen in America besitzen, und zugleich unmittelbar nach Ostindien handeln, genießen den äußern Schimmer dieses großen Handels im vollen Maaße. Indessen haben andre Länder ungeachtet der mißgünstigen Beschränkungen, wodurch man sie davon auszuschließen denkt, oft mehr wirklichen Vortheil dabey. Die Spanischen und Portugiesischen Colonieen z. B. begünstigen mehr die Betriebsamkeit andrer Länder, als Portugals und Spaniens. Sogar bringt die Maaßregel, daß jede Nation sich den ausschließlichen Handel mit ihren Colonieen zuzueignen sucht, oft dem Lande, zu dessen Gunsten sie eingeführt wird, mehr Nachtheil, als dem Lande, welchem man damit schaden will. Die

Unge-

Ungerechtigkeit, den Gewerbfleiß anderer Länder zu unterdrücken, fällt, so zu reden, auf die Häupter der Unterdrücker zurück, und schlägt ihren eigenen Gewerbfleiß zu Boden. Alle Europäische Länder haben auf eine ungerechte Weise sich bestrebt, den ganzen Vortheil des Handels mit ihren Colonieen allein an sich zu ziehen. Gleichwohl hat sich bisher kein einziges dieser Länder etwas anderes ganz zu eigen machen können, als den Aufwand, die unterdrückende Oberherrschaft über die Colonieen im Frieden zu unterhalten, und im Kriege zu vertheidigen. Die mit diesem Besitze verbundenen Nachtheile hat jedes Land sich allein vorbehalten; die aus ihrem Handel entspringenden Vortheile hingegen hat jedes mit manchem andern Lande theilen müssen.

Nach diesen sehr richtigen Bemerkungen, die Smith über die Natur des Coloniehandels in Beziehung auf die Mutterstaten gemacht hat, ist es nicht zu verwundern, daß Groß-Britannien durch die Trennung der Nordamericanischen Colonieen und ihre Unabhängigkeit eher gewonnen als verloren hat. Zum Unterhalte des Mutterstats und zur Vertheidigung desselben trugen jene Colonieen wenig oder nichts bey; hingegen kostete ihre Vertheidigung in Kriegen sehr viel, und schwächte die Macht Groß-Britanniens durch die nothwendig werdende Vertheilung derselben. Der ausschließliche Handel Groß-Britanniens in Ansehung der genannten Waren war diesem eher nachtheilig, als vortheilhaft. Gegenwärtig bey der anerkanten Unabhängigkeit des Nord-Americanischen Stats bleibt seine Vertheidigung ihm selbst überlassen, und dennoch zieht England alle die Handelsvortheile, und zwar in größerem Maaße, die es vorher aus seiner Verbindung mit den Nordamericanischen Colonieen gezogen hatte.

Nach

Nach der Kritik des kaufmännischen Systems läßt Smith eine Prüfung derjenigen Systeme der Statswirthschaft folgen, in welchen das Erzeugniß des Bodens als die einzige und vornehmste Quelle der Einkünfte und Reichthümer jedes Landes angenommen wird. Colbert, der berühmte Französische Statsminister begünstigte zu einseitig die städtische Betriebsamkeit, und dies bewog mehr Französische Philosophen, den Werth des landwirthschaftlichen Systems, um ihm entgegenzuwirken, zu hoch anzuschlagen. Sie theilen die Menschen, die zu dem jährlichen Erzeugnisse des Bodens und der Arbeit des Landes einen Beytrag liefern, in drey Classen. Die erste machen die Gutsherrn oder Landeigenthümer aus. Die zweyte Classe besteht aus den eigentlichen Landwirthen, den Pächtern und Bauern, die sie mit dem ehrenvollen Namen der productiven oder etwas hervorbringenden Classe belegen. Die dritte ist die Classe der Handwerksleute, Manufacturisten und Kaufleute, und diese wollen sie durch die schimpfliche Benennung der unfruchtbaren, unproductiven oder nichts hervorbringenden Classe herabwürdigen.

Die Classe der Landeigenthümer oder Gutsherrn giebt zu dem jährlichen Erzeugnisse ihren Beytrag durch die Kosten, die sie von Zeit zu Zeit auf die Verbesserung des Bodens, auf die Gebäude, das Austrocknen der Sümpfe, kurz auf alle sogenannte Meliorationen verwendet; wodurch denn die eigentlichen Landwirthe in den Stand gesetzt werden, mit demselben Capitale mehr hervorzubringen, und folglich eine höhere Rente zu bezahlen. Diese erhöhete Rente kann als der Zins oder als der Gewinn angesehen werden, welcher dem Landeigenthümer von jenen Kosten, oder

von

von seinem auf die Verbesserung der Ländereyen verwendetem Capitale zukomt. Solche Ausgaben heißen in diesem Systeme **Grundauslagen** (depenses foncieres).

Die Landwirthe oder Pächter geben ihren Beytrag zu dem jährlichen Erzeugnisse durch das, was sie auf den Ackerbau selbst verwenden. Diese Kosten heißen in dem Systeme **Bestandsauslagen** und **jährliche Auslagen** (depenses primitives, depenses annuelles). Beyderley Ausgaben sind zwey Capitalien, die der Pächter auf die Cultur des Bodens verwendet, und wenn ihm diese Capitalien nicht mit einem billigen Gewinne regelmäßig wieder erstattet werden; so ist er nicht im Stande, sein Gewerbe auf gleichen Fuß, wie andere Gewerbe getrieben werden, fortzusetzen; sondern er muß dasselbe um seines eigenen Vortheils willen, sobald er nur kann, aufgeben, und irgend ein anderes ausfindig machen. Derjenige Theil von dem Erzeugnisse des Bodens also, dessen der Pächter nicht entbehren kann, wenn er sein Geschäfft forttreiben will, muß als ein dem Ackerbaue gleichsam geheiligter Fond angesehen werden. Wenn sich der Landeigenthümer daran vergreift, so vermindert er unfehlbar den Ertrag seines eigenen Grundstücks.

Die Arbeit der Handwerker und Manufacturisten, deren Betriebsamkeit nach den gewöhnlichen Begriffen den Werth der rohen Erdproducte so sehr erhöhet, wird in diesem Systeme deswegen als eine ganz unfruchtbare und nichts hervorbringende angesehen, weil sie, wie man sagt, bloß das darauf verwandte Capital mit dem gewöhnlichen Gewinne erstatte. Dies Capital besteht in den Materialien, dem Handwerksgeräthe, und den Arbeits-

beitslohnen, die diesen Leuten von ihren Arbeitsherrn vorgeschossen werden, und ist der Fond, aus welchem ihre Arbeit und ihr Unterhalt bestritten werden soll. Was an dem Fond gewonnen wird, ist zum Unterhalte des Meisters oder Manufacturinhabers bestimt. So wie dieser seinen Leuten das Capital von Materialien, Handwerksgeräthe und Arbeitslohn vorschießt; so schießt er sich selber das vor, was zu seinem eigenen Unterhalte nöthig ist; und diesen Unterhalt mißt er nach dem Gewinne ab, den er durch den Preis der von seinen Leuten verfertigten Arbeit zu machen hofft. Wenn dieser Preis ihm nicht seinen vorgeschossenen Unterhalt sowohl, als die Materialien, Handwerksgeräthe und Arbeitslohne, die er seinen Arbeitern vorgeschossen hatte, wiedererstattet: so bekomt er offenbar nicht alle Kosten wieder, die er darauf verwandt hatte.

Die Gewinne von den in Manufacturen gesteckten Capitalien sind also nicht, wie die Landrente, ein reiner Ertrag, der nach völliger Wiedererstattung der auf seine Gewinnung gewandten Kosten übrig bleibt. Das Capital des Pächters wirft eben sowohl als das Capital des Manufacturinhabers einen Gewinn ab; aber es giebt überdieß auch noch einer anderen Person eine Rente, und dies ist mit dem Capitale des Manufacturisten nicht der Fall. Die Auslagen also, die zur Beschäfftigung und Unterhaltung der Manufacturisten gemacht werden, verlängern gleichsam bloß die Existenz ihres eigenen Werthes, und bringen keinen neuen Werth hervor. Es sind folglich lauter unfruchtbare nichts hervorbringende Auslagen. Die Auslagen hingegen, die zur Beschäfftigung der Pächter und Ackerleute gemacht werden, verlängern nicht nur die Existenz ihres eigenen Werthes: sondern sie bringen auch

auch noch überdieß einen neuen Werth, nemlich die Rente des Gutsherrn hervor; und darum sind sie hervorbringende Auslagen.

Handelscapitalien sind eben so wenig hervorbringend, als Capitalien der Manufacturisten. Sie verlängern bloß die Existenz ihres eigenen Werths, ohne einen neuen Werth hervorzubringen. Die Gewinne davon sind nur Wiedererstattung des Unterhalts, welchen der Eigenthümer während der Zeit, als er sein Capital gebraucht, oder so lange bis es ihm wiedererstattet wird, sich selber vorschießt. Sie sind nichts weiter, als die Wiedererstattung eines Theils von den Kosten, die zur Benutzung des Capitals aufgewandt werden mußten.

Die Arbeit der Handwerker und Manufacturisten setzt zu dem Werthe, den das jährliche rohe Erzeugniß des Bodens, als ein Ganzes betrachtet, ausmacht, gar nichts hinzu. Zwar setzt sie zu dem Werthe einzelner Theile dieses Erzeugnisses sehr viel hinzu. Allein dasjenige, was unterdessen von andern Theilen verbraucht wird, ist gerade eben so groß, als der Werth, den sie jenen einzelnen Theilen zusetzt, so daß der Werth des Ganzen zu keiner Zeit auch nur im mindesten dadurch vermehrt wird.

Die unproductive Classe der Kaufleute, Handwerker, und Manufacturisten wird also nach dem landwirthschaftlichen Systeme bloß auf Kosten der beyden anderen Classen, der Landeigenthümer und der Landwirthe, ernährt und beschäfftigt. Die letztern versehen jene nicht nur mit den Materialien zu ihrer Arbeit, sondern auch mit den Nahrungsmitteln, deren sie bedürfen. Endlich bezahlen auch die Landeigenthümer und Landwirthe nicht nur die Arbeitslohne aller Arbei-

ter der nichts hervorbringenden Classe, sondern auch die Gewinne aller derer, welche die Arbeiter anstellen. Diese Arbeitsleute und ihre Arbeitsherrn sind eigentlich die Dienstboten der Landeigenthümer und Landwirthe; nur sind sie Dienstboten, die ihre Geschäffte außer dem Hause verrichten, so wie das Gesinde dieselben im Hause verrichtet. Die einen und die andern werden auf Kosten der nehmlichen Herren unterhalten; beyder Arbeit bringt nichts hervor; sie setzt dem Werthe der Totalsumme des rohen Landesproducts nichts zu. Anstatt den Werth dieser Totalsumme zu vermehren, ist sie vielmehr eine lästige Ausgabe, die davon bestritten werden muß.

Indessen ist diese unproductive Classe nicht nur nicht unnütz; sondern sie ist auch den beyden übrigen Classen sehr nützlich. Vermittelst der Betriebsamkeit der Kaufleute, Handwerker und Manufacturisten können die Landeigenthümer und Landwirthe ihr Bedürfniß an fremden Waren und an verbreiteten Erzeugnissen ihres eigenen Landes mit dem Producte einer geringeren Quantität ihrer eigenen Arbeit erkaufen, als sie würden aufwenden müssen, wenn sie auf eine ungeschickte Weise sich einfallen ließen, die einen selbst einzuführen, und die anderen zu ihrem Gebrauche selbst zu verfertigen. Die unproductive Classe überhebt die Landwirthe mancher Sorge, welche sonst ihre auf den Landbau gerichtete Aufmerksamkeit zerstreuen würde. Das überwiegend stärkere Product, welches sie bey ungetheilter Aufmerksamkeit erzeugen können, entschädigt sie hinlänglich für alle Ausgaben, die ihnen oder den Landeigenthümern der Unterhalt und die Beschäfftigung der unproductiven Classe verursacht. Wenn daher auch der Gewerbfleiß der Kaufleute, Handwerker und Manufacturisten seiner Natur nach

gar

gar nichts hervorbringt; so trägt er doch mittelbarerweise zur Vermehrung der Erzeugnisse des Bodens bey. Er vermehrt die hervorbringende Kraft productiver Arbeit, indem er ihr Freyheit verschafft, sich auf ihr eigenthümliches Geschäfft, den Ackerbau, einzuschränken; und der Pflug geht oft, durch die Arbeit des Mannes, den seine Geschäffte weit vom Pfluge entfernen, um so viel leichter und besser.

Es kann niemals den Landeigenthümern und Landwirthen Vortheil bringen, den Gewerbfleiß der Kaufleute, Handwerker und Manufacturisten auf irgend eine Art zu hemmen oder einzuschränken. Je mehr Freyheit diese unproductive Classe genießt, desto größere Concurrenz wird in ihren verschiedenen Gewerbzweigen vorhanden seyn, und desto wohlfeiler können die beyden anderen Classen mit fremden Waren, und mit verarbeiteten Erzeugnissen ihres eigenen Landes versehen werden.

Es kann ferner niemals der unproductiven Classe Vortheil bringen, die beyden anderen Classen zu unterdrücken. Nur mit dem Ueberschusse von dem Erzeugnisse des Bodens, oder mit demjenigen, was nach Abzug des Unterhalts erstlich der eigentlichen Landwirthe, und dann der Gutsherrn oder Landeigenthümer, übrig bleibt, wird die unproductive Classe unterhalten und beschäfftigt. Je größer nun der Ueberschuß jenes Erzeugnisses ist, desto reichlichern Unterhalt, und desto mehr Beschäfftigung muß diese Classe finden. Man führe nur vollkomne Gerechtigkeit, vollkomne Freyheit und vollkomne Gleichheit ein, und das Räthsel ist leicht gelöset, wie alle drey Classen sich auf der höchsten Stufe des Wohlstandes am sichersten erhalten können. Also Freyheit des Han-

dels, der Manufacturen und Gewerbe ist auch ein Resultat des landwirthschaftlichen Systems.

Der Hauptirrthum dieses Systems scheint nach Smith darin zu liegen, daß es die Classe der Handwerker, Manufacturisten und Kaufleute als ganz unfruchtbar und nichts hervorbringend darstellt. Daß diese Behauptung aber unrichtig sey, erhellt aus folgenden Gründen: 1) Es wird eingeräumt, daß diese Classe jährlich den Werth dessen, was sie verzehrt, wieder hervorbringt, also wenigstens die Existenz des Fonds, womit sie unterhalten und beschäfftigt wird, verlängert. Schon in dieser Rücksicht scheint die Benennung unfruchtbar, nichts hervorbringend, nicht auf sie zu passen. Wir nennen eine Ehe nicht unfruchtbar, wenn auch nur ein Sohn und eine Tochter erzeugt werden, welche nur die Stelle des Vaters und der Mutter ersetzen, also die Zahl der Menschen nicht vermehren, sondern nur die vorhandene erhalten. Freylich bringen die Pächter und Ackerleute, außer dem Fond, mit welchem sie unterhalten und beschäfftigt werden, jährlich noch einen reinen Ertrag, eine freye Rente für den Gutsherrn, hervor; und, so wie eine Ehe, worin drey Kinder erzeugt werden, unstreitig productiver ist, als eine Ehe von zwey Kindern; so ist auch die Arbeit der Pächter und Ackerleute productiver, als die Arbeit der Kaufleute, Handwerker und Manufacturisten.

2) Es scheint in dieser Rücksicht ganz unschicklich zu seyn, die Handwerker, Manufacturisten und Kaufleute mit dem Hausgesinde in eine Reihe zu stellen. Die Arbeit dieser Dienstboten giebt dem Fond, womit sie unterhalten und beschäfftigt werden, gar keine Dauer. Sie werden bloß auf Kosten ihrer Dienstherren unterhalten und beschäfftigt, und die Arbeit,

beit, die sie verrichten, ist nicht so beschaffen, daß sie diese Kosten wieder erstattete. Ihre Arbeit besteht in Diensten, welche gemeiniglich in demselben Augenblicke, wo sie verrichtet werden, verschwinden, und an keiner verkäuflichen Ware, die den Werth ihres Arbeitslohns und Unterhalt wieder erstattete, haften oder sichtbar werden. Die Arbeit der Handwerker, Manufacturisten und Kaufleute hingegen haftet allerdings an einer solchen verkäuflichen Ware, und wird daran sichtbar.

3) In jedem Betrachte scheint es unrichtig zu seyn, daß die Arbeit der Handwerker, Manufacturisten und Kaufleute das wirkliche Einkommen der Gesellschaft gar nicht vermehre. Ein Handwerksmann z. B. der in den ersten sechs Monaten nach der Erndte eine Arbeit, die zehn Pf. Sterl. werth ist, macht, mag immerhin während dieser Zeit zehn Pf. Sterl. werth Getreide und andere Bedürfnisse verbrauchen; er setzt doch in der That zu dem jährlichen Erzeugnisse des Bodens und der Arbeit der Gesellschaft den Werth von zehn Pfunden hinzu. Während der Zeit, daß er ein halbjähriges zehn Pf. Sterl. werthes Einkommen an Getreide und anden Bedürfnissen verbrauchte, hat er eine eben so viel werthe Arbeit zu Stande gebracht, mit welcher entweder für ihn, oder für irgend eine andere Person ein gleiches halbjähriges Einkommen gekauft werden konte. Daher ist der Werth dessen, was in diesen sechs Monaten verbraucht und hervorgebracht worden ist, nicht zehn, sondern zwanzig Pfunden gleich. Zwar ist vielleicht zu keiner Zeit mehr als der Werth von zehn Pfunden wirklich vorhanden gewesen. Wenn aber die zehn Pf. Sterl. werth Getreide und andere Bedürfnisse von einem Soldaten oder Dienstboten verbraucht worden wären; so würde

 der-

derjenige Theil von dem jährlichen Erzeugnisse, welcher zu Ende der sechs Monate vorhanden war, zehn Pf. St. weniger betragen haben, als er vermöge der Arbeit des Handwerksmannes betrug. Gesetzt also auch, der Werth dessen, was ein Handwerksmann hervorbringt, betrüge zu keiner Zeit mehr, als den Werth dessen, was er verzehrt; so ist doch zu jeder Zeit der wirklich auf dem Markte vorhandene Werth von Waren vermöge seiner Arbeit größer, als er außerdem seyn würde.

4) Ohne Ersparnisse zu machen, können Pachter und Ackerleute eben so wenig das wirkliche Einkommen ihrer Gesellschaft, das jährliche Erzeugniß von dem Boden und von der Arbeit derselben, vermehren, als Handwerker, Manufacturisten und Kaufleute.

Endlich 5) wenn man auch dem Systeme gemäß annimt, daß die Einkünfte der Einwohner in jedem Lande in nichts anderm bestehen, als in der Quantität von Nahrungsmitteln, die ihnen ihr Fleiß verschaffen kann; so müssen doch selbst unter dieser Voraussetzung, und unter übrigens gleichen Umständen, die Einkünfte eines Handel treibenden und mit Manufacturen versehenen Landes allezeit größer seyn, als die Einkünfte eines Landes, das weder Handel noch Manufacturen hat. Vermittelst des Handels und der Manufacturen kann jährlich eine größere Menge von Nahrungsmitteln in ein Land eingeführt werden, als sein eigener Boden bey dem jedesmaligen Zustande seiner Cultur hervorbringen könte. Natürlicherweise kann also ein Land, worin Handel und Manufacturen blühen, mit einem kleinen Theile seiner verarbeiteten Erzeugnisse einen großen Theil der rohen Erzeugnisse andrer Länder erkaufen; da im Gegentheile ein

ein Land, das keinen Handel und keine Manufacturen hat, insgemein einen großen Theil seiner rohen Erzeugnisse aufwenden muß, um sich einen sehr kleinen Theil der verarbeiteten Erzeugnisse anderer Länder zu verschaffen.

Indessen, räumt Smith ein, daß vielleicht dieses System bey allen seinen Unvollkommenheiten unter allen bis zu seiner Zeit bekant gewordenen Systemen der Statswirthschaft der Wahrheit am nächsten komme, und daher die Aufmerksamkeit eines Jeden verdiene, der die Grundsätze dieser sehr wichtigen Wissenschaft gründlich untersuchen wolle. Zwar stellt es die Arbeit bey der Landwirthschaft als die einzige auf, die etwas hervorbringt, und daher sind die daraus gefolgerten Begriffe vielleicht zu enge und beschränkt. Aber da es das Wesen des Nationalreichthums nicht in die unverbrauchbaren Schätze des Geldes, sondern in die verbrauchbaren Güter setzt, die jährlich durch die Arbeit der Gesellschaft von neuem hervorgebracht werden; da es vollkomne Freyheit als das einzig wirksame Mittel aufstellt, diese mit jedem Jahre erneuerte Erzeugung auf die höchste mögliche Stufe zu bringen: so scheint diese Theorie eben so richtig zu seyn, als sie großmüthig und menschenfreundlich ist. Ihre Anhänger sind sehr zahlreich, und haben ein sehr ansehnliche Secte ausgemacht, die sich unter den Französischen Gelehrten durch den Namen der Oekonomisten auszeichneten *).

In dem fünften Buche seines Werks handelt Smith von den Einkünften des Stats oder des Landesherrn. Er bestimt zuvörderst die Ausgaben,

*) Am besten ist diese Theorie entwickelt in einem Buche von Mercier de la Riviere: L'ordre naturel et essentiel des Societés politiques; Paris 1767. 4.

den, welche dem State zur Erreichung seines Zweckes nothwendig sind. Sie werden veranlaßt durch das Bedürfniß des Landes, der Rechtspflege, durch nöthige und nützliche öffentliche Werke, insbesondre durch Anstalten, die zur Beförderung und Erleichterung des Handels überhaupt, oder besonderer Zweige des Handels dienen; durch den Aufwand, welchen der Stat für die Unterweisung der Jugend und der Erwachsenen zu machen hat; endlich durch den Aufwand, welcher dient, die Würde des Landesherrn durch einen gewissen äußern Glanz zu unterstützen. Nach der umständlichen Charakteristik der nothwendigen Ausgaben des Stats folgt die Lehre von den Quellen der öffentlichen oder allgemeinen Statseinkünfte. Smith untersucht hier zuvörderst die Quellen, welche dem Landesherrn unmittelbar und unabhängig von den Abgaben der Unterthanen Einkünfte verschaffen; dann die Natur, die Vortheile und Nachtheile der Auflagen auf die Landrente, der Steuern, die nicht der Rente, sondern den Erzeugnissen des Landes angemessen sind, der Auflagen auf die Renten der Häuser, auf den Gewinn oder die von Capitalien zu ziehenden Einkünfte, auf die Gewinne besondrer Gewerbe und Beschäfftigungen, auf das Capital der Ländereyen, Häuser und beweglichen Güter, auf den Arbeitslohn; endlich der Auflagen, die nach ihrer Absicht alle Arten des Einkommens ohne Unterschied treffen sollen, der Kopfsteuern, und der Auflagen auf die Consumtion. Das letzte Capital ist den Statsschulden gewidmet, namentlich der Englischen Nationalschuld.

